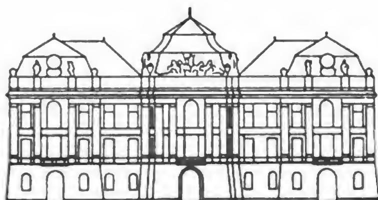
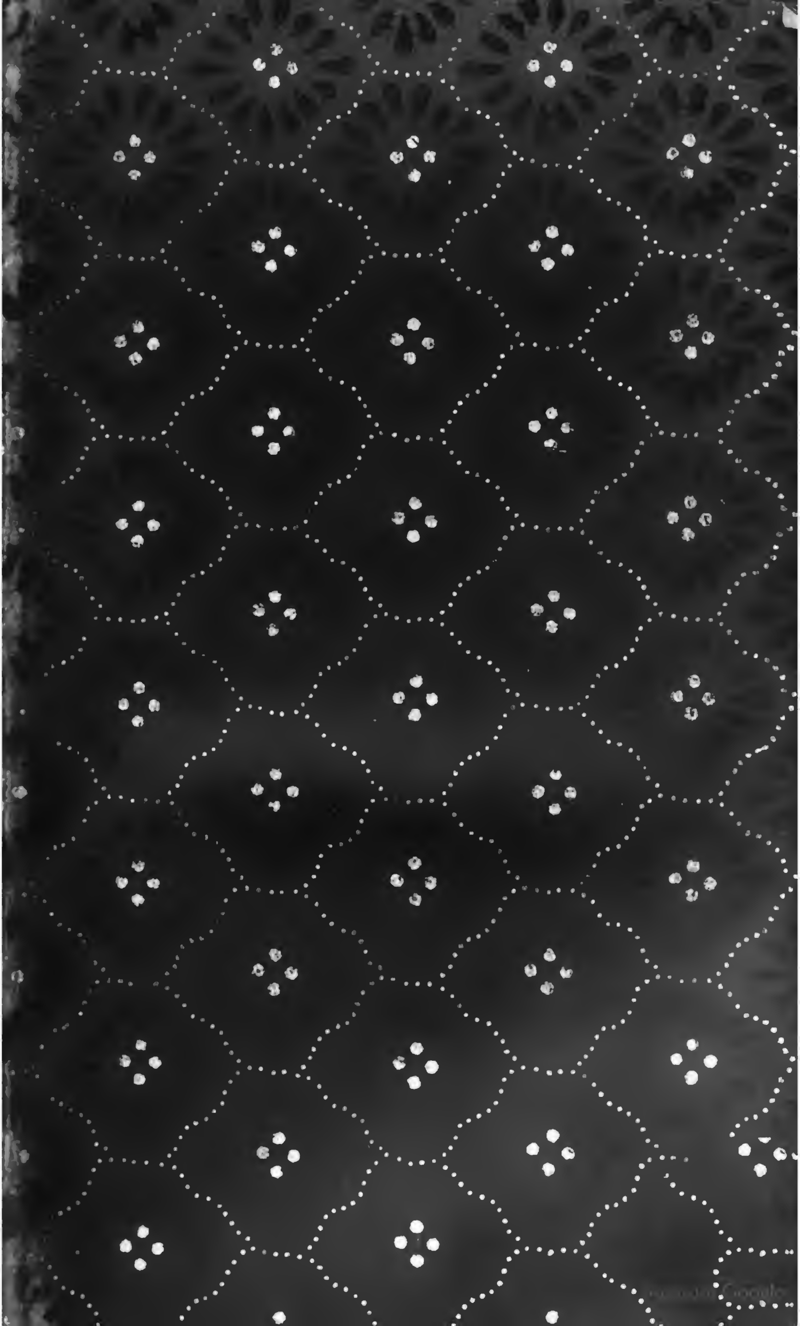






Thomas und Karl August West's
Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Zweite Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.
1829.

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Erster Theil.

Kritische und satyrische Streifzüge

im

Gebiete der Literatur und des Theaters,

von

Thomas West

und dessen Freunden.

Mit Anmerkungen und Zusätzen

von

K. A. West.

Erster Theil.

Allgemeine Anmerkung

zu dem Inhalte dieser Abtheilung.

Der Verfasser des Sonntagsblattes — einer Wochenschrift, die in den Jahren 1807 und 1808 erschien, — ging einige Jahre nachher mit dem Gedanken um, eine zweite verbesserte Auflage dieser Zeitschrift zu veranstalten, und dieselbe nach einem etwas veränderten, ausschließend auf die Literatur und das Theater beschränkten Plane, unter dem Titel: Kritische und satyrische Streifzüge, fortzusetzen. Er unterzog zu diesem Behuf das Ganze einer genauen Durchsicht, verwarf Vieles, was ihm der Erhaltung unwerth schien, veränderte und

ergänzte Mehreres, und legte die besseren Aufsätze nicht rein-literarischen Inhaltes für eine andere Sammlung zurück, welche ungefähr zu gleicher Zeit in der Form eines didaktischen Familien-Romans erscheinen sollte, und woraus später seine Bilder aus dem Leben entstanden sind. Aeußere Umstände und Beschäftigungen dringenderer Art unterbrachen damals die weitere Ausführung dieses Vorhabens, und die beabsichtigte neue Auflage des Sonntagsblattes blieb in der Gestalt, worin sie nun dem Publikum vorgelegt wird, über ein Jahrzehend in dem Pulte des Verfassers verschlossen. Wenn dadurch Manches in den ersten Bänden dieser Streifzüge, besonders in dem polemischen Theile derselben, veraltet erscheint; so haben dagegen die Grundsätze und Urtheile des Verfassers, durch die Bestätigung, welche ihnen die Zeit verlieh, einen Zuwachs an Gewicht erhalten, und als

ein Beitrag zur Geschichte und Charakteristik einer merkwürdigen Kunst- und Geschmacks-Periode, dürften diese Analekten der Tageskritik auch jetzt noch von einigem Interesse seyn.

Die kritischen Bemerkungen des Verfassers, bei welchen die Formen des Sonntagsblattes beibehalten sind, reichen bis zum Ende des Jahres 1808. Sie werden mit den sie ergänzenden Zusätzen, wovon die spätesten im Jahr 1818 geschrieben wurden, vier Bändchen ausmachen, jedes ungefähr von der Bogenzahl des vorliegenden. Eine gedrängte Uebersicht der neueren Erscheinungen unserer schönen Literatur, der dramatischen insbesondere, wird diese Streifzüge mit dem fünften Bande beschließen.

Die Stellung des Verfassers, in Bezug auf das deutsche Theater, das er, seit fünf und zwanzig Jahren und darüber, in mannigfachen praktischen Verhältnissen kennen gelernt, scheint

ihm einiges Recht zu geben, über diesen Gegenstand ein Wort mitzusprechen. Er glaubt, daß es an der Zeit ist, dieß jetzt zu thun. Die Klagen über den Verfall unserer Schaubühne werden immer häufiger, und einzelne Stimmen von Ansehen lassen sich vernehmen, welche einen Rückschritt für nöthig halten, wenn das Theater vor dem gänzlichen Untergange bewahrt werden soll. Es ist merkwürdig, daß einige derselben Schriftsteller, welche im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts als die Stifter einer neuen, glänzenderen Epoche der schönen Künste auftraten, jetzt eingestehen, daß die Kunst durch alle die Bewegung, welche sie und ihre Freunde veranlaßten, um nichts weiter gekommen, ja, daß namentlich die Bühnenkunst, in Vergleichung mit dem, was sie zu Lessing's, Eckhof's und Schröder's Zeit war, beträchtlich zurückgegangen ist. Der Verfasser hat vor zwanzig Jahren,

zum großen Aergerniß mancher damaligen Kunstjünger, ungefähr dasselbe gesagt. Er hegt indessen noch bessere Hoffnungen von der deutschen Bühne, als der berühmte Dramaturg, der neuerlich die Entdeckung machte, daß der Verfall des Theaters in Deutschland von Schillern ausging, und daß es seit Fleck's Tode keine Schauspieler mehr gibt, ein paar, früher wenig bekannte, Invaliden der älteren Periode und — die Zöglinge der neuesten Dresdner Schule ausgenommen. Seine Achtung für die todten Meister macht ihn nicht blind gegen die Talente einiger Lebenden, und er ist der Meinung, daß man die Schaubühne, wie die Staaten, nicht durch die unbedingte Rückkehr zu der Beschränktheit und den Vorurtheilen der vergangenen Zeiten wieder herstellt. —

Die nicht zahlreichen Aufsätze von fremder Hand, welche der Verfasser wegen des Zusam-

menhanges, worin sie mit den seinigen stehen, in die vorliegende neue Ausgabe des Sonntags-blattes aufnahm, werden in der Inhaltsanzeige am Schlusse des vierten Bändchens einzeln nach-gewiesen werden.

K. A. West.

Das Sonntagsblatt.

Jahrgang 1807.

Neue Auflage.

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore —

Horatius.

1*



1.

Der Autor und der Leser.

Statt der Vorrede.

Sonntag, den 1. März 1807.

Ich habe nie gewußt, was für eine wichtige und vornehme Person der Leser ist, als in dem Augenblicke, da ich mich hinsetze, ein Autor zu werden. Ein Schriftsteller muß einen Jeden, der nur Gedrucktes liest, als einen Mann betrachten, von dem er abhängig ist, und um dessen Gunst sich zu bewerben er Ursache hat; ja, ich gestehe, daß, seitdem ich ein Kandidat der Autorschaft bin, ich kaum einen Lakaien, mit einem Buche unter dem Arm, an meinem Fenster vorbei gehen sehe, ohne in Gedanken die Mütze vor ihm abzunehmen.

In der That, ich habe mich oft gewundert, auch da ich selbst noch jünger war, woher zu unserer Zeit das junge Volk den Muth und die Beharrlichkeit nimmt, eine so unglaubliche Menge von Druckmaschinen in Gang zu erhal-

ten, als, nach bewährten Nachrichten, in dem denkenden Deutschland gezählt werden. Von allen Arten des unvorsichtigen Gebrauches, welcher von der Feder gemacht werden kann, gibt es keine, die so bedenklich, und wenn es mißlingt, so wenig zu entschuldigen wäre, als die, ein Buch, oder gar, wie es nun mir begegnet, ein Wochenblatt damit zu schreiben. Ein Mensch, der einen Schuldbrief unterzeichnet, überläßt einen Theil seines Eigenthumes und seiner Ehre der Willkühr eines Andern, und verspricht, vielleicht mehr als er hat, aber doch nicht mehr, als er weiß. Wer eine Druckschrift fertigt, verkauft und überantwortet sich selbst und sein innerstes Gemüth der ganzen Welt, und macht sich verbindlich, Forderungen zu erfüllen, die er, und oft auch die Welt, nicht einmal kennt.

Als ich heute Morgens ganz friedfertig an meinem Schreibtische saß, und der angenehmen Vorstellung nachhing, wie sich mein Name, kraft meines Berufes, nach und nach im Publikum verbreiten, und ich mir manchen unbekannten Freund erwerben würde, pochte Jemand an meine Thür. Ich hatte einen halben Bogen zu dem ersten Stücke des Sonntagsblattes angelegt, und

einige Zeilen an dem Eingange geschrieben. Da es mir meine natürliche Schamhaftigkeit nicht erlaubt, mich bei einer so ungewöhnlichen Verrichtung, als die Schriftstellerei noch für mich ist, den Augen eines Zeugen bloß zu stellen, so legte ich ein weißes Blatt auf mein angefangenes Manuscript und stand auf, meinen Besuch zu empfangen. — Es trat ein Herr Doktor E** in das Zimmer, den ich ehemals in Berlin und Leipzig gesehen, aber nie genauer kennen gelernt hatte.

Der Herr Doktor ist etwas kurz und scharf in seinen Ausdrücken; es dauerte daher eine Weile, ehe ich ihn zu einem, halbenweges zusammenhängenden, Gespräche bringen konnte. — »Haben Sie unsere Theater gesehen?« fragte ich von ungefähr. — »Leider, ja!« — fiel er mir in's Wort.

»Es ist wahr,« erwiederte ich: »das Theater ist nirgends mehr in dem Zustande, in dem es vor einem Jahrzehend gewesen.«

»Es ist in gar keinem Zustande —« gab er zur Antwort.

»Sie meinen, Herr Doktor —?« fragte ich zögernd.

»Ich meine nicht. Das Theater ist Null.«

Ich rückte ein wenig auf meinem Stuhle. »Wir bilden uns doch ein, ein paar Schauspieler zu haben,« — fuhr ich fort. »Ohne Zweifel haben Sie Madame Roose gesehen?«

»Nein.«

»So ist Ihnen ein großes Vergnügen entgangen,« sagte ich. »Man kann schwerlich mehr Seele auf dem Theater haben.«

Er lächelte, und seine Lippen machten eine Bewegung, als ob er eine Bemerkung unterdrückte. — Ich wußte nicht gleich, wovon ich reden sollte.

»Sie sind über Weimar gekommen,« fing ich wieder an. »Die gute Stadt hat viel gelitten *). Wie fanden Sie Göthe'n? Er hat geheirathet.«

»Er ist gewesen —« sagte der Doktor gleichgültig.

Mir fiel ein, daß Herr v. Kotzebue diesen Einfall auf Göthe'n angewendet habe, und ich ließ es den Doktor bemerken.

»Wahrhaftig!« stotterte er, und es schien

*) Im Feldzuge von 1806.

fast, als wollte ihm etwas Blut in's Gesicht steigen. »Aber ist es möglich,« fuhr er fort, »daß man einen Menschen, wie Kotzebue, nur nennt!«

»Warum nicht, wenn man an ihn erinnert wird?« sagte ich etwas verdrießlich.

Ich fragte nach Alexander Humboldt. »Er habe noch heute Briefe von ihm erhalten.« — Ich pries ihn glücklich, in so interessanter Korrespondenz zu stehen. — »Es sey viel Stoff,« bemerkte der Doktor; »er liebe sonst die materiellen Köpfe nicht.«

»Ihr Naturforscher ist Schelling, wie man sieht,« sagte ich.

»Das ist noch ein Mensch,« antwortete er trocken.

Wir sprachen von Kant. Der Doktor versicherte, daß er die Kritik der reinen Vernunft nicht habe durchlesen können. »Die Realkenntnisse,« meinte er, »hätten den ehrlichen Kant verdorben.«

Die Rede kam wieder auf die schöne Literatur. Herr E** fragte: »ob wir denn eine hätten? — Lessing habe Etwas davon geahnet: aber sein eigenes Beispiel habe mehr geschadet,

als ein paar Blätter seiner Dramaturgie hätten nutzen können. Vielleicht wäre Klopstock ein Dichter geworden, wenn er die Spanier gelesen hätte. Im Werther seyen einige Blitze; erst im Wilhelm Meister fange es an zu tagen.«

»Und Wieland?« fragte ich unschuldig, »und Schiller?«

Er sah mich an. »Wieland!« rief er aus. »Dieser Zwitter von Frivolität und Plattheit! Diese moderne Antike! Was er Erträgliches hat, ist entlehnt; was ihm eigen ist, wird Niemand von ihm entlehnen. Schiller ist eine verkümmerte Natur: lauter krankhafter Antrieb; er hatte die Kraft nicht, zu blühen und zu reifen.«

Ich war verstummt. Der Doktor streckte sich gähnend in seinem Lehnstuhl. Nach einem ziemlich langen Stillschweigen fragte ich: ob der Herr Doktor Schriftsteller sey?

»Er habe einigen Antheil am Tartarus *) genommen,« sagte er.

*) Elysium und Tartarus, herausgegeben von Falk. — Es ist übrigens wol nur der Titel dieses Journals, was den Doktor E** bestimmte, sich eines Antheils an demselben zu rühmen; der Inhalt verräth nirgends seinen Styl und seine Ansichten.

C. A. W.

Der Himmel weiß, durch welchen ärgerlichen Zufall die Ankündigung meiner Wochenschrift auf dem Tische liegen mußte, neben dem der Doktor saß. Mit großem Schrecken sah ich das Blatt in seiner Hand. Er warf einen Blick darauf und, indem er es hinlegte, fragte er mit seinem ausdrucklosen Gesichte: »und liest man so etwas in Wien?«

Ich war im Begriff, eine Antwort hervor zu stottern, als, zu meinem guten Glücke, mein Freund Brink in die Stube trat. Die Herren grüßten sich ziemlich steif. Niemand hatte Lust, das Gespräch in Gang zu bringen; und Herr E** empfahl sich.

Der Doktor war kaum fort, als ich die Ankündigung nebst den Papieren, die noch auf dem Schreibepulte lagen, zusammenpackte und mit ausbrechender Heftigkeit in einen Winkel warf.

»Was hast Du?« fragte Brink verwundert.

Ich gab keine Antwort, sondern ging mit stärkeren Schritten, als ich sonst zu machen pflege, in dem Zimmer auf und ab.

»Du probierst eine Rolle, wie es scheint,« sagte Brink, und setzte sich ganz gemüthlich in

meinen Armstuhl, gleichsam um mir zuzusehen.

»Ich bin ärgerlich,« fuhr ich endlich heraus, »über mich, über diesen Doktor Cerberus, über die Narrheit, die uns zum Schreiben antreibt, und über Dich, der Du mich davon hättest abhalten sollen.«

»Nun, nun!« murmelte Brink, während er seine Pfeife hervorzog, und sich Tabak zu stopfen anfing.

»Wenn ich jetzt bedenke,« fuhr ich fort, »daß zwei Drittheile der jungen Leute, die in den Gesellschaften, wo man noch liest, den Ton angeben, diesem Doktor gleichen *); wenn ich mir die Urtheile vorstelle, die in diesen Gesellschaften über die unschuldigen Unterhaltungen meiner Feder, wie Du sie nanntest, ergehen werden; wenn ich mir das Augenwinken und Achselzucken, den übel versteckten Spott, die Epigramme und Stachel vergegenwärtige, denen ich von nun an

*) Im Jahre 1807 nämlich. Man sollte kaum denken, daß die jungen Leute damals schon so weit waren, als sie in unseren Tagen sind. Einige Namen sind verschwunden und andere aufgekommen; im Uebrigen hat sich der Ton und Charakter unserer jüngeren Literatoren seit zwanzig Jahren wenig geändert.
C. A. W.

ausgesetzt seyn werde, so oft ich in einem Hause, wo man weiß, daß ich Autor bin, erscheine; wenn ich überlege, wie mein Stand sonst so unbefangen, glücklich und ehrenvoll war, wie zuvorkommend man mich in vielen Gesellschaften empfing, wie ruhig ich den geschraubten Witz und das Absprechen junger Laffen anhören konnte, wie manchmal ein Einfall, den ich hatte, die Zuversicht solcher Wortführer wankend machte, und den Zuhörern unvermuthet ein Lächeln abgewann; — wenn ich das alles bedenke und überlege, so möchte ich die Stunde verwünschen, in der ich die bequeme und sichere Lage eines Zuschauers, mit der gefährlichen Stellung einer handelnden Person vertauschte.«

»Wer ist denn dieser Doktor?« fragte Brink mit dem ihm eigenen Phlegma.

»Was weiß ich!« antwortete ich. »Ein kritischer Poet, ein dichtender Kritikus; ein Mann, der Dich belehrt, daß wir noch keine Literatur haben, und daß unser Theater Null ist; in dessen Augen Lessing ein Schulfuchs, Wieland ein platter Skribent, und Schiller weiter nichts als ein Stümper ist.«

»Ich dachte, was es wäre!« sagte Brink,

und fing an, die Rauchwolken mit großer Macht aus seiner Pfeife zu blasen.

»Wenn das am grünen Holze geschieht,« fuhr ich mit gesenkter Stimme fort, »was wird an dem dürren geschehen? Du weißt, wie es mit meiner Schriftstellerei und meinem Berufe dazu bewandt ist.«

»Wenn Dich das interessirt,« erwiederte Brink, »so kann ich Dir sagen, was hin und wieder von Deinem Vorhaben gesprochen wird.«

»Großen Dank!« fiel ich ihm in's Wort. »Ich bin heute nicht aufgelegt, mein Lob zu hören.«

»Nun, was das Loben betrifft,« — murmelte Brink zwischen den Zähnen; »aber sehe man einmal die Ziererei! Ich hätte nicht gedacht, Freund West, daß noch so viel Eitelkeit in Dir steckte.«

»Es ist eine erlaubte Eitelkeit,« antwortete ich, »sich eine Beschämung zu ersparen. — Im Ernst, Brink, es reuet mich, daß ich es nicht bei dem bloßen Einfalle bewenden ließ. Wer schreibt, macht Ansprüche. Schon Jeder, der in der Gesellschaft das Wort nimmt, muß sich klüger und Andere zu unterhalten fähiger dünken als die, welche er schweigen und ihm zuhören

macht. Wer für den Druck schreibt, wählt ein Auditorium, das ungleich größer und angesehener ist, und gibt zu verstehen, daß er etwas zu sagen habe, was von Vielen gehört zu werden verdient. Ein Autor denkt also nothwendiger Weise sehr gut von sich, es sey von seinem Verstande oder von seinem Witze, oder von Beiden zugleich.«

»Das ist es eben, was ich sage,« — fiel Brink ernsthaft ein.

»Ich habe mir daher,« fuhr ich fort, »in meinen hellen Augenblicken, einen Autor stets als einen an Gaben des Geistes reichen Mann vorgestellt, der, außer dem, was er für sich, seine Frau, seine Kinder, Freunde und Nachbarn, kurz, für den Hausbedarf nöthig hat, noch einen baren Ueberschuß an Verstand, Witz und Laune besitzt, welchen er dem Publikum zu Gute kommen läßt. Gleichwie es aber viele leichtfertige, eitle und thörichte Menschen gibt, die ihr ganzes Vermögen in Ringen, Uhrketten, gestickten Kleidern und dergleichen Firlefanz zur Schau tragen, so besorge ich, ist es auch mir im gegenwärtigen Falle ergangen, da ich mein Bischen Vernunft und Mutterwitz in diesen frivo-

len Blättern den Augen und dem Gespötte der müßigen Menge Preis geben will; denn ich finde mich schon bei dem ersten Abenteuer, worein mich meine angehende Autorschaft verwickelt, so arm an eigenem Rath und Trost, daß ich nicht übel versucht bin, mich gleich jetzt unter den Haufen zu mischen, und, wenn man mich auspocht, wacker mit zu pfeifen.«

»Du bist eine drollige Art von Schriftsteller,« sagte Brink gutmüthig. »Doch laß es gut seyn, Thom's. Man gewöhnt das; und am Ende findest Du vielleicht, Du habest Deine Sachen nicht so übel gemacht.«

»War es denn nicht,« fuhr er fort, »die Langeweile und der Ekel, den wir in gewissen Gesellschaften empfanden, was Dich auf den Gedanken brachte, Dir, mir, und noch Einem oder dem Andern der Unsrigen, mit einer Art von Wochenschrift eine kleine Zerstreuung zu machen? Die Langeweile fängt schon an, uns weniger beschwerlich zu seyn; denn ich sehe Dich in einer Arbeit und Beängstigung, die mir wahrhaft kurzweilig däucht. Was jene Gesellschaften betrifft, so wette ich, sie werden Dir, auf dem Wege, den Du eingeschlagen hast, noch recht

aufgeweckt und pikant vorkommen. — Waren es nicht gerade solche Urtheile, als Du über Dich ergehen zu hören fürchtest, welche die Indignation in uns erweckten, ihnen Trotz zu bieten, und unser eigenes Urtheil laut werden zu lassen? Damals sprachst Du vernünftig, Thom's. »Ich mache keinen Anspruch,« sagtest Du, »auf klassisches Verdienst, noch auf ein großes Interesse, welches so flüchtige Versuche nie einflößen können. Leicht, wie sie geschrieben sind, werden sie gelesen, und so mögen sie auch beurtheilt und — vergessen werden.«

»Das sagte ich leider,« antwortete ich, »aber ich habe mich, in meiner Unschuld, sehr geirrt. Die Zeiten der Mittelmäßigkeit, deren ich mich erfreuen zu dürfen glaubte, sind vorüber. Es wird nichts mehr geduldet, als das Klassische; und, was einen Autor zur Verzweiflung bringen könnte, Niemand weiß eigentlich, was klassisch ist. Ehemals, mein Freund, war es möglich, in mancherlei Feldern ein bescheidenes Verdienst zu erwerben, und, wenn nicht an dem Lorber, doch an der Blumenkrone des Genies Theil zu nehmen. Wer wagt es aber heut zu Tage noch, der heiteren Köpfe zu gedenken, die, bei dem

Entstehen unserer Literatur, mit schönen, obgleich weniger glänzenden, Talenten ein so anmuthiges Leben verbreiteten? Hagedorn, Gleim, Rabener, Gerstenberg, Uz! — Der Herr Doktor E. würde vor Verdruß und Scham vergehen, wenn man ihm Schuld gäbe, er habe von diesen obskuren Leuten auch nur eine einzige Zeile gelesen. Und doch sind das Männer, deren Vortrefflichkeit zu erreichen ich mir, wie Du weißt, noch nicht geschmeichelt habe.«

»Gut,« sagte Brink, »so hast Du Hoffnung, gar nicht gelesen zu werden, und in dem Falle bist Du wenigstens sicher, daß man Dich nicht auszischt.«

»Das folgt, mit Deiner Erlaubniß, im geringsten nicht. Ich kenne zwanzig junge Herren, und es thut mir leid, es zu sagen, auch ein paar Damen, die über kein Buch und über keinen Autor erboßter herfallen, als über solche, von denen sie erweislich nie zwei Seiten gelesen haben. Es geht nichts über eine solche transcendente Kritik, wie man es nennen möchte!«

»Wenn das ist,« erwiederte Brink, »so weiß ich Dir keinen andern Rath, als Dich blindlings in Dein Geschick zu ergeben, und für den

Ausgang die Götter sorgen zu lassen. Unvermeidlichen Uebeln muß man mit Resignation entgegen gehen. — Um auf etwas Anderes zu kommen, hast Du dem Persischen Gesandten Deine Aufwartung gemacht, Thom's?«

Und nun fing er an, Geschichten zu erzählen, Stadtgespräche durchzumustern, vom Hundertsten in's Tausendste zu gerathen, als ob er unklug geworden wäre. Auf einmal stand er auf, legte seine Pfeife und Tabaksdose zusammen und —

»Apropos!« sagte er, »da fällt mir noch ein, daß ich der Frau von Norberg versprochen habe, ihr morgen Dein erstes Sonntagsblatt zu bringen. Es wird doch fertig seyn?«

»Das hättest Du können bleiben lassen,« antwortete ich. »Was gehen Dich meine Geschäfte und die Frau von Norberg an?«

»Wer weiß!« erwiederte Brink recht leichtfertig. »Da liegt die Ankündigung. Dein Wort hast Du verpfändet; und wenn Elisa freundlich nickt, so kannst Du das grimmige Gesicht des Doktors verschmerzen.«

»Versucher!« rief ich aus. — »Es sey; unter der Bedingung jedoch, daß Du nichts entge-

gen hast, wenn ich Dein heutiges Gespräch mit mir, Wort für Wort, abdrucken lasse.«

»Im geringsten nichts,« gab er zur Antwort. »Ich habe ohnehin Lust gehabt, mich einmal gedruckt zu sehen.«

Er ging, und ich setzte mich hin, das erste Stück des Sonntagsblattes zu schreiben.

2.

Die Zueignung.

An Frau von Norberg.

Madame!

Wenn die Leichtfertigkeit verziehen werden kann, welche der Frau von Norberg, ohne ihre Erlaubniß, in einer öffentlichen Schrift zuerst erwähnt hat, so glaube ich wegen der Freiheit, die ich mir nun nehme, keiner Entschuldigung zu bedürfen. Namen, denen man Ehrerbietung schuldig ist, sollten, ohne einen würdigen Anlaß, nie genannt werden, aber es muß erlaubt seyn, ihnen, auch öffentlich, zu huldigen. Es gibt, in allen Ständen und Verhältnissen, ein Maß des Verdienstes, welches der Welt angehört, und ich bin stets der Meinung gewesen, daß die Tugenden und Reize einer seltenen Frau nicht der Verborgenheit nöthig haben, um gleich jenem fabelhaften Juwel, ihr Haus zu erleuchten und zu beglücken. Ein edles Gemüth kann vielleicht des Beifalls der Gesellschaft, aber die Gesell-

schaft kann der Aufmunterung nicht entbehren, welche ihr das Beispiel der Guten und Trefflichen gewährt.

Indem ich einer Schrift, von so launenhafter Entstehung und so zweifelhaftem Erfolge, den Namen Elisens von Norberg vorsetze, verhehle ich mir jedoch nicht, gnädige Frau, daß ich in eine andere Art von Widerspruch und Unschicklichkeit gerathe. Das Gemeine kann, durch seine höhere Bestimmung, nicht einen ihm fremden Adel erlangen, und ich fühle mich unfähig, einem Produkte meiner Hand den Geist, die Anmuth und Würde mitzutheilen, die Alles, was auf Sie Beziehung hat, auszeichnen sollten. Allein, wenn es unmöglich ist, diesen Blättern den Werth und die Vollendung zu geben, die Ihres Namens würdig wären, so wird doch die Vorstellung der vollkommenen Frau, der sie gewidmet sind, jeden verwerflichen, der Reinheit Ihres Geschmackes und Ihrer Sitten anstößigen, Gedanken von ihnen entfernt halten. Gleich dem Genius des schwärmenden Sokrates, soll Ihre Nähe und Ihre Einwirkung auf uns, nicht in dem sich offenbaren, was wir sind und aus eigener Schwachheit vollbringen,

sondern in dem, was wir, nicht ohne höheren Antrieb, vermeiden.

Oft, wenn ich den Verstand, die Schönheit der Gesinnungen, die Liebenswürdigkeit des Umganges bewunderte, worin Elisa — wie sie ist, nicht, wie sie seyn soll —*) ihr ganzes Geschlecht so weit zurück läßt; wenn ich ein Zeuge der Vortrefflichkeit war, welche sie in dem Charakter der Tochter, der Gattin, der Mutter behauptet, — einer Vortrefflichkeit, die in der Ordnung ihres Hauses, in den Sitten und dem Glücke der Ihrigen, so einfach und rührend sich darstellt; wenn ich ihr geistreiches Gespräch hörte, in dem die Vernunft die Anmuth ihrer Person, der Witz die Milde ihres Gemüthes anzunehmen scheint; wenn ich sah und selbst empfand, wie ihr Beispiel und ihre Gegenwart auch einen Fremden unvermerkt veredelt, und Alles, was sie umgibt, ihr ähnlicher macht: — oft ist dann der Wunsch in mir lebhaft geworden, daß, was so Vielen ein Muster zu seyn verdienet, auch von Vielen gekannt seyn möchte.

*) Man sehe das Buch: Elisa, oder die Frau wie sie seyn soll.

In solchen Augenblicken habe ich der Versuchung nur ungern widerstanden, so seltene Verdienste kund und offenbar zu machen, und den Vorhang vor einem Schauspiele wegzuziehen, welches der Aufmerksamkeit und der Theilnahme der Menschen ungleich würdiger zu seyn scheint, als die Scenen der Herrschsucht und des Ehrgeizes, mit deren Schrecken uns das Zeitalter von allen Seiten verfolgt; ich meine das Schauspiel eines musterhaften, durch die Tugend und die Grazien beglückten Hauses.

Da ich es gewagt habe, Sie zu nennen, gnädige Frau, so werden Sie von jetzt an nicht immer vermeiden können, die Welt, die Sie näher kennen zu lernen wünschen muß, in Ihrem Besuchzimmer zu empfangen. Es ist nur ein geringes Zeichen der Aufmerksamkeit, welche ich Ihnen wegen der Ungelegenheit schuldig zu seyn glaube, deren Ursache ich bin, wenn ich mir vornehme, in solchen Fällen immer gegenwärtig zu seyn, um die Ueberlästigen und Ungeweihten von Ihrer Schwelle abzuhalten. So groß auch Ihre Leutseligkeit und die Gastfreiheit Ihres Hauses ist, so läßt sich doch ab-

sehen, daß es Ihnen unbequem werden könnte, das Publikum der gemeinen Stadt Wien, ohne allen Unterschied des Standes und der Lebensart darin aufzunehmen.

Ich bin, mit der größten und aufrichtigsten Verehrung,

Madame!

Sonntag, den 8. März
1807.

Ihr unterthäniger
Thomas West.

Die stille Gesellschaft.

Seit einer Woche ist es ziemlich lebhaft auf meiner Schreibstube geworden. Ich habe mehrere Besuche erhalten, und in den letzten Tagen sind Verhandlungen von Wichtigkeit zwischen meinen vier Wänden gepflogen worden, von denen, da sie einen beträchtlichen Einfluß auf den Inhalt und die Form dieser Blätter haben werden, ich dem Publikum ungesäumt Bericht erstatte.

Der geneigte Leser erinnert sich vielleicht, von einer Gesellschaft gehört zu haben, die man — es ist zweifelhaft, ob zu ihrem Lobe, oder spottweise — die stille Gesellschaft nannte. So viel ist gewiß, daß die Personen, die sie ausmachten, bis jetzt wenig Lärm in der Welt gemacht haben. Die Mitglieder waren lauter Männer von guter Erziehung und mittelmäßigen Glücksumständen, welche ihre Neigung zur Literatur und zu den Künsten, und eine gewisse Ungebundenheit der Lebensart, von den Geschäften und der größeren Gesellschaft entfernt hatten.

Der Zufall und ein verwandtes Bedürfniß

des Geistes hatten diese Männer vereinigt; die Laune und ein gleichgestimmtes Gefühl des Schicklichen gaben ihrer Verbindung eine Art Förmlichkeit und Regel. Kein Streit durfte in Ungestüm ausarten, noch mit Bitterkeit enden; der Humor oder das Lachen vereinigte oder schied die erhitzten Gemüther. Man sprach, man las, man theilte einander und der Gesellschaft seine Versuche und Arbeiten mit. Diese Arbeiten waren bestimmt, nie öffentlich zu erscheinen, es wäre denn zufolge eines Beschlusses und in Gestalt der Akten der Societät.

Ich hatte die Ehre, ein Mitglied dieses gesellschaftlichen Vereins zu seyn, und man sagt, daß ich einer der Stillsten unter den friedlichen Genossen unseres Bundes gewesen sey. Ein witziges Mitglied, das sich nachher unserer Gesellschaft entzog, und dessen unzeitigen Verlust die literarische Welt mit uns betrauert, hat mir deßhalb den Beinamen: der Pythagoräer beigelegt, denn so weit darf ich mich rühmen, es in der Kunst des Schweigens gebracht zu haben, daß meine Stärke in derselben selbst unter den Mitgliedern der stillen Gesellschaft, einer Auszeichnung werth schien.

Wie alle menschlichen Einrichtungen ihrem Verfalle entgegen gehen, so hat auch die stille Gesellschaft sich ihrem Ende genähert. Die meisten Mitglieder sind durch veränderte Absichten, zum Theil durch Geschäftsverhältnisse, von ihrer ehemaligen Verbindung gänzlich entfernt worden. Nur einige der Aeltesten haben in der Zwischenzeit einen freundschaftlichen Umgang unter sich fortgesetzt.

Vorigen Dienstag fiel es Herrn Samuel Brink, den man bald als die Seele unseres Unternehmens kennen lernen wird, unvermuthet ein, die Reste der stillen Gesellschaft wieder zu versammeln.

Bei der ersten Zusammenkunft, die er veranstaltete, waren gegenwärtig: Hr. S. Brink selbst, Hr. Kapitän von Solms, der ehrwürdige Hr. Gregorius Palmer, Hr. Friedrich Ernst der Aeltere, Hr. Morfeld, genannt Tavernier, und ich, Thomas West, als Aktuar.

Es wurde beliebt, daß die genannten Freunde wöchentlich zwei Mal in meinem Hause zusammen kommen sollten. Das Sonntagsblatt ward für ein Besitzthum unserer kleinen Societät erkannt, und jedes Mitglied sollte verbunden seyn,

zu dessen Aufnahme und Erhaltung das Seinige beizutragen.

Da ich auf solche Weise bei meiner schriftstellerischen Unternehmung unvermuthet Freunde und Gehülfen gefunden habe, so halte ich es für nöthig, das Publikum mit den Personen bekannt zu machen, welche auf dem kleinen Schauplatze, der sich vor ihm eröffnet, von jetzt an erscheinen werden.

Hr. Brink ist der Sohn eines Rentiers, von dem er ein beträchtliches Vermögen geerbt hat. Sein Vater hatte ihn für die diplomatische Laufbahn bestimmt, die er auch mit Auszeichnung betrat; aber ein Ehrenhandel, worein er verwickelt wurde, verleidete ihm die Verhältnisse der großen Welt. Als er, nach dem Tode seines Vaters, Herr seines Vermögens und seiner Bestimmung wurde, zog er sich von den Geschäften und von allen seinen früheren Verbindungen zurück. Er brachte mehrere Jahre auf Reisen zu, und überließ sich immer mehr der Laune des Augenblickes, die ihn zu einem der eigenwilligsten und seltsamsten Menschen machte, welche es geben kann. Unangenehme Erfahrungen in der Freundschaft und in der Liebe haben

seinem, von Natur gutartigen, Charakter einen herben Zusatz gegeben, der, besonders gegen Fremde, sich oft mit einer kaustischen Schärfe äußert. In früherer Zeit war er vielleicht in Gefahr, ein Menschenfeind zu werden, und manche Leute halten ihn noch jetzt dafür. Er scheint häufig übellaunig, zuweilen finster; aber Brink ist meist das Gegentheil von dem, was er scheint. Sein Hang zum Menschenhaß und Trübsinn ist nach und nach in eine gutmüthige Misanthropie und Schalkheit übergegangen, die ihn nicht hindert, unter seinen Freunden sehr liebenswürdig zu seyn. Er achtet den Reichthum nicht; ohne ein Verschwender zu seyn, hat er durch seine Freigebigkeit, und durch Mangel an Vorsicht, einen Theil seines Vermögens verloren. Was ihm übrig blieb, setzt ihn jedoch über Bedürfniß und Sorge hinweg. Er ist kein Fremdling in den Wissenschaften geworden, denen er sich in früherer Jugend mit großem Eifer gewidmet hatte. Sein Studium sind indeß seit längerer Zeit mehr die Menschen gewesen als die Bücher. Nie war er Schriftsteller, ungeachtet der Talente, die ihn dazu bestimmt zu haben scheinen.

Herr von Solms ist der jüngere Sohn einer

guten Familie, und hat in früheren Jahren Militärdienste gethan. Noch jetzt ist der praktische Krieg der Lieblingsgegenstand, womit sich seine Einbildungskraft und seine Kombinationsgabe beschäftigt. Niemand bezweifelt seine theoretischen Einsichten, noch seinen persönlichen Muth; aber er gesteht, einen seltsamen Mangel an Geistesgegenwart zu haben, der ihn hindert, augenblicklichen Dispositionen des Feindes mit Erfolg zu begegnen. Sein Kalkül scheint untrüglich; allein er kommt, wie nach einer Stockung oder durch plötzliche Inspiration, meist zur Unzeit und zu spät. Dieser Mangel an Fassung, der sich auch in den gewöhnlichsten Dingen verräth, gibt dem Kapitän eben sowol Stoff, seinen eigenen Humor zu zeigen, als er der Gegenstand der humoristischen Einfälle seiner Freunde ist. Jede Kleinigkeit verwirrt ihn; ungeachtet der Schärfe seines Urtheiles und der logischen Ordnung seiner Begriffe, hat er auf die einfachste Frage oft keine Antwort, und ein unbedeutender Einwurf setzt ihn in stumme Verlegenheit. Eine so sonderbare Wendung des Geistes bewog den Kapitän frühzeitig, den Dienst zu verlassen, und sich der Landwirthschaft zu widmen, die er

seit zwanzig Jahren auf einem kleinen Gute nächst Wien mit eben so viel Glück als Eifer ausübt. Man glaubt, dieselbe Ursache habe ihn abgehalten, eine Frau zu nehmen, da er ein so warmer Lobredner der Ehe ist, und doch selbst nie verheirathet war. Seine Muße füllen abwechselnd die strengen Wissenschaften und die klassischen Schriftsteller der schönen Literatur aus.

Ich habe einigen Anstand genommen, ob ich dem Publikum den Herrn Gregor Palmer, unter seinem wahren Stand und Namen, bekannt machen sollte; aber es ist so wenig Zusatz von scharfer Laune und so viel edler Ernst und Würde in der Zusammensetzung dieses Charakters, daß die Darstellung desselben dem Stande, zu dem er gehört, nicht anders als ehrenvoll seyn kann. Hr. Palmer hat sehr gründliche Kenntnisse von der positiven Theologie seines Bekenntnisses. Die Idee einer künftigen Welt verläßt ihn selten oder niemals, und in dieser Welt kennt er nichts Größeres, als die Vorstellung einer allgemeinen Kirche, ohne welche er nicht glaubt, daß die menschliche Gattung sich jemals zu einem sittlich besseren Zustande erheben werde. Er ist sanftmüthig, wohlthätig, bescheiden. Nichts haßt er

mehr als die Heuchelei, wenn anders die Abneigung eines tugendhaften Gemüthes von einer verwerflichen Gewohnheit, Haß genannt werden kann. Die Lebhaftigkeit dieser Abneigung ist ohne Zweifel die Ursache einiger Sonderbarkeiten in seinem Betragen, so wie sie die Quelle des Witzes und der Laune ist, worin er sich zuweilen über seine eigenen Fehler und über die Gebrechen der menschlichen Natur ergießt.

Herr Friedrich Ernst hat den redenden Künsten ein Leben geweihet, das nun bald (wie er sagt, seine Freunde aber nicht fürchten mögen) seinem höchsten Stufenjahre nahe ist. Er ist der heiterste alte Mann, den ich kenne. Sein Gedächtniß verräth noch jugendliche Stärke; den zierlichen Fluß seiner Rede beherrscht eine männliche Urtheilskraft. Er scherzt gern, und sein Scherz hat einen etwas antiken Gehalt und Anstrich. Herr Ernst zieht die Literatur und die Sprachen der Alten, mit denen er vertraut ist, allen neueren vor, welche er jedoch kennt und zum Theil nach Verdienste schätzt. Er hat längere Zeit in Rom, und einige Jahre in Paris und Leyden gelebt. Einige der größten Gelehrten des Zeitalters waren seine Freunde. Er hat

wenig in deutscher Sprache geschrieben, und nie etwas unter seinem Namen drucken lassen. Am liebsten schreibt er Latein, in welcher Sprache er einen Band Gedichte zurückläßt, die nach seinem Tode erscheinen sollen.

Von den Reisen und Abenteuern unseres Freundes Morfeld muß der unterrichtete Leser gehört haben. Es sind nun über vierzig Jahre, daß der junge Herr Morfeld, als ein sechzehnjähriger Knabe, das Haus seines gelehrten Oheims zum ersten Male heimlich verließ, um den Schauplatz der Siege des Hannibal und das ewige Kapitol kennen zu lernen. Er kam, mit einigen ersparten Dukaten in der Tasche, glücklich bis an den Fuß der Alpen, wo ihn sein Hofmeister einholte, und über Frankreich nach Wien zurückführte. In seinem zwanzigsten Jahre ging er, mit Erlaubniß seines Onkels, nach England, verband sich daselbst mit einigen jungen Engländern zu einer Reise nach Südamerika, deren Hauptzweck war, den Chimborasso zu ersteigen, kam deßhalb nach Kadix, und von da nach Madrid, wo sich seiner amerikanischen Reise unvermuthete Hindernisse entgegenstellten, aber eine gute Gelegenheit anbot, nach

Marokko zu gehen. Er entschloß sich kurz, statt der Kordilleras den Atlas und, wo möglich, die Mondsgebirge zu besuchen, schiffte sich nach Afrika ein, durchwanderte Marokko und Feß, schloß sich in der letzteren Stadt an die große Karavane an, die durch die Berberei nach Aegypten und Mekka geht, gelangte glücklich an den Nil, durchzog das Land, um die großen Pyramiden und die Ruinen von Memphis zu sehen, ging später mit einer anderen Karavane nach Mekka, von da zurück nach Syrien, besuchte Palästina und den romantischen Libanon, verlor in Haleb seinen letzten Reisegefährten, einen jungen Engländer von reicher Familie, bestieg ein Schiff, das über Smyrna nach Konstantinopel bestimmt war, und kehrte endlich, nach einer Abwesenheit von beinahe drei Jahren, zum zweiten Male in seine Vaterstadt zurück.

Hr. Morfeld fand seinen Oheim krank und im Begriff, sein Testament zu machen. Er ward bald nachher Erbe einer mäßigen Rente, die er, fast eher, als es der Wohlstand erlaubte, auf zehn Jahre verkaufte, um mit dem Fond, welchen er dadurch erhielt, eine neue Reise anzutreten. Von dieser Zeit an ist Herr Morfeld, außer

einige Jahre nach Cook's Tode, welchen er durch eine fünfjährige Ruhe feiern zu müssen glaubte, selten lange an einem Orte, in einem Lande, oder auch nur in einem Welttheile geblieben. Er hat in allen Theilen der Erde das Größte und Merkwürdigste gesehen, hat nicht nur den Chimborasso, sondern selbst den Pic von Borabora bestiegen, ist drei Mal in Ostindien, zwei Mal in China und Peru, ein Mal in Tibet, Japan und Neuholland gewesen, und ist, ungeachtet seines Alters, entschlossen, die Grabstätte Mungo Park's aufzusuchen, sobald ihn das Podagra verläßt, von dem er seit dritthalb Jahren, wider seinen Willen, in Wien zurückgehalten wird. Hr. Morfeld hat seine großen Reisen in den verschiedensten Umständen und Gestalten, bald als Schiffsschreiber, bald als Arzt, bald als Mönch, zuweilen als Bettler, meistens aber als eine Art von Kaufmann gemacht, und er ist einige Male in der Lage gewesen, mit dem Reichthum eines kleinen Nabobs nach Europa zurückzukehren. Jetzt lebt er, außer von seiner wieder frei gewordenen Rente, recht anständig, von den Ueberbleibseln seiner letzten Ostindien-Fahrt; mehr als glücklich, wenn das Podagra

ihm erlaubt, seinen letzten Reiseplan auszuführen, und seinen Freund Mungo, lebend oder todt, an den Ufern des Niger zu finden.

3.

Natur und Erziehung.

Etwas aus der Jugendgeschichte des Herausgebers.

Es hat mich oft Wunder genommen, wie meine Mutter, die eine Frau von vielem natürlichen Verstande war, auf den Einfall gekommen ist, daß ihr Sohn eine Rolle in der Welt spielen solle. Das war so ihre Art zu reden, und ich erinnere mich, diese Worte mehr als ein Mal von ihr gehört zu haben. Wenn das Herz der guten Matrone wirklich an so stolzen Gedanken hing, so sollte ich mich beinahe darüber trösten, daß sie die Zeit nicht erlebt hat, in welcher sie die Erfüllung ihrer Wünsche billigerweise erwarten konnte; denn das Schicksal hat sich ihren Absichten so wenig geneigt bewiesen, daß gleich die erste Rolle, die

ich zu spielen unternahm — es war auf dem kleinen Gesellschaftstheater meiner Tante — gänzlich mißlungen ist; und seither habe ich es nie mehr über meine Schamhaftigkeit erhalten, weder auf der leichtfertigen Bühne der Thalia, noch auf dem ernsthafteren Schauplatze des Lebens unter einem anderen, als meinem eigenen, sehr anspruchslosen, Charakter aufzutreten.

Doch, wenn mein geringes Talent, Etwas in der Welt vorzustellen, den Erwartungen einer so liebevollen Verwandten nicht entsprochen hat, so ist es mir dagegen mit den Absichten einer nicht minder zärtlichen Freundin besser gelungen; ich meine, mit den Absichten der Natur selbst. Ich kann es dem gutherzigen Leser nicht verbergen, daß ich einer der glücklichsten Einwohner dieser Stadt bin. Von meiner ersten Jugend an ist mir wenig Unangenehmes begegnet. Meine Gesundheit ist meiner Lebensweise angemessen, empfindlich, aber gut und dauerhaft. Das Vermögen, welches mir meine Aeltern hinterließen, reicht überflüssig zu, jeden bescheidenen Wunsch zu erfüllen. Ich habe Freunde, von deren Aufrichtigkeit und Treue ich versichert bin. Keine Leidenschaft umwölkt die Hei-

terkeit meiner Tage. Seit vielen Jahren bekleide ich kein Amt mehr; ich liebe die Ruhe, und nie bin ich so vergnügt, als wenn ich ganz stille für mich da sitzen, und dem Thun und Treiben der Menschen aus ein Paar friedfertigen Augen zusehen kann.

Ich glaube, es war eine geraume Zeit früher, als ich fähig war, an einem solchen Schauspiele Theil zu nehmen, daß sich meine Neigung für das Theater zu entwickeln anfing. Das Haus meiner Tante, welches ich fast täglich besuchte, gab mir vielfältige Gelegenheit dazu. Ihre Kinder hatten ein Puppenspiel, mit dem sie, nach ihrer Weise, recht artig umzugehen verstanden. Ich war entzückt, als ich das kleine Zauberwerk — denn dafür hielt ich es — zum ersten Male in Bewegung sah. Mit mehr Ungeduld, als womit ich sonst um Etwas zu bitten pflegte, drang ich in meine Mutter, mir ein ähnliches Kunststück anzuschaffen. Sie besann sich eine Weile, ehe sie meinem kindischen Wunsche nachgab. Endlich kam der Kasten mit meinen Marionetten an. Das feine Aussehen der Figuren und die prächtigen Dekorationen, machten mir anfangs viele Freude. Zusehends ward

mein Vergnügen jedoch gemäßigter, und ich wußte nicht, wie mir dabei geschah. Die hübschen Marionetten sprachen und bewegten sich nicht. Da ich diesem Mangel nicht abzuhelfen verstand, so begnügte ich mich, die geringen Talente meiner Puppen zu beseufzen, und sehnte mich desto mehr nach dem belebten Schauspiele, das ich bei meinen kleinen Muhmen zu sehen gewohnt war.

Der geneigte Leser wird vielleicht aus diesem Vorfalle schließen, daß ich ein etwas einfältiger Knabe gewesen sey. Ich erzähle die Sache, wie sie sich verhielt. Indessen finde ich, daß der Held eines berühmten Romans in seiner zarten Jugend nicht viel klüger war als ich; denn was Göthe von der Taubeneinfalt des jungen Wilhelm Meister erzählt, hat, wie die ganze überaus zahme Natur seines Helden, viel Aehnliches mit meiner eigenen. Die unbedeutenden, aber wunderlichen Begebenheiten, worein sein junger Freund verwickelt ward, sind ganz von der Art, wie ich mir meine Abenteuer in müßigen Stunden geträumt habe. Nur in ein paar Fällen ist Wilhelm Meister ziemlich stark aus meinem Charakter gegangen: erstlich in dem,

daß er die Bühne mit ungleich mehr Kühnheit, wiewol nicht mit viel mehr Glück betrat, als ich, und zweitens darin, daß er sich herausnimmt, den Helden eines Geschichtsbuches vorzustellen, wozu er, aufrichtig gesagt, nicht mehr Anlage hat, als ich, oder ein anderes Mutterkind von gewöhnlicher deutscher Art und Zucht *).

Meine Tante war eine sehr geistreiche Frau, und die witzigen Köpfe, von denen immer ein halbes Dutzend um sie herum schwärmte, versicherten, daß sie außerordentlich viel Takt und Geschmack besitze. Das lebhafte Vergnügen, das ich an den theatralischen Vorstellungen ihrer Kinder fand, scheint ihr um diese Zeit aufgefallen zu seyn; denn sie nahm mich nun öfters in ihre Loge mit, wo ich Gelegenheit hatte, die Kunst in größeren Gegenständen zu beobachten.

*) Der Verfasser hat im Verfolg dieser Blätter Anlaß gefunden, sein Urtheil über Göthe und über den Wilhelm Meister insbesondere, ausführlich auszusprechen. Die Verehrer dieses großen Schriftstellers, dessen wahre Verdienste Niemand höher schätzen kann, als der Verf. selbst, werden daher ersucht, den etwas leichten Ton, in welchem hier W. Meister's erwähnt wird, nicht für einen Beweis vom Gegentheil zu halten.

K. A. W.

Ich hatte bisher nur mäßige Fortschritte in meinen Studien gemacht, besonders klagten meine Lehrer, daß ich in der Wissenschaft, Gedrucktes zu lesen, sehr zurück geblieben sey. Man gerieth darauf, mir ein Komödienbuch in die Hände zu geben. Das schlug über alle Erwartung an. Ich vertiefte mich in mein neues Lesebuch, und in wenig Tagen war ich im Stande, meinen Autor ohne vieles Stottern vorzutragen. Ich behielt sogar halbe Scenen daraus, und deklamirte die rührenden Stellen mit einem Pathos, welches die Fassungskraft meines Alters zu übersteigen schien.

Meine Tante, sehr erfreut über dieses Phänomen, machte mir ein Geschenk mit einer niedlichen Ausgabe von Voltaire's Theater. Obwol ich der französischen Sprache wenig mächtig war, hatte sie doch das Vergnügen, zu sehen, daß ich mich, ohne zu ermüden, durch den Mahomet und die Alzire durcharbeitete. Nach einigen Wochen las ich die wohlklingenden Verse Voltaire's mit mehr Fertigkeit, als ein Jahr vorher mein deutsches Vokabelnbuch. Jetzt war meine Tante überzeugt, ein entschiedenes Talent für die dramatische Kunst in mir entdeckt zu haben. »Wenn

er erst den Shakspeare kennen lernt,« sagte sie, »so muß sein Genie zum Durchbruch kommen.« Die gelehrten Herren von ihrer Bekanntschaft unterließen nicht, sie in dieser Meinung zu bestärken. Da meine Mutter um jene Zeit starb, und mein Vater, der in seine juridischen Arbeiten vertieft war, mir noch wenig Aufmerksamkeit schenkte, so hatte die Tante ziemlich freie Hand, ihr Lieblingssystem an mir auf die Probe zu stellen. Sie behauptete, die Natur allein thue Alles, und der Unterricht sey gewöhnlich nichts, als ein ungeschickter Versuch, den Keim des Genies in jungen Köpfen zu ersticken. Die Lehrstunden, die ich bei verschiedenen Meistern hatte, wurden täglich mehr abgekürzt, um mir Muße für das freie Studium der dramatischen Dichter zu verschaffen. Nach und nach fing ich auch schon selbst zu komponiren an, und alles war im besten Gange, die Voraussagung meiner Tante in Erfüllung zu bringen, als mein Vater plötzlich diesem poetischen Thun und Treiben ein Ende machte.

Der treffliche Mann hatte andere Absichten mit mir, und hielt es nun für Zeit, sich selbst der weiteren Ausbildung meiner Fähigkeiten an-

zunehmen, deren künftiger Schauplatz, wie mein Vater sich ausdrückte, nicht das breterne Gerüst der Melpomene, sondern die auf Granit ruhenden Hallen der Themis seyn sollten. Er gab mir einen alten französischen Offizier zum Gesellschafter, der ein guter Mathematiker und ein leidenschaftlicher Anhänger der Lehre des Helvetius von der Macht der Erziehung war. In geradem Widerspruche mit dem, was meine Tante für die Stimme meines Genius erklärte, und zu ihrem großen Aergerniß, mußte ich die Dichter, mit denen ich in anderthalb Jahren ziemlich bekannt geworden war, gegen den Segner und Euklid vertauschen. Plutarch und Rollin waren die Schriftsteller, deren Lesung mir zu meiner Erholung gestattet wurde. Mein Hofmeister pflegte zu sagen: »aus einem Geometer könne man Alles machen, was man wolle, selbst einen Poeten, wenn es verlangt würde, und ohne alle Geometrie sey auch der Schuhmacher nur ein Stümper in seinem Metier.«

Meine Tante war trostlos über die Gewalt, welche meiner Natur angethan wurde, und wodurch, wie sie glaubte, mein angeborenes Talent vertilgt werden mußte. Desto größer war ihr

Erstaunen und ihre Freude, als ich sie nach einiger Zeit mit der geheimen Frucht der langen Weile überraschte, worein mich der gelehrte Unterricht meines Erziehers zuweilen versetzte. Es waren die sechs ersten Akte eines, seiner Anlage nach, unendlichen Trauerspieles, Julius Cäsar genannt, in welchem ich das Leben, die Thaten und den Tod dieses großen Mannes, oder vielmehr die Begebenheiten seines Zeitalters, darzustellen versucht hatte. Einen vollständigeren Triumph hätte das System meiner Tante über die Theorie ihres Gegners nicht erlangen können. Es gab durchaus keine Regel, weder in, noch außer der Geometrie, welche auf das geniale Produkt meiner heimlichen Nachtwachen anwendbar gewesen wäre. Obwol mein Julius Cäsar noch keinen vollendeten Shakspeare verrieth, so war doch meine Tante, und halb und halb ich selbst, überzeugt, daß ich in diesem Fache einmal etwas Außerordentliches leisten würde. Ich setzte im Stillen meine dichterischen Bemühungen fort, und brachte endlich eine Art Duo-Drama zu Stande, welches meine Tante der Ehre für würdig hielt, auf ihrem Gesellschaftstheater aufgeführt zu werden. Ich selbst mußte

die Hauptrolle — einen ritterlichen Troubadour — übernehmen, obschon ich sie für einen meiner Spielkameraden, einen sehr gewandten, lebhaften Jungen, Namens Eduard, bestimmt hatte. Mein Mühmchen Eily, die sich abwechselnd von mir und von Eduard den Hof machen ließ, stellte die Fee vor, auf deren Insel der Troubadour sich aus einem Schiffbruch gerettet hat, und welche ihn, nach manchen schweren Prüfungen, mit ihrer Hand beglückt.

Die Proben gingen, unter der Leitung der Tante und mit Eduards Beihülfe, sehr gut von Statten. Ich trug die etwas schwülstige Liebeserklärung des Troubadours mit einem Feuer vor, das einen sehr angenehmen Eindruck auf meine kleine Muhme zu machen schien. Doch als am folgenden Abende der Vorhang aufging, und ich das Zimmer voll von fremden Leuten sah, befiel mich plötzlich eine Bangigkeit, die mir Besinnung und Sprache zugleich raubte. Ich wußte kein Wort von meiner Rolle, und war unfähig einen Laut hervor zu bringen. Verlegen sah ich mich nach Eduard um, der mich als stummer Knappe begleitete. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher ich mich

vergebens bemühte, den Anfang meiner Rede zu finden, trat endlich Eduard vor, und sprach die Worte mit großer Zuversicht an meiner Statt. Ueberaus froh, des Sprechens enthoben zu seyn, und nach und nach meiner selbst wieder mächtig, stellte ich mich bescheiden hinter meinen Herrn, und spielte die stumme Rolle des Knappen mit bewundernswürdiger Fassung. Die schöne Fee war anfangs nicht wenig betroffen über diese unerwartete Rollenverwechslung; aber Eduard stellte seinen Liebhaber aus dem Stegreife so natürlich dar, daß sie sich den Tausch gar bald gefallen ließ. Ein seltsames Murmeln unter den Zuschauern, das endlich in ein lautes Gelächter überging, störte jedoch den possierlichen Ernst dieses kunstreichen Zusammenspiels. Meine Angst kehrte zurück und steckte auch Lily an, die zu weinen anfing; bis auf ein Zeichen der Tante der Vorhang herabfiel und die verunglückte Darstellung eine Ende hatte.

Dieser Unfall gab dem System meiner Tante und dem Vertrauen, welches sie in meine dramatische Bestimmung gesetzt hatte, einen merklichen Stoß, und ließ in mir einen Eindruck zurück, dessen ich bis auf den heutigen Tag noch

nicht völlig Meister werden konnte. Ohne meiner Liebhaberei für das Theater, und selbst dem Antriebe zu eigenen dramatischen Hervorbringungen widerstehen zu können, bin ich äußerst furchtsam und zweifelhaft in der Ausübung dieser meiner Lieblingsbeschäftigung geworden. Obschon ich seit fünf und zwanzig Jahren und darüber, den größten Theil meiner Nebenstunden, und seitdem ich von Amtsgeschäften frei bin, oft meine ganze Zeit der dramatischen Poesie gewidmet, und obwol Lopez de Vega kaum so viele Theaterstücke geendigt hat, als ich zu schreiben anfing, so bin ich doch bis jetzt noch nicht mit mehr als mit einer einzigen Tragödie zu Stande gekommen, von deren Gelingen ich keinesweges zuversichtlich genug denke, um ihre Aufführung vor dem nächsten Jahrzehend übereilen zu wollen.

Wenn ich indessen in dem praktischen Theile der Kunst weder die Fruchtbarkeit noch den glänzenden Erfolg erlangt habe, welche meine allzu hoffnungsvolle Jugend voraus zu sagen schien, so glaube ich dagegen in der Theorie und Beurtheilung derselben weiter gekommen zu seyn, als sich von meinem ungeometrischen Kopfe erwar-

ten ließ. Ich bilde mir ein, einige Blicke in die geheime Werkstätte des Genies gethan zu haben, und gleich dem Adepten, dem das Vermögen, Gold zu machen, versagt ist, muß ich mich mit den Einsichten trösten, welche ich zufällig bei einem mißlungenen Prozesse erwarb, dessen Auflösung sich die Natur allein vorbehalten hat.

Da ich im Begriffe bin, in meiner Eigenschaft als Journalist den Gerichtshof des Geschmackes zu betreten, und das Theater ein Hauptgegenstand unserer öffentlichen Verhandlungen seyn wird, so habe ich es der Ordnung und Rechtlichkeit gemäß gehalten, eine vorläufige Auskunft über meinen Beruf zur Kritik, und einige Winke über den Geist und die Gesinnung zu geben, welche ich in meiner Amtsverwaltung darzulegen gedenke. Wenn eine entschiedene Neigung, viele Empfänglichkeit, und ein halbes, der Kunst gewidmetes Leben ein Recht ertheilen, seine Meinung über Werke des Genies zu äußern, so darf ich hoffen, nicht zu den unberufenen Beurtheilern der Schaubühne gezählt zu werden. Von der andern Seite muß das Geständniß der Schwächen, deren ich mir

selbst bewußt bin, den Kunstgenossen die Zuversicht einflößen, daß ich nicht gekommen sey, das würgende Schwert in das Reich der Thalia zu bringen, sondern den Frieden. Eben so begierig, Schönheiten aufzuspüren, als Andere, Fehlern und Lächerlichkeiten nachzujagen, werde ich in meinen kritischen Untersuchungen öfters Anlaß zum Lobe als zum Tadel finden; und, wenn allzu große Versündigungen gegen den Geschmack mir die Pflicht auflegen, den armen Schuldigen ihr Recht widerfahren zu lassen, so hoffe ich wenigstens keine Rücksicht zu vergessen, die das Gefühl eigener Menschlichkeit uns einflößt, und die mit der Würde des richterlichen Amtes nur irgend vereinbarlich ist.

Ich bin überhaupt der Meinung, daß die Zeit und die Umstände, worin sich das deutsche Theater befindet, der Kritik nicht gestatten, in ihrer vollen Strenge und mit dem ganzen schreckhaften Pompe zu erscheinen, der sie zu begleiten pflegt. Wir sind weniger in dem Falle, eine zu große Fruchtbarkeit und Ueppigkeit des Wachsthums hindern und ausrotten zu müssen, als es unser Bestreben seyn sollte, die dürftige Vegetation eines erst urbar gewordenen, aber wie-

der verödeten Bodens durch alle Mittel, die von uns abhangen, zu begünstigen. Wie schwer, wie undankbar und unerfreulich ist es heut zu Tage, für die Unterhaltung des Publikums, und für das Theater insbesondere zu arbeiten! Gewiß, diejenigen, welche sich ein öffentliches Urtheil über Schriftsteller und Schauspieler anmaßen, würden gut thun, wenn sie vorher den Versuch machen wollten, ob die Ausübung der Kunst, worüber abzusprechen ihnen so leicht und angenehm scheint, nicht Schwierigkeiten habe, von denen sie sich bis dahin nichts träumen ließen. Ihr Eigendünkel würde vielleicht seine Rechnung nicht dabei finden, aber sie könnten das Lob der Billigkeit erwerben. Wer die Strenge seines Urtheils nicht durch eigene Meisterwerke zu rechtfertigen vermag, sollte die Erlaubniß, Andere zu tadeln, wenigstens durch ein freiwilliges Opfer erkaufen, das er, zur Versöhnung der Rachegötter, auf den Altar der Kritik niederlegt.

Die Verfasser gewisser Theaterkritiken und Korrespondenzartikel scheinen ihre Kühnheit, über eine Kunst abzuurtheilen, worin sie vollkommene Fremdlinge sind, der entgegengesetzten Denkungs-

art zu verdanken. Denn da sie selbst nie etwas geschrieben haben, noch schreiben werden, was der Kritik werth oder fähig wäre, so glauben sie, gleich der unfruchtbaren Lady Macbeth, vor der rächenden Nemesis sicher zu seyn. Allein, obwol sie, wie Bürger von seinem Recensenten sagte, schwerlich Kinder haben, ja vielleicht zum Theil selbst noch Kinder sind, so möchte ich ihnen doch nicht rathen, in ihrem blinden Vertrauen auf ihr falsches Gestirn zu weit zu gehen, und die Blutschuld über ihren Häuptern sich anhäufen zu lassen. Die Klatschblätter, woraus ihre krächzenden Stimmen ertönen, sind selbst sterbliche Wesen; und ein beleidigter Autor, oder in dessen Ermangelung ein Mann, der die Gerechtigkeit um ihrer selbst willen ausübt, könnte versucht werden, diese unreifen Geburten der Anmaßlichkeit und des Afterwitzes der unterirdischen Gottheit zu opfern.

Ein Besuch im Theater.

Mein Freund Brink und Herr Friedrich Ernst, die mir manchmal den Vorwurf machen,

daß ich (um in der Sprache jener stahlherzigen Lady zu reden) zu viel von der Milch der menschlichen Milde in mir habe, werden mit dem Schluß des obigen Aufsatzes besser zufrieden seyn, als ich es selbst bin, da ich ihn nun wieder lese. Ich habe mich von der Gemüthsbewegung, worin ich die letzten Stellen niederschrieb, so angegriffen gefunden, daß ich mir eine Zerstreuung machen mußte. Ich war im Theater, und erst jetzt komme ich in einer Stimmung daraus zurück, welche die Kritik in Person und alle Unarten ihrer Jünger mir nicht verderben sollen.

Etwas stumpf und verdrießlich, wie ich meinen Schreibtisch verlassen hatte, kam ich im Burgtheater an, und setzte mich in meinem vertrauten Parterre nieder, ohne zu wissen, was gegeben werden würde. Es war noch ziemlich früh an der Zeit, und das Haus fing an, sich langsam zu füllen. Dieser Anblick ist mir immer sehr angenehm gewesen. Gewöhnlich stehe ich in der Mitte des Parterres, mit den Augen gegen den Eingang gerichtet. Ich bin sehr aufmerksam auf die Ankommenden, und da die ordentlichen Besucher des Theaters mir so bekannt

sind als den Billetteurs, so fallen mir die seltneren Gäste und die ganz fremden Gesichter desto mehr auf. Heute kamen nach einander mehrere sonderbare Gestalten herein, die mich bald ganz aus meiner Träumerei weckten. Die erste davon war ein ältlicher Mann von ansehnlichem Wuchs und etwas stolzen Gang, in der Tracht eines wohlhabenden Bürgers aus der Provinz. Er lüftete seinen dreieckigen Hut, als er an mir vorbei ging, und stellte sich ein paar Schritte von mir, die Gallerie und die Logen mit fremden, aber gleichgültigen Blicken betrachtend. Nach einer Weile wendete er sich an mich, um zu fragen, wo die Loge des Hofes sey. Ich zeigte sie ihm. »Das ist artig,« sagte er im Steiermärkischen Dialekt, »daß man hier mit dem Kaiser und seinen Brüdern in Gesellschaft ist.«

Indem er noch sprach, trat eine hurtige kleine Figur herein, mit Brillen auf der Nase, und machte eine Bewegung gegen mich, als ob sie mich umarmen wollte. »Verzeihen Sie,« sagte der kleine Mann, »ich dachte meinen Onkel, den Geheimenrath zu sehen. — Es ist eine

unangenehme Beleuchtung. In Dessau haben wir das besser.«

Ohne meine Antwort abzuwarten, schlüpfte der kleine Herr in einen Seitengang, um einen Andern anzureden, den er ebenfalls verkannte. Das Gewühl wurde lebhafter, und ich überließ mich dem ergetzenden Anschauen der Gruppen und Gestalten, die sich, näher oder entfernter, um mich bewegten.

Dort schritt ein Geschäftsmann daher, auf dessen ernsten Stirn sich die Last eines mühevollen Tages zeigte; hier erschien eine Matrone mit ihren Töchtern am Arm, deren Blicke von unschuldiger Erwartung glänzten; da schlich ein Hypochondrist, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, zu seinem Sitz; neben ihm lagerte sich mit breiten Schultern und Hüften ein Rentier, noch von der Arbeit der Tafel dampfend, und bereit, in ein süßes Vergessen seiner selbst zu versinken; hier rauschte eine muntere Dame vorbei, funkelnd von Witz und Diamanten; dort schien das Auge eines Liebhabers den verborgenen Gegenstand seiner Wünsche zu suchen. Die Plätze waren voll, und die Logen entfalteten, gleich einem kostbaren Fächerwerk, den

Reichthum und die Schönheiten der Stadt, deren vornehmste Einwohner aufzunehmen sie bestimmt sind. — Durch dreißig Jahre und darüber, während welcher ich dieses Anblicks genieße, ist dieß Schauspiel immer neu und erquickend für mich geblieben.

Die ersten Striche der Violine verkündigten den Anfang des Stückes. Ich erkannte die Ouvertüre des Sargino. Mein Blick kehrte sich zu dem liebenswürdigen Fürsten*), dessen Liberalität und Eifer für die Kunst dem Publikum den schöneren Genuß dieses Werkes verschaffte. Der Vorhang stieg empor. Ich fühlte mich ganz offen und glücklich. In einer solchen Stimmung habe ich keinen Sinn für kleine Unvollkommenheiten und Mängel, welche meine Einbildungskraft, von der Schönheit des Ganzen ergriffen, ersetzt und zu veredeln sucht. Die Seele, die aus Sargino's und seiner Geliebten Gesang athmet, schien mir in ihre Mienen und Geberden über zu gehen. Ihre Figur erhob sich

*) Fürst Lobkowitz, welcher zu Anfang des Jahres 1807 mit mehreren anderen Kavaliers vom ersten Range die Direktion der beiden k. k. Hoftheater übernommen hatte.

in meinen Augen, und Sophiens schuldloses Gesicht däuchte mir belebt und reizend. Ich empfand die Gewalt der Neigung, die sie ihrem Sargino nicht länger verbergen kann. Das Bild ihres zierlichen Geliebten erhielt unvermerkt die Züge und die Haltung eines Helden. Einige falsche Töne berührten kaum mein Ohr, und die Lazzi des ehrlichen Pietro schienen mir ganz manierlich. Meine Aufmerksamkeit ward keinen Augenblick unterbrochen. Die herrliche Schluß=scene des ersten Aktes vollendete die wohlthätige Verzauberung, worein ich mich versetzt fühlte.

Welch ein Ort ist das Theater! sagte ich bei mir selbst. Wie belohnend muß es seyn, ihm seine Talente zu weihen! Und zu welcher Feen=welt könnte es durch den Geschmack, die Kunst=liebe, den Reichthum und das Ansehen der Be=schützer umgestaltet werden, in deren Hände ein günstiger Zufall sein Schicksal gelegt hat! Nirgends, wie hier, begegnen sich die Bedürfnisse und Wünsche aller Stände und Menschengat=tungen, welche auf Bildung Anspruch machen. Nirgends ist die Geselligkeit freier, allgemeiner, und das Gemüth empfänglicher für alle Arten von Eindrücken. Laßt die Eumeniden durch die=

sen Saal schreiten, und jede verborgene Schuld empört sich in der unverwahrten Brust. Tartüffe, an der Seite der Großen, fällt aus seiner Rolle, wenn ihn Molière's Pfeil von der Bühne trifft. Tellheims Edelmuth, wie der Klingsberge Leichtsinn, theilt sich dem Parterre mit. Hier lacht man mit Verstand und herzlich; hier fließen unverstellte, von süßem Schmerz erzwungene Thränen. Möge der gute Geist, fuhr ich in mich gekehrt fort (indem ich, um des Vergnügens nicht zu viel zu haben, das Theater verließ und zufrieden nach Hause kehrte) — möge der gute Geist, welcher der Schaubühne Wiens hellere Aussichten eröffnete, die Hoffnungen, die er in uns erregte, erfüllen! Möge die Weisheit im Rathe des Theaters ihren Sitz nehmen, Genie und Wetteifer die Künstler begeistern, und Frohsinn, Geschmack und Sitte in allen Klassen und Reihen der Zuschauer herrschend werden!

4.

Der Machtspruch.

Ein dramaturgisches Gespräch.

»Ich hindere Dich doch nicht?« sagte Brink, als er heute Morgen schon ziemlich lange da gewesen war und, ohne ein Wort mit mir zu reden, unter meinen Büchern, auf den Tischen und in den Schränken, ich weiß nicht wonach, gesucht hatte.

Solche Besuche, wobei von keiner Seite etwas gesprochen wird, erhalte ich öfters von meinen Freunden, die gewohnt sind, mich jeden Vormittag zu Hause zu finden. Man kommt und geht, spricht oder schweigt, liest ein Buch oder sieht zum Fenster hinaus, ohne sich um einander und um die Förmlichkeiten des Umganges zu bekümmern.

»Du nicht,« antwortete ich, indem ich meine Arbeit bei Seite schob: »Du nicht, Samuel; aber — —«

Brink. Es geht Dir nicht von Statten wie ich sehe.

Ich. Ganz und gar nicht. Ich bin recht eigentlich in Verlegenheit.

Brink. Mit Deiner Erlaubniß, das bist Du ziemlich oft. Wüßte ich, was die Sache ist, so wollte ich versuchen, Dir aus der Klemme zu helfen. Wenn die Vernunft nicht anschlägt, so thut es vielleicht ein Machtspruch.

Ich (einfallend). Hast Du das Stück gesehen?

Brink. Welches Stück?

Ich. Du hast es genannt.

Brink. Den Machtspruch, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, ꝛc. —? Ja wohl habe ich es gesehen, und, was viel ist, vom Anfang bis zum Ende.

Ich. Das ist mir lieb; denn — Dir die Wahrheit zu gestehen, — das eben ist die Sache. Ich bin im Begriff, meine Gedanken darüber zu Papier zu bringen.

Brink. Thue das immer, Thomas. Das Papier und ich haben nichts entgegen. Oder bist Du in Verlegenheit, was von der Sache zu denken sey?

Ich. Nein; aber ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Brink. Mein Urtheil wäre bald gesagt: — Es ist ein unvergleichliches Stück.

Ich. Gewissermaßen hättest Du nicht Unrecht.

Brink. Wenn ich's recht betrachte, so ist es die wahre Tragödie, das echte Bocksspiel der Alten. Es reiniget die Leidenschaften und befreit davon. Ich habe weder Liebe noch Haß gegen eine Person dieses Trauerspieles empfunden; und wenn sie alle umgekommen wären, wie Mazo und Adolfo, so hätte es nur einen schöneren Leichenzug gegeben. Zuweilen möchte man das Stück für langweilig halten, aber man kommt nicht dazu, Langeweile dabei zu haben.

Ich. Das hat seinen guten Grund, Samuel; Du wirst auch bemerkt haben, daß es fast allgemein gefiel.

Brink. Es müßte aller Welt gefallen, wenn die Kritik nicht wäre, und wenn es keine Leute gäbe, die Verstand haben, oder zu haben sich einbilden.

Ich. Was Du sagst, mag Dein Ernst oder Scherz seyn; der Verstand ist es nicht, worauf es in der Beurtheilung eines Kunstwerkes allein

ankommt. Dieses Trauerspiel hat, bei sehr auffallenden Fehlern, ein Verdienst, welches die bloße Routine nicht geben kann, und das der gute Kopf, auch wenn er will, nicht immer erreicht. Es beschäftigt; und obwol weder die Handlung noch die Personen interessiren können, so läßt man es sich doch gefallen, den Ausgang abzuwarten. Die Längen, deren es viele hat, ermüden nicht.

Brink. Im Gegentheil, sie sind recht amüsant. Ich möchte die Radotage des Wasserträgers, und die Schul-Exercitien des prächtigen Medicis um Vieles nicht überhört haben.

Ich. Ein Beweis, daß der Gang der Handlung dadurch nicht unterbrochen wird. Das Stück hat eine mechanische Haltung, die ihm statt des Planes dient, und welche hervor zu bringen, eine dem Genie nicht ganz unähnliche Naturgabe erfordert wird. Niemand lernt, so etwas machen.

Brink. Bei meiner Ehre, nein! Aber wenn sich Einer auf den Kopf stellte, sollte es ihm, meine ich, doch gelingen.

Ich. Versuch' es ein Mal. Du wirst etwas Tolleres zu Stande bringen, aber nichts

so Unterhaltendes. Das ganze Stück ist aus der Seele des Autors geschöpft. So weit muß man seyn, so viel muß man wissen, und nicht mehr, und nicht ein Mal ahnen muß man, daß man mehr seyn und wissen könne, — um so zu schreiben. Auf dieser Stufe der Kultur begegnet man der Menge, und die Menge, nicht Du noch ich, noch die Verfasser der Theaterzeitung sind es, an deren Urtheil dem Dichter etwas liegen kann. Euripides, Plautus, Shakspeare, Molière und Gozzi suchten und erhielten den Beifall der Menge. Die deutschen Dichter würden dasselbe gethan haben, wenn sie ein Publikum gehabt, oder es gekannt hätten. Der einzige, der es kennt, Hr. v. Kotzebue, fährt sehr wohl dabei. Wien hat sein eigenes Publikum, das Hr. Ziegler versteht und von dem er verstanden wird. Aber ohne an Wien insbesondere zu denken, finde ich ganz natürlich, daß Leute, deren Geschmack noch nicht durch Meisterwerke verwöhnt ist, und die sich durch Vergleichungen und durch die Kritik nicht stören lassen, ein Produkt, wie das seinige, mit behaglichem Beifall aufnehmen, und sich von dem Gei-

ste des Verfassers, in mehr als einer Rücksicht, angezogen fühlen.

Brink. Ganz natürlich! Ich habe selbst nur *eine* wichtige Einwendung gegen das Stück zu machen, und die betrifft den Titel. Es sollte nicht *der Machtspruch* heißen, sondern *der Pfiff*.

Ich. Wie?

Brink. Es ist ein pfiffiges Stück, und dieser Herzog Kosmus steckt voll von Pfiffen. Er weiß seine Leute herum zu bringen, daß es eine Art hat, und seine Gesetze dazu. Ein Pfiff, und Mazo ist um sein Kommando; noch ein Pfiff, und Adolfo verräth sein Geheimniß. Kornelien bringt er ein paar Pfiffe bei, die nicht besser ausgedacht seyn könnten, um sie, aus einer tragischen Person, mit allen ihrem Schmerz, zu einer bloßen Komödiantin zu machen.

Ich. Das wäre der pfiffigste Gedanke eben nicht.

Brink. Mazo ist ja nicht ihr Vater: so *ein Stiefvater* ist so viel, als keiner, und Lorenzo hat ihn *nicht ermordet*; er hat ihn — ohne es zu wollen — nur ein wenig *todt gemacht*. Das muß Kornelien und aller Welt

einleuchten. Ein anderes Mal möchte der Herzog einen Brief haben, den ihm der Ueberbringer nicht geben darf, ohne einen Eid zu brechen. Das ist eine Verlegenheit für einen Herrn, der so viel auf Eide hält; aber Kosmus weiß sich zu helfen: — ein Pfiff, und er bekommt den Brief, ohne daß ein Mensch seinen Eid gebrochen hätte. — Der Hauptpfiff bleibt jedoch immer der Machtspruch selbst.

Ich. Du bist nicht klug mit allen Deinen Pfiffen.

Brink. Sage selbst, ist es nicht ein verwünscht schlauer Einfall, daß der, welcher Lorenzo'n im Zweikampfe erlegt, seine Braut heirathen muß, sie mag ihm anstehen oder nicht? Dem Lorenzo ist freilich nicht sonderlich damit gedient, aber für die Braut wird doch auf jeden Fall gesorgt, und — worin eigentlich die Feinheit besteht, — ihr Vetter Uzano muß auf den Kampf Verzicht thun, da ein impedimentum canonicum ihn der Hoffnung beraubt, den Dank davon zu tragen. Ein verdammt schlauer Einfall, wie ich sage! Was dieser Uzano für eine alberne Figur dabei macht! Und nun der erhabene Zug, daß der Pinsel ausruft: er wolle

nach Rom eilen, um sich die Dispens zu holen. Ja, wenn man auf ihn wartete! Das ist eben das Pfiffigste, daß Alles vorbei ist, ehe er nur nach Rom kommt.

Ich. Das ist ein Spaß, Brink, und keine Kritik.

Brink. Es ist höchstens eine Kritik, wie sie sich zu diesem Trauerspiele schickt. In dem Ganzen liegt ein Fonds von Lustigkeit, der bei der trockensten Behandlung nicht erschöpft werden könnte; allein der Verfasser hat noch hundert kleine Hebel und Druckwerke in Bewegung gesetzt, womit er die Aufmerksamkeit, wenn sie zu sinken anfängt, immer wieder glücklich aufreizt.

Ich. Seine Sentenzen und Gleichnisse meinst Du?

Brink. Die Gleichnisse sind nur drollig; aber seine Sentenzen sind wahre Epigramme. Die meisten haben eine Pointe, und diese Pointe ist in der Regel eine Ungereimtheit.

Ich. Mir gefällt der Verfasser in diesen Pointen. Wenigstens mag ich sie lieber haben, als die platten Tiraden und Schilderungen, womit andere Schriftsteller ihre Spektakelstücke

ausstaffiren. Unter uns, Samuel! die wenigsten Autoren verstehen es, den wahren Gebrauch von dem Ungereimten zu machen. Das Genie und der Unsinn gränzen näher an einander, als gewöhnliche Beobachter glauben. Ein wenig Tollheit schadet einem poetischen Werke nicht. Wer nicht begeistert werden kann, muß wenigstens fähig seyn, zu rasen. Ich kenne einen Dichter, dessen größtes Unglück die robuste Gesundheit seines Kopfes ist. Da es ihm ganz an Genie fehlt, so glaubt er sich auf eine unnatürliche Art erhitzen zu müssen, um das Außerordentliche hervor zu bringen. Aber sein kalter Verstand kann nicht zum Deliriren gebracht werden; er kann höchstens faseln.

Brink. Nun, ein wenig faselt unser Verfasser wol auch. Was dünkt Dich von der Art, womit er seine Heldin von einer plötzlichen Ahnung ergriffen seyn läßt, da sie ein Wort ausspricht, wobei weder sie noch der Dichter Etwas gedacht haben kann?

Ich. In der Unterredung mit ihrer Muhme? wo ihr der Verfasser einen nichtssagenden Ausdruck in den Mund legt, der sie in eine so unerwartete Erschütterung versetzt? — Ich ge-

stehe, dieser Zug ist verunglückt, und ohne das wundersame Spiel der Madame Roose müßte er nothwendig Lachen erregen. Hier hat den Verfasser offenbar der glückliche Instinkt verlassen, der ihn sonst leitet. Es ist überhaupt sehr kühn, Ahnungen auf das Theater zu bringen. Eher wird man Geister bei hellem Tage erscheinen lassen können, als eine Ahnung, dieses innere Gespenst, glaublich machen. Und vollends diese Ahnung, die aus Korneliens lachender Einbildungskraft, wie aus dem wolkenlosen Himmel, ihr auf's Herz, und den Zuschauern auf die Nase fällt!

Brink (nach einer Pause, zerstreut). Da habe ich doch selbst eine Ahnung.

Ich. Die wäre?

Brink. Es steht Dir ein Verdruß bevor.

Ich. Possen!

Brink. Du wirst eine Recension von diesem Trauerspiele schreiben, womit weder der Verfasser, noch das Publikum, noch die Kunstrichter zufrieden seyn werden.

Ich. Ich werde gar keine schreiben; und wäre es auch nur, um Deine Ahnung zu Schanden zu machen.

Brink. Wir wollen sehen.

Ich. Im vollen Ernste! Es läßt sich nicht viel Gutes, und ich möchte nicht gern viel Schlimmes von diesem Stücke sagen. So lange Hr. Ziegler keine andere Nachfolger erhält, als die, welche wir bisher gesehen haben, weiß ich nicht, was der Geschmack und das Publikum dabei gewinnen, wenn man es ihm verleidet, für das Theater zu schreiben. Man verlangt Neuigkeiten. Hr. Ziegler hat nicht mehr an dem Geschmack verdorben, als der Geschmack an ihm. Es fehlt seinen Stücken selten an Lebhaftigkeit und Wirkung.

Brink. Das ist wahr. Wenn die Handlung keine Nerven hat, so hat sie wenigstens Beine.

Ich. Es ist doch Etwas. Einige unserer neuesten Trauerspiele sind wahrhaft lendenlahm; die Handlung bewegt sich nicht von der Stelle. Und dann die Sitten, die Charaktere! Hrn. Ziegler's Menschen sind Phantome, aber selten Ungeheuer. Er läßt seine Helden Thorheiten begehen, aber sie gefallen sich doch nicht in Gräueln. In diesem Trauerspiele, wie in seinen meisten Stücken, schweben Sitten und Charaktere zwi-

schen Wahrheit und Einbildung; ohne sich zu dem Idealen zu erheben, haben sie den Boden der Erfahrung verlassen. Man sieht, daß es mit diesen Menschen, ihren Gesinnungen, Leidenschaften und Schicksalen nur eine unschuldige Spiegelfechterei ist, womit uns der Verfasser unterhalten will; und da er uns, im Ernst oder Scherz, wirklich unterhält, warum sollten wir seine unschädliche und gut gemeinte Bemühung nicht vielmehr mit Dank, als mit strengem Tadel aufnehmen?

Brink. Sag' ein Mal, Thomas! War Deine Tante nicht eine kurze, runde Frau, und hinkte sie nicht ein wenig, aber sehr zierlich, auf der linken Seite, wenn sie ging.

Ich. So that sie. Aber wie kommst Du auf ein Mal darauf?

Brink. Dann habe ich sie noch gekannt; und ich stelle mir recht lebhaft die Freude vor, die sie haben müßte, wenn sie Dich jetzt sähe: — zwar nicht als Dichter, wie sie Dich zu sehen hoffte, aber als Einen, dem über Leben und Tod der Dichter Gewalt gegeben ist, und der — was dem Blute deiner Familie Ehre macht — es doch nicht über sein Herz bringen kann,

ich will nicht sagen, ein Todesurtheil, sondern nur den Todtenschein eines poetischen Werkes, zu unterschreiben. — Auf Wiedersehen, Thomas! *)

Eben da ich diesen halben Bogen in die Druckerei senden will, erhalte ich ein Schreiben von unbekannter Hand, welches eine so wohlwollende Gesinnung für mich und meine Unternehmung verräth, daß ich nicht umhin kann, dem Verfasser meine Erkenntlichkeit dafür zu bezeigen. Die Aufmerksamkeit eines denkenden Mannes erregt zu haben, kann mir und meinen Freunden nicht anders, als schmeichelhaft seyn. Ob es der Briefsteller mit dem Zwecke dieser

*) Diese scherzhafte Recension, die man zur Zeit, als sie erschien, ergetzlich fand, hinderte nicht, daß der Machtspruch in Wien fortwährend mit vieler Theilnahme gesehen wurde, und bald hernach auf alle übrigen deutschen Bühnen überging, auf denen er sich ein volles Jahrzehend hindurch erhielt. Es fehlt diesem und den meisten Stücken des Herrn Ziegler nichts, als ein wenig modische Sprache, um, neben manchen der neuesten Bühnenprodukte, noch jetzt auf dem Theater Figur zu machen.

C. A. W.

Blätter nicht etwas zu ernsthaft nimmt, will ich indessen dahin gestellt seyn lassen. Auf jeden Fall verdienen seine Beobachtungen und Ansichten bekannter zu werden. Ich glaube daher am besten zu thun, wenn ich den Brief des wackeren Mannes hier unverändert einrücke.

Wohlgeborner Herr!

Die ersten Blätter Ihrer Wochenschrift, die mir von ungefähr in die Hände fielen, scheinen ein Unternehmen anzukündigen, welches auf die Theilnahme aller verständigen Menschen Anspruch hat. Die Verirrungen unserer Literatur, denen entgegen zu wirken Ihr vornehmster Zweck zu seyn scheint, fangen an, unleidlich und für die öffentliche Wohlfahrt selbst beunruhigend zu werden. Ich bin Mitglied einer höheren Lehranstalt, mein Herr, und habe in meinem Berufe Gelegenheit, die Wirkungen zu beobachten, welche gewisse philosophische Systeme, und das Beispiel einiger vorherrschenden Schriftsteller, auf den Geist und die Stimmung der Jugend hervorbringen. Seitdem die Naturphilosophie und

die neue Aesthetik aufgekommen sind, und in allen Journalen als die großen Tendenzen des Zeitalters gerühmt werden, hat die jungen Leute auf Schulen und Akademien ein seltsamer Schwindel ergriffen, der täglich bedenklicher wird, und gerade den besseren Köpfen am verderblichsten zu werden droht.

Ich habe bemerkt, daß dieses Uebel noch in stätem Zunehmen ist und, gleich anderen Epidemien, zu gewissen Jahreszeiten eine vermehrte Bösartigkeit zeigt. Nach jeder Leipziger Messe — ungefähr zur Zeit der Tag= und Nachtgleiche — beobachte ich neue Symptomen der Krankheit und eine größere Anzahl der davon Befallenen. Die neueste Form der Geistesverrückung, welche ich an mehreren Zöglingen unserer Lehranstalt wahrnehme, hat sehr viel Aehnliches mit dem Bilde aufgeblasener Narrheit, das Sie in dem Charakter des Doktors E. aufstellten. Diese hoffnungsvollen Jünglinge verrathen sämmtlich die tiefste Geringschätzung gegen alles Positive und gegen den kümmerlichen Nothbehelf der Erfahrung. Sie belächeln die Ehrfurcht, welche ihre Lehrer für unsere älteren großen Denker und Schriftsteller zu erkennen geben. Leibnitz,

Wolf und Lambert, ja, seit einiger Zeit selbst Kant, gehören in ihren Augen eben sowol zu den **mittelmäßigen Köpfen**, als Wieland, Uz und Ramler. Sie gestehen diesen Männern allenfalls ein wenig prosaischen Verstand zu, aber durchaus kein Genie, und ihren Werken höchstens eine **Absicht**, allein schlechthin keine **Tendenz**.

In welchem Ansehen ihre eigenen Lehrer bei so hoch erleuchteten Schülern stehen, können Sie sich vorstellen, mein Herr! Ich habe vielleicht nicht drei Zuhörer, die sich nicht ohne Vergleichung für klüger hielten, als mich, und es nicht ganz natürlich fänden, wenn ich von meinem Katheder herabstiege und Einem aus ihnen Platz machte. Dabei ist an ein gründliches Studium der Fakultäts = Wissenschaften, und an eine zweckmäßige Vorbereitung für die Geschäfte des Lebens gar nicht mehr zu denken. Die besseren Köpfe und die fleißigeren unter meinen Schülern gehen alle damit um, selbst neue Systeme zu erfinden, und nichts wäre leichter, als ein halbes Dutzend Universitäten mit Professoren aus meinem dießjährigen Schul = Kursus zu versehen. Aber ich wäre sehr verlegen, mehr als vier oder

fünf junge Leute unter den Zuhörern der gesammten Anstalt zu nennen, aus denen sich brauchbare Geschäftsmänner für den Dienst des Staates, der Kirche und des Publikums machen ließen. Wirklich habe ich keinen Begriff davon, woher man nach funfzehn oder zwanzig' Jahren taugliche Richter für die Justizverwaltung, praktische Aerzte für die Krankenpflege, unterrichtete Geistliche für die Seelsorge nehmen wird, wenn nicht etwa durch die Bemühungen unserer Transscendental-Philosophen die Verwaltung des Rechtes, die Vorsorge für die Gesundheit der Menschen, und die Leitung der Gewissen, in Zukunft ganz überflüssig gemacht werden sollten.

Da es jedoch nicht sehr wahrscheinlich ist, daß, ungeachtet der Fruchtbarkeit unserer Literatur an neuen, allein gültigen, Theorien, das praktische Leben schon so bald in einen Zustand idealer Vollkommenheit erhoben werden wird, worin die menschliche Gesellschaft des Nothbehelfes der Gesetze, des Beistandes der Erfahrung und des Trostes der Religion wird entbehren können, so scheint es für das allgemeine Interesse nicht gleichgültig zu seyn, ob unsere jungen Leute, anstatt zu philosophischen Gecken und

Projektmachern, zu nützlichen Staatsbürgern erzogen werden. Ich halte es daher auch für nöthig, der Tendenz der jugendlichen Gemüther zu dem leidigen Phantasie- und Spekulations-Wesen, wie nur immer möglich, Schranken zu setzen, und jeder Versuch, den Verirrungen dieser Art, es sey durch ernsthafte Vernunftgründe, oder durch Spott, entgegen zu arbeiten, däucht mir nützlich und beifallswürdig. Wenn dieß, wie ich nicht zweifle, der Zweck Ihres Sonntagsblattes ist, so werden Sie mir zuweilen gestatten, ein Wort, das zur Sache gehört, mitzureden. Der trockene Ton des Schulmannes, den ich dabei schwerlich werde vermeiden können, wird vielleicht durch die Eigenthümlichkeit der Ansichten aufgewogen werden, welche ich meinem Standpunkte verdanke.

Empfangen Sie, mein Herr, u. s. w.

Josuah Scharf.

5.

Umgang und Lektüre.

Bei der glücklichen Unabhängigkeit, deren ich genieße, habe ich es immer für eine der größten Annehmlichkeiten gehalten, meine Zeit nach Willkühr zwischen dem Umgange mit Menschen und der harmlosen Beschäftigung mit meinen Büchern theilen zu können. Bald ist es die Einsamkeit, bald das Treiben des geselligen Lebens, wovon ich mich angezogen fühle; und da ich hierbei bloß meiner Neigung zu folgen brauche, so bin ich selten an einem Orte, oder unter Umgebungen, worin ich mich nicht vollkommen wohl befinde. Eine Anwandlung von Unbehagen oder langer Weile, erinnert mich, wenn es Zeit ist, meinen Platz oder meine Unterhaltung zu verändern. Die Abwechslung der Gegenstände, worauf ich meine Aufmerksamkeit richte, gibt meinen Lebensgeistern bald einen neuen Schwung, und das Gefühl der Zufriedenheit, das mich auf Augenblicke verließ, ist nach kurzer Unterbrechung wieder hergestellt.

Große Städte sind das eigentliche Paradies aller Müßiggänger, die ihr Auskommen haben. Bei dem Kultur-Stande unseres Jahrhunderts muß es mit dem Kopfe oder dem Beutel eines Mannes übel bestellt seyn, der in London, Paris, Wien oder Neapel lebt, und nicht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Herr Morfeld, der den Sitten des Orients in vieler Hinsicht den Vorrang einräumt, gesteht, daß er den Aufenthalt in Paris oder Wien, dem in Konstantinopel, Kahiro und Pekin vorziehe, weil hier Bücher und Zeitungen um ein Spottgeld zu haben sind, welche man sich dort nur um ungeheuere Preise und mit großem Zeitverlust zu verschaffen im Stande ist. Aristoteles und Plinius bedurften der Freundschaft und des Schutzes der größten Monarchen ihrer Zeit, um Zugang zu dem hundertsten Theile der gelehrten Hülfsmittel zu erhalten, welche dem ärmsten Studenten des neunzehnten Jahrhunderts offen stehen. Meine schönen Leserinnen, die sich um den Aristoteles und Plinius wenig bekümmern, haben es doch in ihrer Macht, die ganze Gelehrsamkeit dieser Herren des Wissens, nach irgend einer deutschen oder französischen Version,

in ihrem Ridikül davon zu tragen, und es hängt nur von ihnen ab, die Aspasien und Livien des Alterthums durch die Grazie des Umganges vergessen zu machen, zu welcher das Zeitalter jeder wohlhabenden Bürgerstochter die Ausrüstung darleiht.

In der That, wenn ich in dem Besuchzimmer der Frau von Norberg, oder ihrer Schwester Amalie, eine Auswahl der gebildetsten Einwohner Wiens und der interessantesten Fremden, welche unsere Stadt besuchen, vereinigt sehe; wenn ich öfters, im Parterre unserer Theater, in Koncertsälen oder öffentlichen Gärten, mit Unbekannten zusammentreffe, deren Geist und Kultur mich in Verwunderung setzen; wenn ich dann wieder in dem Lese-Kabinet meines Buchhändlers die in- und ausländischen gelehrten Zeitungen durchblättere, oder mich unter den, von allen Stapelplätzen der europäischen Literatur eben angekommenen neuen und neu gedruckten Werken umsehe: so fühle ich mich versucht, in die Lobeserhebungen einzustimmen, welche einige Schriftsteller unserem Jahrhundert ertheilt haben, und ich bin, wenn nicht stolz, doch erfreut, der Zeitgenosse einer so hohen und weit verbrei-

teten Civilisation zu seyn. Manche Straße unserer Hauptstädte, manches wenig bekannte Landstädtchen Deutschlands, beherbergt heut zu Tage vielleicht mehr wissenschaftlich unterrichtete Menschen, als in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters das gesammte Europa. Selbst in den blühendsten Perioden Griechenlands und Roms war die wissenschaftliche Bildung auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Individuen beschränkt. Homer und Plato, Cicero und Horaz haben jetzt, in Weltgegenden und unter Völkerstämmen, deren Daseyn sie selbst nicht geahnet, ein zahlreicheres Publikum, als sie in ihrem eigenen Zeitalter und Vaterlande hatten; und der, mir und der Welt unbekannte, Bewohner einer der Dachstuben, die ich aus meinem Fenster beobachte, ist vielleicht in diesem Augenblicke mit einer mathematischen Aufgabe beschäftigt, deren Auflösung die ganze Wissenschaft des Euklid und Archimedes übersteigt, oder mit einer Frage der Physik, deren Beantwortung den Galiläi und Bacon von Verulam in große Verlegenheit gesetzt haben würde. Alle diese Vorzüge vor dem Alterthume und den früheren Jahrhunderten haben wir, außer unseren vollkommneren

Staatsverfassungen, den erleichterten Mitteln des Unterrichtes und der geistigen Mittheilung zu verdanken, welche die Wissenschaften und die Lektüre zu einem Gemeingut der Menschheit gemacht haben.

Ich berge nicht, daß es die Absicht dieser Wochenschrift ist, die heilsame Wechselwirkung befördern zu helfen, welche zwischen dem Weltumgange und der Literatur Statt haben kann und soll. Der geselligen Unterhaltung einen Zuwachs von geistigem Stoff, den wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen etwas von der Gewandtheit und dem Reize des schönen Umganges zu geben, dieß muß der Zweck solcher Blätter seyn, als ich zu schreiben unternommen, wenn sie überhaupt einen Zweck haben. Der Standpunkt, auf welchem ich und meine Freunde in der Gesellschaft und in der Literatur stehen, scheint einem solchen Unternehmen wenigstens nicht ungünstig. Den Wissenschaften und Künsten von Jugend auf ergeben, ohne von der Schriftstellerei Profession zu machen, mit den Geschäften und Formen der bürgerlichen Welt hinlänglich bekannt, ohne in die Interessen und Verhältnisse derselben enger verflochten zu seyn,

— gehören wir, in der Literatur wie im Leben, keiner Partei, keiner Schule, keiner Meinung ausschließend an. Wir achten das literarische Verdienst, aber wir haben keine Ursache, es höher zu stellen, als sein relativer Werth in dem allgemeinen Verbande der Gesellschaft es gestattet. Wir lieben den Umgang mit Personen aus der feinen Welt, aber wir sind nicht geneigt, unser Urtheil ihren oft launenhaften Aussprüchen und Anforderungen zu unterwerfen. Auf solche Weise sind wir vielleicht mehr geeignet, etwas zur Vermittelung jener zwei Hauptbestandtheile der National-Bildung beizutragen, als manche Schriftsteller von anerkanntem Kredit und weit größeren Talenten, deren äußere Lage weniger frei von dem Einfluß der Schulen und Parteien ist. Die Gelehrten und Künstler treiben ihre Angelegenheiten für sich; die Weltleute die ihrigen eben so. Wir sind Freunde der Kunst, welche ihre Plätze unter den Zuschauern von Zeit zu Zeit verlassen, um die Darsteller auf der Bühne über die Ansichten und Wünsche des Publikums zu verständigen, und dann wieder in die Reihen der Zuseher zurückkehren, um sich

mit ihnen über die Vorzüge und Mängel der Darstellung zu unterhalten.

Die deutsche Literatur befindet sich gegenwärtig in einem Zustande, wo es um so nöthiger scheint, auf das wirkliche Leben zurück zu sehen, und die Urtheile unbefangener Köpfe aus der Mitte des Publikums nicht unbeachtet zu lassen. Die Grübelei der Schulen und die kränkelnde Phantasie vermeinter Poeten haben die Lesewelt mit abenteuerlichen Erzeugnissen überfüllt, deren unparteiische Würdigung von den jetzigen, mit gleichgesinnten Richtern besetzten, Schöppenstühlen der Literatur schwerlich zu erwarten ist. Es möchte nicht überflüssig seyn, auch andere Stimmen über den Werth dieser Erzeugnisse zu vernehmen, und den Orakelsprüchen der Schulweisheit die Bemerkungen des gesunden Menschenverstandes entgegen zu stellen. Wir laden unsere Leser ein, dieses Vorhaben nach Vermögen zu unterstützen, und uns durch ihre Beobachtungen, Vorschläge und Erinnerungen in den Stand zu setzen, dem eigentlichen Zwecke dieser Blätter auf dem kürzesten Wege näher zu rücken.

Herr Theodor Palmer, dem ich gestern den obigen Aufsatz mittheilte, sendet mir ihn heute mit einer Beilage zurück, welche geeignet scheint, sowol in Bezug auf diese Einleitung, als auf das Schreiben des Hrn. Josuah Scharf im letzten Sonntagsblatte, hier eine Stelle zu finden. Es sind zwei Artikel aus seinen: Beiträgen zu einem philosophischen Wörterbuche für Weltleute, einem Werke, mit dem er seit längerer Zeit beschäftigt ist, und welches, wiewol zunächst nur für ihn selbst und seine Freunde geschrieben, doch vielleicht künftig ein Mal im Druck erscheinen wird.

Lektüre.

Die Umgangssprache macht einen Unterschied zwischen Lesen, Belesenheit und Lektüre. Der gemeine Mann liest — wenn er es gelernt und nichts Besseres zu thun hat — die Zeitung, ein Erbauungsbuch oder das Vademekum; Gelehrte und Halbgelehrte sind belesen, feine Leute haben Lektüre. Das Wort blieb

uns von der Nation, welche die Mode des Lesens unter den höheren Ständen verbreitete. Seitdem die Mode alle Stände vermischt hat, und Lakaien und Diensimädchen sich kleiden, wie ihre Herrschaften, machen auch jene Anspruch auf Lektüre, und der Versuch der Sprachreiniger, das fremde Wort durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen, trifft zufällig mit einem neuen Begriffe zusammen. Leserei und Gelese bezeichnen richtiger, als Lektüre, den Mißbrauch des Lesens, der zu einer Modekrankheit des Zeitalters geworden ist.

Man hat Lektüre, wie man Welt hat, durch den Umgang mit Büchern und Menschen, außer eigentlichen Geschäftsverhältnissen. Ein Gelehrter, der in seinem Fache, oder auch in mehreren Fächern fleißig lies't, heißt deßhalb kein Mann von Lektüre; so wenig, als ein Geschäftsmann, der in seinem Amt oder Metier täglich mit hundert Menschen zu thun hat, ein Mann von Welt ist. Man sucht Bücher wie Gesellschaften, zunächst, um sich zu unterhalten; die Bildung, die man zuweilen dabei beabsichtigt, ergibt sich am besten von selbst. Wer bei'm Lesen oder im Umgange der Welt

seine Bildung zu ängstlich vor Augen hat, geräth in Gefahr, ein gelehrter Stutzer, oder ein Gesellschaftspedant zu werden.

Bücher sind selbst Gesellschafter, und haben, als solche, manche Vorzüge vor der lebenden Gesellschaft, aber auch Manches, was ihnen, in Vergleichung mit dieser, zum Nachtheile gereicht. Ein Vorzug ist, daß man bei ihnen völlig freie Wahl hat, und wenn man will, oder den Verstand dazu besitzt, sich immer in ausgesuchter Gesellschaft befindet. Man braucht keine Umstände mit ihnen zu machen, und das ist mehr angenehm, als nützlich, denn man lernt in ihrem Umgange nicht, sich nach Anderen bequemen. Sie reden zu viel, und antworten zu wenig. Ein Buch sagt Alles heraus, was in ihm ist: es verstellt sich nicht, obwol sich der Autor verstellen mag. Das ist eine Eigenschaft, um deren willen man den Büchern gut seyn möchte; aber das Schlimme dabei ist, daß sie als Gesellschafter meist zu flach sind: man kennt sie in- und auswendig, wenn man sie ein paar Mal gelesen hat. Bücher sind öfter geziert und altklug, als Menschen; doch dieß ist ein Uebelstand, den sie vermeiden könnten. Aber Bü-

cher sind zuweilen vollkommen weise, und das ist das Beste an ihnen.

Ein Buch weiß mehr als ein Mensch; es vereinigt das Wissen von Vielen; ein Mensch weiß das Wenige besser, denn er weiß es aus der Quelle. Von Büchern lernt man lieber; sie beschämen nicht durch persönliche Verhältnisse, und wenn sie tadeln, so kommt das Bittere der Anwendung von uns selbst. Was wir von Lebenden lernen, dringt dagegen tiefer ein und haftet besser; das gute Beispiel des Lehrers wirkt nach und nach, auch wenn seine Lehren unserem Gedächtnisse entfallen sind. Es gibt Menschen, die mehr werth sind, als das beste Buch, — so ein Mann war Sokrates. Hätte jedes Land, jedes Zeitalter nur Einen Sokrates, man könnte der Bücher größten Theils entbehren.

Ein gutes Buch ist ein Freund, der uns immer zu Gebote steht; nur müssen wir ihn selbst aufsuchen, denn er denkt nicht an uns. Er ist unparteiisch, gleichmüthig, getreu und, wenn wir gefehlt haben, unerbittlich. Ein lebender Freund ist dagegen mehr mit uns und unseres Gleichen; er schont uns, wo er nicht helfen kann, lacht herzlicher und hat — Thränen. Es

gibt hundert Dinge, die wir einem Freunde vertrauen möchten, und wovon das klügste Buch keinen Begriff hat; dafür, wenn ein solcher Freund zu rathen und zu trösten anfängt (wie etwa Seneka), so nimmt es gar kein Ende.

Ein böses Buch ist schlimmer, als ein böser Mensch, und sein Umgang oft gefährlicher. Es wohnt und schläft bei uns, und ist immer zur Hand, wenn sich der Schalk in uns regt. Bücher sind unverschämt und nicht außer Fassung zu bringen. Ein böser Mensch verstrickt sich leichter selbst; er hat, wenn auch kein Gewissen, doch Furcht vor Gesetz und Strafe. Mephistopheles kann nicht kaltsinniger verführen, als ein böses Buch, aber man kann ihm entweichen, so lange der Wille noch nicht verderbt ist; es täuscht weniger und hängt sich nicht an uns, wie ein lebender Verführer.

Schlechte Gesellschaft zu haben, zeugt von schlechtem Verstande oder von schlechten Sitten. Indeß macht man sich den Umgang nicht immer selbst, und dann hat man ein Recht, sich dessen zu schämen. Wer unter schlechten Büchern betroffen wird, kann gar nichts zu seiner Entschuldigung anführen. Ein Mensch, der sich in

abgeschmackter Gesellschaft gefällt, ist auf's Schlimmste ihres Gleichen; wen eine einfältige Lektüre ergetzt, der ist noch einfältiger, als das Buch, denn er erbaut sich daran. Es gehört schon nicht viel Verstand dazu, sich für klüger zu halten, als ein halb vernünftiges Buch. Der Umgang, auch der platteste, erweckt noch immer und unterhält ein wechselseitiges Spiel, wenn nicht des Geistes, doch der Lebenskräfte; das Lesen elender Schriften ist ganz passiv, wahres Opium für Gemüth und Verstand. Das Aergste in dieser Hinsicht ist, Alles ohne Unterschied zu lesen, und ungefähr Alles mit gleichem Wohlbehagen.

Wollte man ein Resultat aus dieser Vergleichung ziehen, so müßte man sagen, daß Umgang und Lektüre einander ergänzen und verbessern müssen, wenn sie nicht schädlich werden sollen. Wer immer lies't, verlernt das Denken, und noch gewisser das Handeln; wer sich immer in Gesellschaften umher treibt, kommt nie dazu, denken und handeln zu lernen. Kein Leser von Metier hat die Gabe des Gespräches; er docirt, auch wenn er Verstand hat. In der Gesellschaft von gutem Tone spricht man sich über

nichts aus, und der gewandten Form mangelt der Inhalt. Es muß zu dem Umgange und der Lektüre noch ein Drittes hinzu kommen, um sie ganz unschädlich und zugleich schmackhaft zu machen, Arbeit nämlich. Der größte Virtuose des Müßigganges empfindet den Einfluß dieses Naturgesetzes. Wer kein Geschäft hat, macht sich zur Noth aus dem Nichtsthun selbst eines. Die Betriebsamkeit der erwerbenden Klassen ermangelt nicht, von diesem Bedürfniß der Müßiggänger Nutzen zu ziehen, und am Ende sieht man alle Welt sehr eifrig und ernsthaft mit lauter Nichts beschäftigt. So entsteht zu einer Zeit, wo Jedermann lies't, eine Unzahl von Büchern und Lese-Waaren in modischer Form und Gestalt, deren größter Nachtheil der ist, daß sie bessere Bücher verdrängen, die schon vorher da waren; ein Gedanke, den wir in dem Artikel: Buchmacherei weiter ausführen werden.

Mittelmäßigkeit.

Das Mittelmäßige setzt zwei Aeußerste voraus, zwischen welchen es inne liegt. Da

die äussersten Punkte selten genau bestimmt sind, so ist auch der Begriff des Mittelmäßigen schwankend; und was in einer Rücksicht noch unter der Mitte ist, kann in anderer weit darüber stehen. Ein Mann, der in der Residenz oder in einem großen Handelsplatze nur wohlhabend oder mittelmäßig begütert heißt, wird in einer kleinen Landstadt reich genannt. Unter Patagonen sind die meisten Europäer Zwerge; aber in Liliput würde selbst ein Lappländer für einen Koloß von Menschen gelten. Um festere Vergleichungspunkte zu erhalten, nimmt man ein gewisses Durchschnittsmaß des Großen und des Kleinen an, und was zwischen Beiden ist, heißt dann mit Recht mittelmäßig. Kräfte, wie der menschliche Geist, wofür es kein solches Maß gibt, wenigstens keines, das sich in arithmetischen Verhältnissen ausdrücken ließe, werden dagegen leicht zu hoch oder zu niedrig geschätzt, und in der intellektuellen Welt gilt gewöhnlich für groß, klein, oder mittelmäßig, was die Arroganz, die Kurzsichtigkeit oder die Parteisucht der Beurtheiler, auf gut Glück, dazu gestämpelt hat.

Wenn die Geisteskraft eines Alexander oder Cäsar, eines Aristoteles oder Plato, eines Ho=

mer oder Sophokles, als das eine Aeußerste betrachtet wird, wonach man das Maß des menschlichen Geistes schätzt: so wird Vieles mittelmäßig heißen, was in anderer Rücksicht groß genannt zu werden verdient. Pompejus und Cicero sind mittelmäßige Leute, wenn sie dem Cäsar gegenüber stehen; bei dem Studium Homer's wird Horaz selbst sich seiner Mittelmäßigkeit bewußt; und mit Bacon und Shakspeare verglichen, haben Pope und Addison sich kaum über das Mittelmäßige erhoben. Aber wenn wir den Horaz, Boileau, Racine und Pope mit unseren neuesten Dichtern zusammen halten, so erscheinen uns jene als literarische Riesen, um deren Fußsohlen sich ein Heer von Pygmäen zu einem possierlichen Kampfe rüstet.

Wenn es Unverstand ist, Alles mit einerlei Maß zu messen, so ist es Aberwitz, das Große und Seltene herabzuwürdigen, in der Meinung, dadurch selbst groß und außerordentlich zu werden. Unsere neuere Literatur zeigt uns das Schauspiel eines höchst lächerlichen Hasses, mit dem die sogenannte Mittelmäßigkeit von einem Haufen sehr mittelmäßiger Köpfe verfolgt wird. Ein Mensch, der mit Verachtung auf

das Mittelmäßige herabsieht, glaubt natürlich selbst darüber erhaben zu seyn, und je mehr geachtete Namen er unter seine Füße tritt, desto höher scheint ihm der seinige in Ruhm und Ansehen zu steigen. Wir haben es erlebt, daß Leute von sehr zweifelhaftem Talent und Wissen die schönsten und ausgebildetsten Geister der neueren Jahrhunderte mit einer beispiellosen Arroganz und Rohheit mißhandelten, und daß eine kleine Welt von Studenten, gelehrten Stutzern und verbildeten Weibern, in diesen Tempel- und Bilderstürmern die Heroen des Zeitalters zu erblicken glaubte. Eine Erscheinung, welche von der Urtheilskraft der Zeitgenossen eben keinen hohen Begriff gibt, und einen sehr geringen von ihrer Bescheidenheit.

Die alten Dichter haben die goldene Mittelmäßigkeit sehr reizend dargestellt; und obgleich ihr Lied die bescheidenen Gaben des Glückes öfters feiert, als den Werth stiller, prunkloser Geistesgaben: so beweisen sie, wie alle wahrhaft hellen und großen Köpfe, doch überall viele Achtung für das einfache Licht des Verstandes, welches ein gemeinsames Gut der Menschennatur ist. Das größte Genie ist von

einem gewöhnlichen wohlorganisirten Kopfe so wenig unterschieden, daß nur die Unerfahrenheit, oder ein selbstischer Charakter es verleiten kann, sich seiner Vorzüge, über die große Mehrheit seiner Gattung, zu überheben. Der Mittelschlag der Talente macht eigentlich die geistige Kraft der Nationen und Zeiten aus, wie der Mittelschlag gesunder Körper ihre physische Stärke, und der der Glücksgüter ihren Reichthum. Ausgezeichnete Geister bedürfen mehr, als gewöhnliche, des Zügels der Bescheidenheit, um ihre wahre Reife und Haltung zu erlangen; auch hat die Natur ihnen diese ernste Begleiterin gleichsam als ein Gegengewicht ihres aufstrebenden Genius, mitgegeben. Nur die sich selbst verkennende Mittelmäßigkeit schwebt zügel- und steuerlos in den Regionen der Einbildung, und wähnt mit dem leeren Scheitel an die Gestirne zu streifen, weil der feste Boden der Vernunft und Selbstkenntniß unter ihren Füßen gewichen ist.

Man hat überhaupt bemerkt, daß eine ganz neue Gattung von Menschen in der Welt zum Vorschein gekommen ist, von denen man in älteren Zeiten wenig oder gar nichts gehört hat. Es sind dieß die privilegirten, oder, wie

man sie zuweilen nennt, die außerordentlichen Wesen, die, mehr in der Beschauung, als in der Wirklichkeit lebend, eine große Reinheit des Herzens mit einem ziemlich unreinen Lebenswandel zu verbinden wissen, sehr wenig Achtung für die bürgerlichen Verhältnisse, aber desto mehr Ansprüche an die bürgerliche Gesellschaft, ungleich mehr Stolz als Selbstständigkeit, und unendlich viel Geist, aber den gesunden Menschenverstand und, nachdem es kommt, auch die gemeine Ehrlichkeit nicht haben. Während die Privilegien der Stände und Geschlechter von allen Seiten angefochten und vernichtet werden, scheinen diese befreiten Seelen eine neue Kaste von Privilegirten stiften zu wollen; ja, es steht zu erwarten, daß wir — wie es in ausgearteten Aristokratien endlich mehr Patricier gibt als Plebejer, — in der Literatur und im Leben, bald weniger gemeine als ausgezeichnete Menschen zählen werden, die, als ein wahrer Seelen-Adel, bloß dazu bestimmt sind, den hohen Rang ihrer Natur in einer vornehmen Unbrauchbarkeit an den Tag zu legen.

Es scheint, daß einige berühmte Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zur Entstehung und

Ausbreitung, wenn nicht dieser neuen Kaste selbst, doch der hohen Meinung, die sie von sich verräth, mehr als ihnen rühmlich ist, beigetragen haben. In den beredten Werken des Bürgers von Genf und seiner Nachfolger muß man die Keime des moralisch-phantastischen Stolzes suchen, wodurch unsere Jünglinge und Frauen sich, ohne einen wahrhaft sittlichen oder praktischen Werth, mit ein wenig poetischer Bildung und einigen eingelernten Sentiments, über ungleich bessere Menschen erheben zu dürfen glauben. In Deutschland ist, in der neuesten Zeit, zu jenem Stolze vornehmer Herzen noch der Uebermuth der großen Köpfe gekommen, denen unsere Jugend die wichtige Entdeckung verdankt, daß die Knaben heut zu Tage mit sechzehn Jahren klüger sind, als ihre Väter mit funfzig waren. Wer sich umsehen will, wird eine Menge junger Herren finden, von denen Niemand sagen könnte, was sie sind, oder wozu sie taugen sollten, wenn sie nicht glücklicher Weise große Köpfe wären. Sogar unter dem weiblichen Geschlechte gibt es eine gute Anzahl Wesen dieser Art, die so hoch auf der Stufenleiter der Geister stehen, daß durchaus nichts

aus ihnen zu machen ist, es müßte denn — eine Delphine oder Korinna seyn. Die sehr begreifliche Verachtung, welche dergleichen edlere Naturen gegen den großen Haufen der sogenannten rechtlichen und verständigen Leute empfinden, macht es erklärbar, daß die Zahl der letzteren immer kleiner wird, und daß, mit der Mittelmäßigkeit, zugleich Verstand und Rechtschaffenheit täglich in größeren Mißkredit gerathen. Denn da es beinahe für schimpflicher geachtet wird, ein mittelmäßiger Mensch zu seyn, als ein Taugenichts, so ist es natürlich, daß sich Alles in die Klasse der ausgezeichneten Menschen zu drängen sucht, bei denen nach so gemeinen Eigenschaften nicht gefragt wird.

Wenn wir der Mittelmäßigkeit das Wort zu reden scheinen, so ist unsere Meinung nicht, dem hohen Range des Genies und den Vorrechten wahrhaft erhabener Gemüther Abbruch zu thun. Wir denken im Fortgange dieses Werkes den Beweis zu führen, daß uns das Höchste in Wissenschaft und Kunst, wie im Leben, nicht fremd ist, und daß wir das Außerordentliche zu schätzen wissen, obgleich wir die Nachäffung desselben verachten. Die anmaßlichen Heroen der

Zeit, mit denen wir es hier zu thun haben, sind selbst nichts als Ausreißer der Mittelmäßigkeit, und unser einziges Verlangen ist, sie in die Reihen zurück zu führen, aus welchen sie entwichen sind.

Das vergleichungsweise Mittelmäßige ist nicht selten vortrefflich an sich. Wer in seinem Kreise und im Verhältniß zu den Anlagen seiner Natur, alles leistet, was von ihm gefordert werden kann, steht in der Rangordnung der Wesen höher, als ein unreifes Genie oder ein unfertiger Held, mit aller seiner Einbildung und Anmaßung. Es ist ein Probierstein des Verdienstes, sich der Gränzen desselben bewußt zu seyn, und ehrenvoller, in den Schranken einer brauchbaren Mittelmäßigkeit zu bleiben, als, ohne Nutzen und Hoffnung, nach dem eitlen Schimmer der Außerordentlichkeit zu streben.

6.

Autor-Eitelkeiten.

Sonntag, den 5ten April 1807.

Ein Schriftsteller, ein Künstler und jeder Mensch, der zum ersten Male in einem öffentlichen Charakter erscheint, ist sehr geneigt zu glauben, die ganze Welt habe nichts Nöthigeres zu thun, als sich um ihn, und um seine Werke oder Handlungen zu bekümmern. Cicero erzählt sehr artig von sich selbst, mit welchen angenehmen Vorstellungen dieser Art er, bei dem ersten Aufkeimen seines Ruhmes, seine Heimath verließ, und wie seltsam er sich überrascht fand, als er sah, daß sein Name schon in der ersten kleinen Stadt der Provinz, die er besuchte, völlig unbekannt geblieben war. Ohne mich dem göttlichen M. Tullius in irgend einem anderen Stücke gleich zu achten, darf ich gestehen, daß ich eine Lächerlichkeit mit ihm gemein habe. Ich verhehle daher nicht, daß ich, mit einer ähnlichen Eitelkeit im Herzen, in den letzten Tagen darauf ausging, nach meinem zunehmenden Rufe zu horchen, wie ein launiger

Schriftsteller*) sich ausdrückt. Es ist mir aber in dieser Hinsicht weder viel Gutes, noch viel Schlimmes zu Ohren gekommen, und bis jetzt scheint die Herausgabe meiner Wochenschrift keine wesentliche Veränderung in den Geschäften und Vergnügungen der Haupt= und Residenzstadt Wien verursacht zu haben.

So natürlich dieß seyn mag, so wird man mir doch einräumen, daß es für einen Autor nicht gleichgültig sey, ob er bloß für sich, oder auch für das Publikum schreibe. Ich habe daher mit meinen Freunden über die Mittel Rath gehalten, durch welche diesen Blättern mehr Eingang in der Welt verschafft werden könnte. Herr Brink war der Meinung, man müsse irgend ein Spektakel anfangen, das in die Augen falle und den Leuten zu reden gebe. — »Du könntest zum Beispiel,« sagte er, »das Wochenblatt alle Sonntage von Deinen Fenstern ausblasen lassen, wozu der Kapitän schon so gut seyn wird, uns seine Waldhornisten zu leihen, wofern wir nicht lieber eine Subscription auf ein paar Chöre Trompeten und

*) Addison, im englischen Zuschauer.

Pauken eröffnen wollen, die sich freilich noch besser ausnehmen würden. Oder," fuhr er fort: "man läßt die stille Gesellschaft in Lebensgröße abkonterfeien und an Deinem Hausthore aufhängen, mit der Ueberschrift: wahre Abbildung der gelehrten Sonntagsgesellschaft. Auf einer Tafel nebenbei könnte mit großen Buchstaben zu lesen seyn: hier sind Witz und Narrenpossen feil! — Ich bilde mir ein," sagte Brink, "das müßte außerordentlich viel Sensation machen."

Mit dem letzten Vorschlage war Herr Morfeld einverstanden. Er versprach, sich dazu in seinem Tibetanischen Kostüm abmalen zu lassen, wovon er behauptete, daß in keinem Europäischen Werke eine erträgliche Abbildung zu finden sey.

Herr Ernst bot sich an, das Sonntagsblatt in der Bibliotheca critica, im Monthly review und in Millin's Magazin encyclopédique zu empfehlen; wogegen Herr Brink nichts einzuwenden hatte, als daß kein Mensch in Wien diese gelehrten Zeitschriften liest.

Der Kapitän von Solms stimmte für den Krieg. "In unserer Zeit," sagte er, "hat nichts Interesse, als die Strategie. Mein Rath

ist: wir fangen, je eher je lieber, mit aller Welt Händel an. Je mehr Feinde wir uns auf den Hals ziehen, desto besser ist es; denn dadurch koncentriren wir unsere eigene Stärke, und die Gegner werden zu allen Fehlern des Koalitions-systems verleitet, wie Herr von Bülow sehr richtig gezeigt hat.«

Da dieser Vorschlag ebenfalls auf das Lärm-machen abgesehen schien, so erklärten sich Herr Ernst, Herr Palmer und ich mich selbst dagegen; indem wir es für unschicklich hielten, daß die stille Gesellschaft schon so bald ihrem Charakter ungetreu werden sollte.

Herr Palmer trug sich an, ein Dutzend Predigten im Geschmack des Abraham a Sancta Clara zu schreiben, die den Nummern der Wochenschrift unentgeltlich beigelegt werden könnten. »Die Kanzelredner,« sagte er: »werden ohnehin diesen Weg wieder einschlagen müssen, wenn sie sich neben den Predigern auf dem Theater erhalten wollen. Falls die Gesellschaft darüber einig ist, kann ich Herrn West gleich mit einer Standrede über die Autor-Eitelkeit aufwarten, wozu ich den Text zu wählen denke: Stoßet den Narren in einem Mörser, die

Narrheit weichet doch nicht von ihm.«

Brink widersetzte sich diesem Antrage, indem er meinte, der bloße Name von Predigten könnte das Sonntagsblatt um die wenigen Leser bringen, die es bis jetzt noch fand. Am Ende wurde gar nichts beschlossen, wie dieß in Gesellschaften öfters geschehen soll. Man blieb dabei, das Sonntagsblatt für's Erste noch seinem eigenen Schicksale zu überlassen.

Seither ist ein Brief eingelaufen, der wenigstens beweiset, daß meine Wochenschrift Einen Leser mehr hat, als ich wußte. Der Inhalt und der Ton dieses Schreibens scheinen mir so merkwürdig, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, dasselbe bekannt zu machen.

An Herrn Thomas West.

Mein Herr!

Ich sehe aus einer Stelle Ihrer Wochenschrift, daß Ihnen mein Aeußeres aufgefallen ist. Leider bin ich ein Hypochondrist, wie Sie richtig bemerkten *). Daß ich aber das Theater gebrauche,

*) In der kurzen Beschreibung einiger Theatergäste S. 61. dieser Blätter.

wie Andere den Brunnen, auf Anordnung des Arztes, und nach einer strengen, mir vorgeschriebenen Methode, — das haben Sie mir freilich nicht ansehen können. Meine Kurzeit währt nun bald drei Monate, und wenn ich sie noch drei weitere Monate aushalte, so hofft der Doktor, mich vollkommen herzustellen. Ich kann nicht leugnen, daß sich der Mann viele Mühe mit mir gibt; sollte ich dessen ungeachtet nicht ganz gesund werden, so ist das ohne Zweifel nicht seine Schuld, sondern die seines Mittels, von dem er gesteht, daß es, wie das Rohitscher Wasser, von seiner ehemaligen Kraft und Güte verloren habe.

Ich bin ein Kaufmann, mein Herr, der sich vor anderthalb Jahren zur Ruhe setzte, und ich habe weder Frau noch Kinder, noch was man sonst Umgang nennt. Meine Lebensart war immer so einfach, als meine Geschäfte. Meine ganze Haushaltung, das Komptoir mit eingeschlossen, bestand ehemals aus einem alten Buchhalter, einem Bedienten, einer Magd und meinem kleinen Mops, der, ehe er selbst hypochondrisch wurde, unstreitig das unterhaltendste Thier von uns Allen war. So lange ich meinen

Handel betrieb, ging ich täglich eine halbe Stunde mit meinem Mops spazieren, ließ mir Abends von meinem Buchhalter die Zeitungen vorlesen, und spielte dann gewöhnlich eine Partie Triktrak mit ihm, worin er, obwol er sonst kein Mann von großen Gaben war, wirklich für einen Meister gelten konnte.

Auf solche Weise, mein Herr, bin ich nach und nach alt geworden. Als ich vor anderthalb Jahren meine Handlung niederlegte, fiel mir nicht ein, etwas Wesentliches in meiner Lebensart zu ändern. Da ich meinen Buchhalter auf Pension setzte, so las er mir die Zeitungen statt ein Mal, zwei bis drei Mal vor, und wir spielten zuweilen den ganzen Tag Triktrak, ohne daß er oder ich es müde geworden wäre. Unglücklicher Weise ist der ehrliche Kumpan, fünf Monate nachdem ich ihm seine Pension ausgeworfen hatte, gestorben. Von dieser Zeit an ist in meinem Hause nichts mehr, wie es ehemals war, und ich sowol als mein Mops haben sichtbar an Leib und Seele abgenommen.

Mein Arzt glaubt in der Einförmigkeit meiner Lebensweise den Grund des Uebels, an dem

ich leide, entdeckt zu haben. Da er mich für jede andere Zerstreuung unempfänglich fand, schrieb er mir vor, die Theater fleißig zu besuchen, wovon er sich, als von einem mir ungewohnten Vergnügen, große Wirkung versprach. In der That hatte ich seit zwanzig Jahren kein Schauspiel mehr gesehen; es kostete ihn daher nicht wenig, mich zu dieser seltsamen Kurart zu bereden. Er geht übrigens bei der Anwendung seines Mittels, in Betracht der kränklichen Reizbarkeit meiner Nerven, sehr vorsichtig zu Werke, und untersucht noch täglich den Komödienzettel mit eben so vieler Genauigkeit, als die Liste der Speisen, die auf meinen Tisch gebracht werden dürfen. Kleine komische Stücke, besonders solche, worin die Hrn. Weidmann, Koch, Roose, Krüger und Koberwein Rollen haben, erhalten immer den Vorzug. Von der Lustigkeit der Hrn. Weinmüller, Baumann und Hasenhut hat er meinen Kopf einige Male etwas eingenommen gefunden. Französische Operetten werden meist passirt; aber von großen Opern darf ich höchstens Einen Akt auf ein Mal sehen. Ritter-, Geister- und dergleichen Spektakelstücke sind ganz

untersagt. Die Ida*), meint er, könnte einen Mann von meiner Konstitution umbringen. Es gehört, pflegte er zu sagen, ein stärkerer Kopf dazu, die Vorstellung eines solchen Stückes auszuhalten, als nöthig war, es zu machen.

Da Sie, mein Herr, eine Art Kontrole über die Theatergäste führen, so habe ich geglaubt, nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn ich Sie mit mir bekannt machte. Vielleicht zeigt sich aber auch sonst ein Anlaß, wodurch wir einander näher kommen können; denn ich berge Ihnen nicht, daß ich einige Neigung zu Ihnen und Ihrer stillen Gesellschaft gefaßt habe.

Ich bin, lieber Herr, mit vieler Achtung

Ihr dienstwilliger

Bastian Reinhard.

Minna von Barnhelm.

Als ich vorigen Dienstag gegen sechs Uhr Abends am Eingange des Kärntnerthor-Theaters

*) Ein verschollenes Schauspiel vom Verfasser des Fridolin, welches damals viel Zulauf hatte.

stand, um die Rollenbesetzung der Minna zu lesen, näherte sich mir ein alter Mann von feinem Aussehen, und indem er, an mir vorbei, einen Blick auf den Komödienzettel warf, zog er freundlich seinen Hut. Ich dankte ihm mit der ehrerbietigen Höflichkeit, die ich dem höheren Alter zu bezeugen gewohnt bin. Der alte Herr lächelte, und griff noch einmal nach seinem Hute.

»Um Verzeihung, mein Herr!« sagte er: »ich habe eigentlich das Fräulein von Barnhelm gegrüßt, und Sie nicht gleich bemerkt.«

»Wenn das ist,« antwortete ich mit Wärme, »so erlauben Sie, daß ich Ihrem Geschmacke das Kompliment wiederhole, welches ich erst nur Ihrer Person machte. — Haben Sie Ihren Platz im Parterre, so bitte ich Sie, mein Herr, mir das Vergnügen Ihrer Nachbarschaft zu gönnen.«

Der Fremde. Sehr verbindlich. Aber ich war nicht gesonnen, in das Theater zu gehen, sondern hier vorbei, noch einen Spaziergang zu machen.

Ich. Nach dem Interesse, das Sie an Lessing's Minna zu nehmen schienen, glaubte ich das Gegentheil voraussetzen zu dürfen.

Der Fremde. Lessing's Minna! Sind Sie auch gewiß, mein Herr, daß sie heute Abend hier zu sehen seyn wird?

Ich. Doch, mein Herr. Die Minna wenigstens.

Der Fremde. Mag seyn. Aber in welcher Gesellschaft, denken Sie, daß wir sie finden werden? — Ich bin nicht, wie das Fräulein von Barnhelm, in alle Tellheime vernarrt.

Ich. Unser Tellheim, meinte ich —

Der Fremde. O, der Schauspieler ist ein Mann von großem Verdienst! Ich bin ein Wiener, mein Herr, und lasse den Talenten unserer Bühne Gerechtigkeit wiederfahren. Aber der Tellheim, den sich Lessing dachte, und den ich zu sehen wünschte, ist nicht mehr.

Ich. Das Stück ist vier und vierzig Jahre alt; wir und die Schauspieler sind mit ihm alt geworden. Kein Wunder, wenn wir Vieles anders, und das Wenigste besser finden.

Der Fremde. Das ist es, mein Herr! Die Franziska, die mir gefiel, kann jetzt leicht Urgroßmutter seyn; oder sie hat eine Nochfolgerin erhalten, zu kostbar, um ein Kammermäd-

chen, zu gemein, um Minna's Vertraute vorzustellen. Der ehrliche Paul ist vielleicht längst vor dem Feinde geblieben; dem neuen Wachtmeister steckt dagegen noch der Rekrut in allen Gliedern. An Justen war nie viel Besonderes, wie Werner sagt; ich fürchte sehr, der alte Kerl möchte ein Trunkenbold, und der drollige Spitzbube Ricaut ein plumper Gauner geworden seyn. — Was gehen mich und Lessing's Minna diese Leute an? Ich will mir das Andenken an eins der liebenswürdigsten Produkte des deutschen Theaters nicht durch eine verpfuschte Vorstellung verderben lassen *).

Ich. Indessen ist es doch nothwendig, mein Herr, daß man solche Stücke gibt, öfters gibt, und daß das Publikum daran gewöhnt wird,

*) Die obige Charakteristik der damaligen Darsteller dieses klassischen Werkes kann als treffend angesehen werden. Wenn jetzt solche Rollenbesetzungen bei dem Wiener Burgtheater selten zu rügen sind, so finden die Bemerkungen des alten Freundes der Minna v. Barnhelm doch noch ihre Anwendung auf den Zustand vieler anderen deutschen Schaubühnen, bei welchen es Maxime zu seyn scheint, gute ältere Stücke entweder gar nicht, oder mit der schlechtest möglichen Besetzung aufzuführen.

C. A. W.

wenn wir überhaupt jemals ein Theater erhalten sollen.

Der Fremde. Ganz gewiß! So wie es nöthig ist, daß wir unsere alten guten Schriftsteller lesen, wieder lesen, und nie zu lesen aufhören, wenn wir Anspruch darauf machen wollen, eine gebildete Nation zu seyn und eine Literatur überhaupt zu haben. — Allein, mein Herr! ehe man das Publikum daran gewöhnt, solche Stücke gern und oft zu sehen, müssen die Schauspieler lernen, sie gern und mit Fleiß zu spielen. Die Direktion wenigstens muß es nicht dulden, daß man das Werk eines großen Meisters durch eine elende Aufführung unter das Mittelmäßige herabwürdigt. Haben Sie in der letzten Zeit die Vorstellung der Emilia Galotti gesehen?

Ich. Ach ja!

Der Fremde. Glauben Sie nicht, daß Lessing sein Trauerspiel lieber verbrannt, als zugegeben hätte, es von einem solchen Marinelli, einer solchen Klaudia bis zum Ekelhaften verunstalten zu lassen? — Das sind Gräuel, mein Herr! und wir reden von einem Theater, wir schmeicheln uns mit der Verbesserung desselben!

Ich. Das Bessere muß man hoffen. Wenigstens beweisen unsere Schauspieler in so manchem anderen Stücke, daß weder ihre Talente, noch ihr Eifer für die Kunst erloschen sind.

Der Fremde. In den schlechtesten Stücken beweisen sie das oft am meisten. Seitdem fast alle unsere Schauspieler und Schauspielerinnen Dichter geworden sind, finden sie selten Zeit, eine Rolle in einem guten, älteren Stücke einzustudieren. Wenn man die Kunst trefflicher Schauspieler an die Erbärmlichkeiten des Tages verschwendet sieht, so sollte man glauben, daß dem Theater nur Schriftsteller mangeln. Sieht man dagegen Lessing's, Schiller's, Göthe's Meisterwerke von Stümpern und Lehrlingen zu Grunde richten, so möchte man denken, daß wir gar keine Schauspieler haben. Zuweilen kommt es mir vor, als ob es uns an den Einen und den Andern fehle, vor Allem aber an der Geschicklichkeit, das, was wir besitzen, mit Geschmack und Klugheit gelten zu machen. — Gute Unterhaltung, mein Herr!«

Mit diesen Worten verließ mich der alte Herr, um seinen Spaziergang fortzusetzen; ich

aber ging etwas nachdenkend in das Theater, die Vorstellung der Minna mit anzusehen.

7.

Briefwechsel des Verfassers.

Meine Korrespondenz hat seit einer Woche einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Es sind nicht weniger als ein Dutzend Briefe an mich eingelaufen, von denen mehrere der Mittheilung werth sind, und auf die ich zum Theil zurückkommen werde. Für heute muß ich mich begnügen, deren zwei einzurücken, wovon der erste als die Einleitung eines fortgesetzten Briefwechsels zu betrachten ist, der zweite aber durch die Bekanntmachung seinen ganzen Zweck hinlänglich erfüllt. Die neue Erfindung, von welcher dieses Schreiben Nachricht gibt, kann nicht ermangeln, Aufsehen in der theatralischen Welt zu machen.

1.

Von der Karthause *). 10ten April 1807.

Es ist recht schön von Ihnen, lieber West, daß Sie Ihre ehemalige Schülerin nicht ganz vergessen, und mir von Zeit zu Zeit, wenigstens gedruckt, noch eine Lektion über die deutsche Literatur geben. Da Sie jetzt ein öffentlicher Mann sind, und Ihre klugen Gedanken zu Rathe halten müssen, um Ihre Wochenschrift so viel als möglich damit auszustatten, so bescheide ich mich gern, nichts für mich allein haben zu wollen, und mit Ihren übrigen Leserinnen nur so mitzugehen. — Ich habe die ersten Nummern Ihres Sonntagsblattes erhalten, und ich wollte — einsam und wenig beschäftigt, wie ich hier bin —, es wäre in der Woche einige Mal Sonntag. Auch mein Bruder Ferdinand, der auf einen Besuch hier ist, und mein ehrwürdiger Schwiegervater sogar, haben Ihre Wochenschrift gelesen; sie sind Beide ziemlich damit zufrieden,

*) Der Landaufenthalt des alten Freiherrn von Sorben, dessen Charakteristik, so wie der Familie Norberg, in der ersten Auflage des Sonntagsblattes vorkommt, und von dem in des Verfassers Bildern aus dem Leben weiter die Rede seyn wird.

obwol der alte Herr meint, Ihr Ton könnte etwas schärfer gehalten seyn; Ferdinand aber: er sey beinahe jetzt schon zu herbe. — Nun, ich denke, Sie werden ja auch noch zulernen und es uns am Ende Allen recht machen.

In meiner Krankenstube fängt es, dem Himmel sey Dank, allmälig an ruhiger zu werden. Der Arzt hat meine kleine Patienten von der größten Gefahr frei gesprochen; zuletzt den guten Wilhelm, dem seine Geschwister die Krankheit mit herbrachten, und dem sie am ärgsten zusetzte. Aber wir werden eine langsame Rekonvalescenz haben; der Mai wird vorüber gehen, ehe wir das Zimmer verlassen dürfen. Stellen Sie sich vor, Herr West! den lieblichen Mai auf dem Lande in einer Krankenstube zubringen zu müssen! — Doch man muß Geduld haben. Ich habe in diesen Umständen mir und den Kindern allerlei Beschäftigungen ausgedacht, wozu auch Sie, mein Freund, das Ihrige beitragen sollen.

Wilhelm lies't recht gut vor, wie Sie wissen, und macht gern den Lehrer, wenn seine jüngeren Geschwister bei ihm sind. Ich habe nun aus der Bibliothek meines Schwiegervaters

Alles hervorgesucht, was von älteren deutschen Dichtern sich darin vorfand und für die kleinen Leute ein Interesse zu haben schien. Von Hagedorn und Haller, bis zu Bürger und Matthisson, fehlt keiner unserer vorzüglichen schönen Geister. Wilhelm theilt uns davon mit, was er für unsere Unterhaltung oder Belehrung besonders geeignet hält. Der kleine Professor nimmt sich recht geschickt dabei, und gibt sich ein Ansehen, das sogar mich, seine Mutter, in Respekt setzt. Zuweilen kommt aber doch etwas vor, wozu weder seine, noch meine Gelehrsamkeit hinreicht. In solchen Fällen denken wir uns nun bei Ihnen Rathes zu erholen, besonders, wenn der Gegenstand von der Art ist, daß Sie uns die Antwort durch Ihre Wochenschrift können zukommen lassen. Dieß paßt, wie ich glaube, sogar zu Ihrem Plane, und Wilhelm, der schon zu Ihren Lesern gehört, wird auch keine Schwierigkeiten machen, unter Ihren Mitarbeitern aufzutreten.

Dann ist noch Eines, um was ich Sie ersuche. Das Alte in Ehren; aber ich kann mich von dem Neuen nicht ganz entwöhnen. Wir haben hier auf der Karthause kein Buch, das

nicht wenigstens so alt wäre, als das laufende Jahrhundert. Da ist nichts von Schelling, nichs von Tieck und Novalis, nicht einmal von Schlegel, die Uebersetzung des Shakspeare ausgenommen. Auch von meinem lieben Jean Paul fand ich in meines Schwiegervaters Bibliothek nur die zwei ersten Romane. Mein alter Herr sagt, er wolle warten, bis Jean Paul seine sämmtlichen Werke umgearbeitet und in ihre einzig denkbare Form gebracht habe, nämlich in die alphabetische, aus der sie ursprünglich hervorgegangen seyen. — Was sagen Sie zu dem Einfall? Ist das nicht ein Epigramm, beinahe in Doktor E..'s Manier?

Also, ich bitte, schicken Sie mir etwas von dem Neuesten, was Ihr Buchhändler aus Leipzig erhielt. Es soll unter andern ein humoristischer Künstler-Roman von einem Ungenannten erschienen seyn, der den Tristram Shandy, und das Außerordentlichste, was wir in der Art von Hippel und Jean Paul besitzen, an Originalität noch weit überbietet. — Apropos der Originalität! Ferdinand behauptet, das sey eine Eigenschaft, welche unsern Schriftstellern durchaus fehle. Er sieht in allen Bemühungen der Deut-

schen, originell zu seyn, nichts als veränderte Versuche im Nachahmen; ja, er glaubt, die neuesten deutschen Originalgenies seyen auf gutem Wege, unsere, den Fremden nachgeahmte Literatur, zu einer rein übersetzten zu machen. — Ich wünschte wol, Ihre Meinung über diesen Punkt zu lesen. Es sollte mir doch leid thun, wenn der Bruder Recht hätte, und das zu einer Zeit, wo die neueste Kunstphilosophie die schönste Hoffnung gab, vermittelst — wie heißt es doch? — ganz recht! — vermittelst des synthetischen Verfahrens der Kritik alle Arten von Originalwerken nach Belieben zu konstruiren. — Nun? Habe ich das gelehrte Kauderwelsch der neuen Aesthetik nicht gut behalten?

Adieu, lieber West! Ich und meine Kleinen grüßen Elisen herzlich. Einen Brief an sie wird der Bruder mitbringen, der morgen oder übermorgen nach der Stadt zurückkehrt.

Amalie, Freiin von Sorben.

2.

Ich bin Arzt, mein Herr, und nehme als solcher mir die Freiheit, es nicht ganz zu billigen, wenn Sie Briefe und Meinungen kranker Menschen öffentlich bekannt machen. Ob es indiskret war, die Herzensergießungen eines Leidenden der Welt vorzulegen, will ich nicht untersuchen. Sie haben es gethan, und Ihre That hat Gutes gewirkt, denn unser Hypochonder, Herr Bastian Reinhard, der mein Patient ist, denkt mit einer gewissen ruhigen Behaglichkeit an sein Uebel, seitdem er sich in Ihrem Sonntagsblatte gedruckt lesen kann. Er hält jetzt seine Krankheit für eine öffentliche Angelegenheit. Die Freude, die er darüber empfindet, hat die Leiden seiner Leber sichtbar gemildert. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich gestern in sein Zimmer trat und hörte, wie der milzsüchtige Mann eine Arie aus Don Juan sang oder brummte, deren leichtfertiger Inhalt in der That drollig mit seinem Zustande kontrastirte; denn — Sie werden es kaum glauben, er sang: »Es wäre vom Teufel, wenn mein Register ꝛc.« Im ersten Augenblicke besorgte ich eine Agitation, wie sie ihn öfters anwandelt,

und da er, wahrscheinlich, weil ich ihn im Singen überraschte, etwas verwirrt schien, so wurde ich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß sein Kopf wieder angegriffen sey. Auf meine Frage aber, wie er sich befinde? antwortete er: »Gedruckt!« indem er zum Tische eilte, und mir Nro. 6. des Sonntagsblattes überreichte.

Weil nun das Gedrucktseyn meinem Patienten so gut bekommen ist, so kann ich Ihnen keine Vorwürfe darüber machen. Allein ich sehe mich selbst dabei, ohne meinen Willen, der Welt zur Schau ausgestellt, und das kann mir nicht gleichgültig seyn. Meine Aeußerungen und Meinungen über Theaterstücke, welche Herr Bastian Reinhard verrathen hat, können mißdeutet werden; sie können bei einigen Autoren, die sich dadurch beleidigt fühlen, nachtheilig auf das Lebersystem wirken, und mich träfe der Vorwurf, daß ich, der als praktischer Arzt nicht bloß Krankheiten heilen, sondern ihnen auch vorbauen soll, die prophylaktische Methode vernachlässigt und zur Entstehung neuer Krankheiten mitgewirkt habe. — Um mich hierüber zu rechtfertigen, bleibt mir nur der Ausweg, mehr von meinen Grundsätzen über das Theater im Pu-

blikum laut werden zu lassen, als ohne diese Veranlassung geschehen seyn würde. Ich muß es Ihnen, mein Herr, also gerade heraus sagen, daß ich seit funfzehn Jahren an einer medicinischen Dramaturgie arbeite, und daß, wenn mir die Natur Gesundheit und Kraft erhält, ich, nach deren Vollendung, eine ganze medicinische Aesthetik herauszugeben entschlossen bin.

Es ist nichts Neues, und Baglivius, Cullen, Stoll und Frank haben bereits Winke gegeben, daß die Musik einen entschiedenen Einfluß auf die Nerven habe. Ich selbst kurirte einen in der Phrenitis oder Hirnentzündung heftig Delirirenden dadurch, daß ich ihm den Marsch aus Graf Armand alle drei Stunden ein Mal vorblasen ließ. Der auffallend gute Erfolg dieser Kurart bestätigte bei mir eine schon früher gefaßte Idee, daß die schönen Künste eigentlich in die Materia medica, oder in die Reihe der Heilmittel gehören, und daß man durch gewisse Kunstwerke eben so gut als durch China, Opium, Rhabarber und Ipekakuanha auf den menschlichen Körper wirken könne. Diese Idee erhält durch das Brownische System eine lichtvolle

Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Sie wissen, daß das Leben, nach diesem System, eigentlich in dem Spiel oder Kampf besteht, welcher zwischen der im Körper wohnenden Erregbarkeit, und den von außen hinzukommenden reizenden Potenzen Statt findet. Das Resultat, das aus der Einwirkung der Reize auf die Erregbarkeit erfolgt, ist die Erregung. Diese hat ihre verschiedenen Grade: der höchste ist = 80, der geringste = 0. Ueber Achtzig und unter Null muß der Tod erfolgen. In unserem Zeitalter der Schwäche ist nicht zu besorgen, daß die Erregung jemals einen zu hohen Grad erreichen werde; wir sterben daher Alle = 0, welches also der Tod, oder die Gränze zwischen Leben und Tod ist, denn der letzte müßte eigentlich — 1 seyn, oder auch schon — ½, — ¼ oder so wenig man will. — Die Gesundheit ist = 40. Wenn nun die Reize die Erregung auf 40 bringen, so sind sie heilsam; im Gegentheile schädlich. Sie erschöpfen dann entweder die Erregbarkeit, und erzeugen Krankheiten aus indirekter Schwäche; oder sie lassen dieselbe sich zu sehr anhäufen, und dann entstehen Krankheiten aus direkter Schwäche. Die

Potenzen sind also entweder schwächend oder stärkend. Da aber ihre Wirkung nicht bloß von ihrer eigenen Natur, sondern auch von dem Grade der Erregbarkeit des Körpers, auf den sie wirken, abhängt, so kann eine und dieselbe Potenz schwächend oder stärkend seyn, je nachdem viel oder wenig Erregbarkeit vorhanden ist.

Reizende Potenz kann alles werden, was auf die Erregbarkeit wirkt, folglich auch jedes Kunstwerk, und in wiefern ein solches die Erregbarkeit erschöpft, oder zu wenig aufregt, erhält es seine Stelle in der Materia medica, so gut wie andere in den Apotheken vorhandene Mittel. So wirkt z. B. eine Musik von Händel wie Opium, eine von Mozart wie China, eine von Gyrowetz wie Bockshornsaft oder wie Kamillenthee. Ein Gleiches gilt von Gemälden: Correggio ist Kampher, Michael Angelo China, Raphael Opium, Battoni Süßholz, Füger Leontodon Taraxacum; Schönberger ist sehr wirksam, aber ich habe seinen Gemälden in meinem Systeme noch keine Stelle anweisen können; im Allgemeinen gehören sie zu den analepticis oder herzstärkenden Mitteln.

In keiner Kunst ist die Aehnlichkeit ihrer

Produkte mit Medikamenten sichtbarer, als in der dramatischen. Diese wirken sogar auf einzelne Organe, bringen die seltsamsten Zufälle hervor, und sind gegen gewisse Krankheiten wahre Specifica. Ich habe nach manchen Stücken Kopfweh, Uebelkeiten, Leberverhärtungen, vermehrte Absonderung der Galle, Angstschweiße und sogar ein Mal nach einem Trauerspiele die Kopfwassersucht entstehen sehen. Noch ganz neuerlich beobachtete ich bei einem Patienten, welcher der Vorstellung der Ida beigewohnt hatte, einen sonderbaren Zufall: der Kranke nämlich litt durch acht Tage an einem beständigen Gähnen, das von Uebelkeiten und heftigem Kopfweh begleitet wurde.

Eben so oft habe ich heilsame Wirkungen von dramatischen Medikamenten wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Ein harthöriger Hypochonder, der ehemals ein leidenschaftlicher Freund des Theaters war, und sich jetzt dieses Vergnügen versagen muß, weil er nichts hört, wurde von mir öfters in jene Opern geschickt, welche man neuerlich in die Scene gesetzt hat, und worin bekanntlich viel geschossen wird. Die Freude, die der gute Mann darüber empfand,

daß er jetzt Stücke sieht, die ihm nicht bloß als Pantomime erscheinen, sondern wobei er auch seinen Theil hören kann, war außerordentlich. Schon bei der dritten Vorstellung, welcher er beiwohnte, wurde seine verhärtete Leber sichtbar weicher, so, daß, wenn Opern mit obligaten Kanonen öfters gegeben werden, ich Hoffnung habe, ihn ganz herzustellen. — Für Leute, die Wasser im Kopfe haben, sind Stücke, worin viel geweint werden kann, äußerst heilsam und beinahe specifisch, indem sie eine wohlthätige Ableitung der wässerigen Feuchtigkeiten aus dem Gehirne bewirken.

Aus einer großen Reihe von Beobachtungen hebe ich nur diese heraus, zum Beweis, daß Theaterstücke reizende Potenzen sind.

Der Grad ihrer Wirksamkeit hängt natürlich von der Konstitution oder der Erregbarkeit desjenigen ab, auf den sie wirken. Da es jedoch wichtig war, ein Mittelmaß auszufinden, nach welchem sie geordnet werden konnten, so habe ich mir einen Menschen gedacht, von gesunden Sinnen, starker Lunge, guten Verdauungswerkzeugen, sanguinisch, jedoch mehr gegen den Phlegmatiker als zu dem Choleriker geneigt,

von mittelmäßigen Geistesfähigkeiten, und mit demjenigen Grade der Bildung des Verstandes versehen, welche man haben muß, um ein Kunstwerk überhaupt nur goutiren zu können. Auf einen solchen Mittelschlag von Menschen lasse ich nun die Theaterstücke wirken, und beobachte den Grad der Erregung, den sie hervorbringen. Nach diesem Grade weise ich ihnen erst die Stelle im Systeme an. Dem zufolge sind die Tragödien von Schiller meist über 50, Göthe schwankt zwischen 45 und 35; die Iphigenia hält gerade 40, und bewirkt also das Ideal der Gesundheit, dagegen der Groß = Kophta auf 13 steht. — Merkwürdig sind die dramatischen Werke von Lessing, die alle wie eisern auf 36 verbleiben, mit Ausnahme jedoch der Minna von Barnhelm, die ganz gesund ist, und daher gerade auf 40 zeigt. — Kotzebue erreicht mitunter, besonders in seinen rein komischen Stücken, eine ganz ansehnliche Höhe, die dem Grade der Gesundheit ziemlich nahe kommt; bisweilen aber sinkt er auch bis zu 17½. — Die Iffland'schen Familiengemälde erheben sich selten über 22, mit Ausnahme der Jäger, welche 29⅘ halten.

Ich wiederhole, daß diese Grade nur in Be-

zug auf meinen oben aufgestellten gesunden Mann genau und zuverlässig sind, und daß andere Konstitutionen ganz andere Resultate oder Grade angeben würden. So habe ich oft bemerkt, daß Kotzebue's rührende Schauspiele bei manchen Frauen die Erregung auf 77 brachten, während sie bei dem gesunden Manne nur 19 Grade erregten. — Was ich von der Ida zu meinem Hypochonder sagte, war ebenfalls nur in Bezug auf seine individuelle Konstitution gemeint, der zufolge ich das Stück wirklich unter 0, oder — 15 bis — 20 setzen mußte, daher es ihm unfehlbar den Tod zugezogen hätte. Nach dem mittleren Maßstabe aber hätte ich es immer auf 3¾ setzen können, wo es denn eben so wenig als eine Prise Tabak schädlich seyn wird.

Noch muß ich hierbei bemerken, daß einige theatralische Produkte, bei einem und demselben Subjekte, verschiedene Grade von Erregung, fast zu gleicher Zeit, hervorbringen. Diese, glaube ich, wirken wie gewisse Mixturen, welche aus Ingredienzien zusammengesetzt sind, die nach chemischen und physischen Gesetzen sich nicht mit einander vertragen; sie kühlen und erhitzen oft

zugleich, wie z. B. eine Mixtur aus Madera-wein und Salpeter, oder wie einige Stücke von Herrn Ziegler.

Es würde die Gränzen eines Briefes überschreiten, wenn ich noch mehr von meinem an Beobachtungen so fruchtbaren Systeme erwähnen wollte. Ich begnüge mich, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß meine Urtheile nicht etwa leere Scherze, oder augenblickliche Einfälle sind, sondern daß sie auf Erfahrung und einem daraus hergeleiteten, mühsam erdachten, Systeme beruhen, das zu seiner Zeit der Welt bekannt gemacht werden soll. Die Wichtigkeit desselben wird keinem Zweifel ausgesetzt seyn. Auch sehe ich bereits mehrere Veränderungen voraus, welche dadurch in dem Theaterwesen bewirkt werden müssen. So wird wahrscheinlich auf den Komödienzetteln künftig, neben dem Titel, der Grad der Erregung immer angegeben werden, damit sich Kranke und Gesunde darnach richten können. Z. B. »Heute wird aufgeführt: General Schlenzheim, für Gesunde = 9, für Pferdeliebhaber = 30, für Leute, die gern um Nichts weinen = 40.« Damit diese Angaben aber nicht willkürlich, oder

aus Protektion bestimmt würden, müßte jedes Stück vorher der Censur eines Arztes unterworfen werden, welcher Proben seiner Geschicklichkeit in der medicinischen Dramaturgie abgelegt hätte.

Sollten Sie, mein Herr, neugierig seyn, mein System, ehe es noch vollständig im Druck erscheint, näher kennen zu lernen, so werden Sie wohl thun, sich mit einigen Freunden zu associiren, um ordentliche Vorlesungen bei mir zu hören. Dieses müßte aber bald geschehen, da ich gesonnen bin, eine Reise zu machen, um auswärtige Theater zu besuchen, und vielleicht auch unterwegs öffentlichen Unterricht über mein neues System zu geben.

In Erwartung einer gütigen Antwort habe ich die Ehre ꝛc.

D. Timotheus Wiederhold.

8.

Der Bühnendichter und das Publikum.

Eine dramatische Abendunterhaltung.

Als ich am vorigen Donnerstage in den Salon der Frau von Norberg trat, fand ich die, noch nicht zahlreiche, Gesellschaft lauter als gewöhnlich. Zwei oder drei junge Damen sprachen zugleich, und behaupteten sehr lebhaft ihre Meinung gegen Herrn Friedrich Ernst und einen Fremden, den ich zum ersten Male sah. Der Fremde, ein bescheidener junger Mann, schien etwas betroffen über den Eifer, in welchen die Damen plötzlich geriethen. Die Rede war vom Theater, und der Gegenstand des Streites — Herr von Kotzebue.

Der Fremde hatte, wie sich aus dem Zusammenhange des Gespräches ergab, über einige Darstellungen des Hofschauspieles Urtheile geäußert, welche die Aufmerksamkeit seiner schönen Zuhörerinnen erregt und zum Theil ihre Zustimmung erhalten hatten. Dadurch zutraulich gemacht, war er mit seiner Meinung offener

hervor gerückt, und hatte nach und nach zu erkennen gegeben, daß ihn der Zustand unsers Theaters überhaupt sehr wenig befriedige. Besonders tadelte er die Wahl der aufgeführten Stücke, wobei er den Lieblingsschriftsteller des Theaterpublikums, von Seiten der Moral und des guten Geschmackes zugleich, angriff. Die Damen vertheidigten ihren Günstling, anfangs mit Ruhe und einer gewissen Zurückhaltung; doch als die Kritik des Fremden zunehmend schärfer ward, auch der alte Herr Ernst ihm in der Hauptsache beistimmte, verloren sie die Geduld, und brachen endlich in die antikritische Heftigkeit aus, von welcher ich bei meinem Eintritte Zeuge war.

Während einer kleinen Pause, welche entstand, winkte mir Elisa aus ihrem Lehnstuhle zu, und wies mir einen Platz neben sich und Palmern an, der, so wie sie selbst, dem Streite ruhig zuhörte. Die ältere der drei Damen, eine anziehende Witwe von sechs und zwanzig Jahren, nahm jetzt das Wort. »Nach den Grundsätzen dieser Herren,« sagte sie, »sollte man glauben, das Theater sey ein Ort, welchen man besucht, um Buße zu thun, oder nachzuholen,

was die Gouvernanten an uns versäumt haben. Wir wollen im Theater unterhalten seyn; ein Bühnenstück, das mich und andere feine Leute auf eine anständige Weise unterhält, ist in meinen Augen ein gutes Stück, und ein Autor, der uns des Jahres mit drei bis vier solchen Stücken beschenkt, hat gerechten Anspruch darauf, der Günstling des Publikums zu seyn, was Dieser oder Jener auch dagegen zu erinnern haben mag.

»Das ist eine Kunsttheorie,« erwiederte Ernst, »welche das Publikum in Person nicht bündiger hätte ausdrücken können. Herr von Kotzebue amüsirt Sie und das Publikum, mithin ist er ein unvergleichlicher Schriftsteller, und wir anderen Pedanten, die wir danach fragen, ob Kotzebue Sie auch immer amüsiren sollte, haben großes Unrecht. Aber, schöne Frau, das Publikum irrt sich zuweilen, so gut als ein Einzelner, und man hat Beispiele, daß Dieser oder Jener, der ein Stück oder einen Autor anders beurtheilte, als das Parterre und die Logen, am Ende Recht behielt.«

»Ich bin nicht alt genug,« versetzte die Dame, indem sie ihr schönes Näschen ein wenig

spöttisch in die Höhe warf, »um eine so reife Bemerkung durch meine Erfahrung zu widerlegen. So lange ich jedoch denke, war das Publikum, was Kotzebue'n betrifft, immer derselben Meinung. Nur die Kunstrichter, von der alten wie von der neuen Schule, haben seinen Verdiensten nie Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gerade der Umstand aber, daß diese Herren, die sonst in Nichts übereinstimmen, so einhellig in ihrem Verdammungsurtheile über einen allgemein beliebten Autor sind, — gerade dieser Umstand macht ihr Urtheil verdächtig, und bestärkt das Publikum in der Vorliebe für einen Schriftsteller, dessen Talente und glücklichen Erfolge der Mißgunst der Gelehrten in einem so ungewöhnlichen Grade ausgesetzt sind.«

»Ja wohl! ja wohl!« riefen die beiden Fräulein lebhaft, und ein junger Herr, der die Partei der Damen ergriffen hatte, setzte hinzu: »Vortrefflich bemerkt! Das ist das Geheimniß von der Sache!«

»Das ganze doch wol schwerlich,« erwiederte Ernst lächelnd; »ich wenigstens empfinde nichts von einer solchen Mißgunst; und wenn unter den deutschen Gelehrten eine Verschwörung

gegen den Lieblings-Autor der Damen angezettelt ist, so bitte ich, mich von aller Theilnahme an einem so schwarzen Anschlage frei zu glauben. Ich denke übrigens keinesweges gering von den Talenten des Herrn von Kotzebue, und wenn ich meine ganze Meinung von diesem merkwürdigen Manne aussprechen darf, so werden Sie vielleicht finden, Madame, daß sie von der Ihrigen nicht beträchtlich abweicht.«

Ernst fing nun an, den schriftstellerischen Charakter Kotzebue's umständlich auseinander zu setzen. Er rühmte seine Fruchtbarkeit, seinen Witz, die angenehme Mannigfaltigkeit seiner Hervorbringungen. Kein deutscher Schriftsteller, bemerkte er, kenne die Breterwelt besser, und verstehe mehr von der Kunst, jedem Stoff seine theatralische Seite abzugewinnen. Kotzebue spiele sehr häufig mit seinen Zuschauern, und nicht immer ganz ehrlich; aber selbst da, wo er ihnen, merklich genug, einen blauen Dunst vormache, wisse er sich ihrer Theilnahme zu versichern und ihnen, oft gegen ihre eigene, bessere Einsicht, Lachen oder Thränen abzulocken. Eine solche Gewalt über die Einbildungskraft und das Gemüth der Menschen beweise ein Talent von

mehr als gewöhnlicher Art und Wirksamkeit; kein Kunstrichter vermöge Kotzebue'n dieß abzusprechen: aber es sey der Beruf und die Obliegenheit der Kritik, Leser und Zuschauer über den Mißbrauch aufzuklären, welchen der Verfasser nur allzu oft von diesem Talente mache.

»Ich dächte,« sagte Frau von Norberg, »meine Freundin Serena könnte mit dieser Erklärung zufrieden seyn. So viel ich weiß, hat sie selbst mit der prunkenden Reue der Eulalia, dem zweideutigen Edelmuthe Ederström's, und allen den gleißenden Tugenden, womit Kotzebue seine Helden so freigebig ausstattet, eben so wenig sympathisiren können, als mit den derben Naivheiten seiner Gurli's und Aphanasien. Es war vorzüglich der Witz, der leichte Ton, die dramatische Lebendigkeit mehrerer seiner rein komischen Stücke, welche ihm die Gunst unserer Freundin verschafften. Diese Vorzüge räumt Herr Ernst dem Verfasser willig ein, und dagegen wird, glaube ich, auch Herr Schlegel und sein Freund hier nichts Wesentliches einzuwenden haben.«

»O, gewiß nicht!« erwiederte der Fremde, mit einer artigen Verbeugung gegen die Damen.

»Die Deutschen haben keine belustigendere Posse, als die deutschen Kleinstädter; und wenn man den beiden Klingsberg ein wenig Frivolität verzeiht, so werden sie auch kaum ein besseres Lustspiel aufzuweisen haben.«

»Die Herren sind sehr gütig,« entgegnete mit einem feinen satirischen Lächeln Serena. »Vielleicht haben Sie auch einige Nachsicht für die munteren Scenen im Epigramm, in den Verwandtschaften, und in noch ein paar anderen Stücken, an denen das Publikum Gefallen findet, — in Ermangelung der besseren nämlich, welche die Herren Schlegel uns geben könnten, wenn — sie wollten.«

»Die Herren Schlegel,« sagte der Fremde ernsthaft, »haben sich, wie ich sehe, bei den hiesigen Damen durch ein paar Witzworte übel empfohlen, die sie sich über den Verfasser der Octavia und der Hussiten erlaubten. Ob einer von ihnen bessere Lustspiele schreiben wird, als Herr von Kotzebue, weiß ich nicht, oder — aufrichtig gesagt, — bezweifle ich vielmehr selbst gar sehr. Doch wenn es ihnen deßhalb verwehrt seyn sollte, ihre Meinung über den dichterischen Werth dieses Schriftstellers auszuspre-

chen, so hätten wir Alle, wie wir hier sind, eben so wenig, vielleicht noch weniger, ein Recht dazu. Ich bin kein blinder Verehrer der Brüder Schlegel; aber ihre Talente und Kenntnisse scheinen mir Achtung zu verdienen, und die künstlerischen Bestrebungen, welche ihre Kritik hin und wieder erweckt hat, werden vermuthlich nicht ohne erfreuliche Folgen für unsere Literatur und für die Kunst überhaupt seyn.«

»Oh, zuverlässig nicht!« fiel Serena ein. »Wir sehen diese Folgen bereits überall, und haben unsere Freude daran. Welch ein Aufschwung in allen Fächern der Literatur, in der bildenden Kunst sogar, und vielleicht auch bald in der Musik! Was für burlesk-erhabene Tragödien, was für langweilig-geniale Romane verdanken wir nicht schon der neuen Kunsttheorie! Und welche unvergleichlichen Werke haben wir erst noch zu erwarten, wenn die wahre Mystik die romantisch-plastische Poesie durchdrungen haben wird! — Apropos, Herr Ernst! Haben Sie denn die Weihe der Kraft gelesen?«

»Ich nicht!« antwortete Ernst; »aber Freund Palmer hat mir Einiges daraus mitgetheilt. Er

sah es als Theolog eben nicht ungern, daß Luther ein wenig lächerlich darin erscheint, und fand besonders die mystische Faselei, welche den derben Reformator in seiner Glorie zeigen soll, ganz dazu gemacht, den vermeintlichen Triumph des Protestantismus in ein tragi=komisches Fastnachtsstück zu verwandeln.«

»Die neue Kunsttheorie hat keinen Antheil an dieser läppischen Apotheose der Reformation,« bemerkte der Fremde. »Die Choryphäen der neuen Dichterschule möchten überhaupt Anstand nehmen, Herrn Werner unter die Ihrigen zu zählen. Er ist ein poetischer Sonderling, dessen Eigenthümlichkeiten für den Psychologen merkwürdiger sind, als für den Kunstrichter.«

»Wenn das richtig ist,« nahm jetzt Palmer das Wort, »so war ich im Irrthum. Ich glaubte in dem Verfasser der Weihe der Kraft wirklich den Poeten zu erkennen, von welchem Deutschland dereinst die echt=christliche Tragödie zu erwarten hätte. Die etwas prosaische Natur seines Stoffes hat zwar der Phantasie des Dichters keinen so kühnen Aufflug gestattet, als Calderon zum Beispiel in der Andacht zum Kreuze nimmt, aber geben Sie

Werner'n einen solchen Stoff, und wir wollen sehen, ob sein mystisches Genie hinter den Mustern zurück bleibt, mit denen uns Herr Schlegel in dieser Gattung bekannt machte.«

»Die Andacht zum Kreuze?« rief Serena. »Ganz recht! Ich habe von diesem Meisterstück der spanischen Bühne gehört. — Sagen Sie mir, meine Herren, warum gibt man uns dieses Stück nicht? Warum sehen wir überhaupt keines der genialen Werke auf dem Theater, mit welchen die dichterischen Bestrebungen der neuen Kunstschule unsere Literatur bereicherten? Alarkos, Lacrimas, Niobe, der Graf von Gleichen fehlen noch immer auf dem Repertoir der deutschen Bühnen. Selbst mit der Genoveva hat man noch keinen Versuch gemacht. — Ich bilde mir ein, es gäbe kein wirksameres Mittel, das deutsche Theater von der Kotzebue'schen Misere zu befreien, als die Aufführung dieser geistreichen Werke, wovon, wie Jedermann weiß, das geringste mehr Poesie und dramatische Kraft enthält, als alle Kotzebue'schen Stücke zusammen genommen.«

Die beiden Fräulein lachten hell auf über Serena's ironischen Einfall, und der junge Ba-

ron, der, ganz vertieft in das beredte Mienenspiel der schönen Witwe, dem Gange der Unterredung mehr mit den Augen, als mit den Gedanken zu folgen schien, rief in einer Art von Entzückung aus: »Allerliebst! eben so treffend als witzig!« — Die Physiognomie und die Haltung des Fremden verriethen einige Verlegenheit. Er war von der Wendung, welche das Gespräch genommen, unangenehm berührt. Seine umherschweifenden Blicke blieben endlich auf die Frau des Hauses gerichtet, die seine Verlegenheit zu bemerken und daran Theil zu nehmen schien.

»Haben Sie die genannten Werke gelesen, Herr Baron?« fragte Frau von Norberg den jungen Herrn, der noch ganz vergeistert da stand.

»Welche Werke, gnädige Frau?« erwiederte der Baron zerstreut.

»Den Alarkos, die Niobe, die Andacht zum Kreuze, Tieck's Genoveva.«

»Um Vergebung, — nein, gnädige Frau!« antwortete der junge Herr, ein wenig stotternd. »Aber der Freimüthige, und die Zeitung für die elegante Welt sprechen auch davon.«

»Ich habe einige dieser Werke gelesen,« fuhr Frau von Norberg fort; »und ich berge nicht,

daß mir in der Genoveva z. B. und in der Andacht zum Kreuze Poesie genug zu seyn scheint, um einige Dutzend gewöhnlicher Theaterstücke damit auszustatten. Die Genoveva auf die Bühne zu bringen, ist wol dem Dichter selbst nie in den Sinn gekommen; aber, wenn die Andacht zum Kreuze aufführbar gemacht werden könnte, möchte ich wol Zeuge der Wirkung seyn, welche die Handlung dieses Stückes auf eine versammelte Volksmenge hervorbringen muß.«

»Ah, ah! Ist es möglich?« rief Serena. »Meine zarte Elisa wäre im Stande, ein solches Ungeheuer von Gräueln und Abgeschmacktheit mit anzusehen?«

»Was daran verletzend, ja abscheulich ist,« erwiederte Frau von Norberg, »habe ich bei'm Lesen schon empfunden. Das Stück kann, nach Rücksichten der Religion, der Moral und des Geschmackes, nur mit bedeutenden Veränderungen aufgeführt werden. Ob diese Veränderungen gemacht werden können, ohne der Wirkung des Ganzen wesentlich Abbruch zu thun, mögen die Kunstverständigen entscheiden. Die Situationen, das ganze Gebäude des Stückes, schei-

nen etwas Unverwüstliches zu haben, und des Versuches wol werth zu seyn, unserem Gefühl und unseren Begriffen näher gerückt zu werden.«

»Das eigentliche Muster einer christlichen Tragödie,« sagte der Fremde, wieder ermuthigt, »auf welches Schlegel hinweiset, ist der standhafte Prinz. Es wird Ihnen bekannt seyn, meine Damen, daß mit diesem Trauerspiele der Versuch bereits gemacht wurde, dessen Sie ein weniger vollkommenes Werk nicht unwürdig achten.«

»In Weimar,« entgegnete Serena; »ja! man hat mir davon erzählt. Auch von dem Versuche, den man dort mit dem Alarkos machte, hörte ich, und von manchen anderen Versuchen, welche man in Wien, oder in einer anderen großen Stadt, wo es ein eigentliches Publikum gibt, nicht so bald wird nachahmen können. Schade darum! obwol man sagt, in dem deutschen Athen selbst sey deßhalb, und dem Ansehen zum Trotz, welches Terenz, Calderon, Göthe und Schlegel dort genießen, Kotzebue doch immer noch nicht von dem Theater verbannt; ja, auch unsere Wiener Dichter: Jünger, Ziegler, Madame Weissenthurn, Hol-

bein und Stegmayer sogar, seyen nicht davon ausgeschlossen.«

»Warum sollten sie dieß auch seyn?« fragte der Fremde mit unbefangener Artigkeit. »Man verkennt im übrigen Deutschland die Talente nicht, welche Wien besitzt.«

»Wien bedankt sich für das Kompliment,« erwiederte Serena lächelnd. »Ein paar Talente indessen, die Wien nach der Meinung hiesiger Kenner wirklich hat, scheinen im übrigen Deutschland noch wenig erkannt zu seyn. Man berichtet nichts davon, daß die artigen Lustspiele der Herren Hutt und von Steigentesch auf den norddeutschen Bühnen gespielt werden; selbst die Werke unsers vorzüglichsten Trauerspieldichters*) sind noch nicht dahin durchgedrungen.«

»Das kommt vermuthlich daher,« sagte Ernst, »daß es auch im übrigen Deutschland ein eigentliches Publikum gibt, wie Sie sich vorhin ausdrückten, gnädige Frau. Dieses

*) Des Hrn. Heinrich von Collin vermuthlich. Erst spät sind einige seiner Trauerspiele auf andern deutschen Theatern aufgeführt worden; was auch mit den kleinen Stücken von Hutt und Steigentesch der Fall war.

C. A. W.

Publikum — der Herr und Meister jeder Schau bühne, welche nicht, wie die Weimarer Bühne unter ästhetischer Kuratel steht, — will Schauspiele sehen, die es begreift, die seiner Empfindungsweise und dem Grade seiner Ausbildung zusagen, und doch Reiz und Neuheit genug haben, um es auf einige Stunden seine Geschäfte, seine Sorgen oder seine Langeweile vergessen zu machen. Solche Schauspiele versteht Kotzebue zu schreiben, und nächst ihm diejenigen, welche, mit mehr oder weniger Geschick, in den Gattungen und in der Darstellungsmanier sich zurecht finden, die man jetzt eben am liebsten sieht. Ein artiges Talent, das von der gewohnten Bahn abweicht, ein bedeutendes sogar, das, im entgegengesetzten Sinne des großen Publikums, neue Bahnen verfolgt, wird sich höchstens da geltend machen, wo seine Bemühungen von wohlwollenden Freunden, Anhängern und Landsleuten unterstützt werden.«

»Dieß gebe ich zu,« erwiederte Serena. »Damit scheint aber die Autorität des großen Publikums, welche Sie zuvor anfochten, ziemlich festgestellt, und eine Menge Projekte der Bühnendichter und Kunstrichter, das Theater,

ich weiß nicht auf welche Stufe idealischer Vollkommenheit empor zu heben, verfliegen in's Leere.«

»Eine Menge ganz gewiß!« antwortete Ernst; »aber — wenn Apollo und die Musen uns nicht ganz abhold sind, — hoffentlich doch nicht alle! Ich glaube selbst nicht, daß wir die alte Maskenkomödie, den Kaiser Octavianus mit dem neu aufgestutzten Hanswurst, und das christliche Trauerspiel dem Wiener Publikum schon so bald werden aufreden können. Allein es gibt, außer der Genoveva und dem standhaften Prinzen, noch Werke des Genies, welche über die, vom Publikum am meisten begünstigten Theaterstücke weit empor ragen, und deren Einführung auf die Volksbühne wenig oder gar keinen Schwierigkeiten unterliegt. In dem Kreise der Gebildeten, zu dem ich spreche, kann Niemand zweifelhaft seyn, was es für Werke sind, welche ich hierbei vor anderen im Sinne habe.«

»Vortrefflich, Herr Ernst!« rief Elisa. »Das ist der Punkt, auf dem ich Sie schon lange erwartete.«

»Ist es nicht eine Schande für die erste Bühne Deutschlands,« fuhr Ernst fort, »daß

Vierteljahre vorbeigehen, ohne daß man ein einziges klassisches Stück darauf vorstellen sieht? Warum sind Lessing's, Göthe's, Schiller's Werke von dem Repertoir des Hoftheaters gleichsam verschwunden, oder großentheils noch gar nicht auf demselben erschienen? Warum sehen wir von den Meisterstücken der Ausländer selbst die nicht mehr, welche schon zur Zeit unserer Väter das Bürgerrecht auf dem deutschen Theater erhielten? Soll uns Bayard für den Cid, Fridolin für die Phädra und Zaire entschädigen? Barbarei und Größe für den König Lear? Blinde Liebe für den Tartüffe, und der Hausdoktor für die Frauenschule? — Man gebe uns nur das Vortreffliche wieder, das wir schon gehabt haben; man lasse uns die Meisterwerke nicht länger entbehren, die wir mit leichter Mühe uns zueignen können, und wir wollen auf alle gewagten Versuche und Neuerungen gerne Verzicht thun!« *)

*) Man vergesse nicht, daß hier von dem Zustande des Wiener Hoftheaters im Jahre 1807 die Rede ist. Seither, besonders aber in den letzten vier oder fünf Jahren, scheint die Verwaltung des Hofburgtheaters zu der Ueberzeugung gelangt zu seyn, daß

Die Ankunft einiger Herren und Frauen, denen bald mehrere andere folgten, unterbrach hier den Gang der Unterredung. Der Saal füllte sich ziemlich schnell. Auch der Herr des Hauses, mit seinem Schwager Ferdinand von Sorben im Arme, trat herein und begrüßte die versammelten Gäste. — »Das Publikum, meine Herren!« sagte Serena, indem sie munter aufstand; »die Unterhaltung in den Kulissen hat ein Ende.« — Mit vieler Grazie wendete sie sich nun zu dem Fremden, und wußte ihn durch die angenehmste Gesprächigkeit für den kleinen Verdruß schadlos zu halten, den sie ihm durch ihren etwas herben Widerspruch verursacht haben mochte. Der Fremde war nicht unempfindlich für diese Genugthuung; die streitenden Meinungen schienen einander unvermerkt näher zu rücken, und es war voraus zu sehen, daß, bevor die Gesellschaft aus einander ginge, das dramatische System des Herrn Schlegel entweder ei-

---

ältere klassische Werke die Grundlage des Repertoirs einer Schaubühne ausmachen müssen, welche Bestand haben und des Namens einer Kunstanstalt werth seyn soll.

C. A. W.

nen Anhänger verloren, oder eine der liebenswürdigsten neuen Schülerinnen gewonnen haben würde.

Die Gesellschaft vertheilte sich in einige Hauptgruppen; die vornehmsten Damen und ein paar alte Herren von Rang ließen sich auf ihren Ehrenplätzen nieder. Die Unterhaltung fing an, die gewöhnliche Gestalt solcher abendlichen Versammlungen anzunehmen. Man erzählte einige Tagesneuigkeiten, machte Witz, so gut es gelingen wollte, lästerte ein wenig, ließ es dabei auch nicht an erbaulichen Bemerkungen fehlen, bis auf einmal wieder das Theater der Gegenstand des allgemeinen Gespräches ward. Die Oper und das Ballet nahmen dabei die Aufmerksamkeit der Versammlung am meisten in Anspruch. Der Stimme und der Methode einiger Mitglieder der Oper wurde das verdiente Lob ertheilt; auch der Gestalt und der Schnellfüßigkeit einer oder der anderen Tänzerin fehlte es nicht an Bewunderern. Die Kritik von zwei oder drei Bühnenneuigkeiten, die kein Glück gemacht hatten, ward mit ein paar, mehr oder weniger treffenden, Witzworten abgethan. Im Allgemeinen zeigte sich zwar viel Theilnahme an

dieser Art von Zeitvertreib, aber nichts, was auch nur entfernt einem Enthusiasmus für die Kunst ähnlich sah. Nicht einmal entschiedene Parteiungeu kamen zum Vorschein; unter den Damen verrieth sich einige Neigung, der italienischen Oper den Vorzug zu geben, welche durch die gelungene Darstellung des Sargino eine Art von Aufschwung erhalten hatte; aber auch Gluck's Iphigenia in Tauris, die vor einigen Monaten wieder zur Aufführung gebracht worden, behauptete sich in ihrem Ansehen. Man war zufrieden, ohne begeistert zu seyn; wie dieß beim Theater immer der Fall ist, wenn den Werken der Reiz der Neuheit und den Darstellern, bei aller kunstgerechten Tüchtigkeit, die überwiegende Macht des Genies oder einer sehr anziehenden Persönlichkeit abgeht.

Ich hatte meinen Platz neben Serena's Lehnstuhl genommen, hinter welchem der Fremde stand, und den Gang dieser gesellschaftlichen Kunstkritik sehr aufmerksam zu beobachten schien. Herr von Norberg und Ferdinand kamen jetzt auf uns zu: der erste stellte dem Fremden seinen Schwager und dann auch mich vor, bei welcher Gelegenheit wir erfuhren, daß der junge Mann

selbst Dichter sey und die Absicht habe, dem Hoftheater eine seiner dramatischen Arbeiten zur Aufführung anzubieten. Serena ergriff mit Wärme den Anlaß, dem jungen Fremden ihre Theilnahme zu beweisen, indem sie sich antrug, die Vermittelung dieser Sache bei der Direktion und den Schauspielern zu übernehmen, mit welchen sie in gutem Vernehmen stand. Norberg und Ferdinand stimmten diesem Vorschlage eifrig bei, welchen sie als sehr zuträglich für die Absicht des Dichters erklärten. Der junge Mann bekannte sich mit liebenswürdiger Unbefangenheit zu seiner Autorschaft, gestand aber, daß er durch das, was er heute schon gehört und noch jetzt vor den Augen habe, sehr zweifelhaft geworden, ob er es wagen dürfe, die Gebilde seiner Einsamkeit auf der öffentlichen Schaubühne und vor einem Publikum auszustellen, dessen Ansichten und Forderungen ihm bisher so wenig bekannt gewesen. Er halte es für sicherer, seine Versuche dem Druck zu übergeben, wo sich größten Theils nur solche Leser finden würden, welche dichterische Hervorbringungen mit einer Art von Vorliebe betrachten, und auch an einem

poetischen Sonderling das etwanige Gute nicht übersehen, das ihm eigen ist.

»Das ist sehr bescheiden,« sagte Serena, »oder unerträglich stolz. Sie verschmähen den Beifall der Welt, obwol Sie ihn zu verdienen glauben, oder Sie begnügen sich mit Lobsprüchen, die, wenigstens für den dramatischen Dichter, keine sind. Ein Schauspiel ist gemacht, um auf der Bühne gesehen zu werden; davon hat es den Namen. Ich habe keinen Begriff davon, wie man eine gute Komödie oder Tragödie geschrieben haben, und darüber gleichgültig seyn kann, ob sie aufgeführt wird oder nicht.«

»Außer den neueren deutschen Dichtern,« bemerkte Ferdinand, »haben auch die dramatischen Schriftsteller aller Zeiten und Nationen keinen Begriff von einer solchen Gleichgültigkeit gegen den theatralischen Erfolg ihrer Werke gehabt. Von Aeschylus und Aristophanes angefangen, bis zum Gozzi und Beaumarchais, ist es nie einem dramatischen Genie eingefallen, statt für die Bühnen, für die Lese-Kabinette zu chreiben. Diese Erfindung blieb unserer Zeit und unseren Landsleuten vorbehalten; aber wenn wir darin originell sind, so können wir darauf

rechnen, daß die deutsche Originalität nie von einem anderen Volke nachgeahmt werden wird.«

»In der That,« fiel Norberg ein, »diese unersprießliche Eigenthümlichkeit unserer schönen Literatur, welche die dramatische Poesie von dem Theater, und das Theater von der Poesie getrennt hat, gehört zu den wenig erfreulichen Erscheinungen ähnlicher Art, die wir dem Mangel einer eigentlichen Hauptstadt Deutschlands zuschreiben müssen. Wo sollen die deutschen dramatischen Dichter, die in dreißig bis vierzig mittelmäßigen und kleinen Städten zerstreut leben, die deutsche Nationalbühne und das große Publikum suchen, das, wenn es im Theater vereinigt ist, wirklich die Auswahl und Blüthe der deutschen Nation darstellt? Die Franzosen, die Engländer, die Spanier haben ein Nationaltheater, weil sie Nationen sind, weil sie Hauptstädte haben, welche den Mittelpunkt der Nation, ihrer Macht und Größe, ihrer Einsichten und ihres Geschmackes bilden. In diesen Ländern ist es unvermeidlich, daß ein aufstrebendes Talent sich von diesem Mittelpunkte der Macht, des Ansehens und des Ruhmes angezogen fühle, und daß ein Dichter, der für das Theater schreibt,

nur dann ein dramatischer Schriftsteller zu seyn glaube, wenn sein Werk auf der Schaubühne der Nation erschienen ist, und vor dem höchsten Richterstuhle der dramatischen Kunst, dem vor dieser Bühne versammelten Publikum, die Probe bestanden hat.«

»So ist es,« entgegnete Ferdinand. »Dort erweckt in dem Talent der Anblick der Bühne die Lust, für sie zu schreiben; in Deutschland lesen viele junge Leute eher die Theater aller Nationen, bevor sie eines sehen. Der Nachahmungstrieb entsteht; und unsere Dichter schreiben Tragödien und Komödien wie andere Meßartikel, in griechischer, Shakspeare'scher, Calderon'scher Art und Form, unbekümmert, ob die Einrichtung unserer Schaubühne, die Sitten, der Geist und Geschmack unseres Volkes, diesen fremdartigen Formen im geringsten zusagen. So erhalten wir dramatische Produkte, die Alles sind, was man will, nur nicht das, was die deutsche Bühne bedarf, und woran geistreiche Zuschauer unserer Zeit sich erbauen oder ergetzen könnten.«

»Es ist noch ein Glück,« sagte Ernst, »wenn es Werke des Genies, die ehemals auf der Bühne

lebten und wirkten, und nicht theoretische Kunstlehren allein sind, wodurch unsere Dichter zur Komposition dramatischer Werke angetrieben werden. Ein guter Theil der deutschen Lese-Dramen, wie man diese neue Gattung nennen will, ist offenbar aus den unfruchtbaren Grübeleien der Kunstphilosophen entsprungen. Keine Dichterschule, keine Bühne und kein Theaterpublikum der gegenwärtigen und der vergangenen Zeiten würde sie als die ihrigen anerkennen; und wenn diese seltsamen Treibhausfrüchte jemals einen Boden finden sollten, worin sie einheimisch werden, und Menschen, welche sie für genießbar halten könnten, so müßten es ein Land und Menschen seyn, welche auf demselben Wege der reinen Spekulation erst in's Daseyn gerufen würden.«

»Alles, was Sie mir sagen,« erwiederte der Fremde, »überzeugt mich immer mehr, daß es für mich das Rathsamste sey, die gefährliche Bahn zu vermeiden, die ich zu betreten Willens war. Ich besorge sehr, daß mein dramatischer Versuch auf der öffentlichen Bühne kein besseres Schicksal haben würde, als irgend eines der Werke, die Sie so eben bezeichneten. Obwol

dieser Versuch keine Frucht einer hohlen Theorie ist, so leugne ich doch nicht, daß die neueren Kunst-Ideen Einfluß auf ihn hatten, und daß ich dabei mehr die Beispiele der großen Dichter früherer Zeiten, als die Anforderungen des heutigen Theater-Publikums vor den Augen hatte. Vielleicht ist meine Arbeit, auch ohne Rücksicht auf die Darstellung, als mißlungen zu betrachten, und eben so wenig dramatisch als theatralisch. Hierüber hoffe ich von unbefangenen Kunstrichtern belehrt zu werden, wenn mein Drama gedruckt ist; sollten ihre Stimmen für mein Talent nicht günstig ausfallen, so werde ich mich über mein verfehltes Bestreben mit dem Gedanken beruhigen, daß Bessere als ich nicht glücklicher darin waren, und daß man ein ehrenwerther Mann seyn kann, ohne ein dramatischer Dichter zu seyn.«

»Und warum, mein junger Freund,« sagte Norberg, »wollen Sie die Entscheidung über ein Talent, für das Ihre Neigung und Ihre Bescheidenheit Gewähr zu leisten scheinen, der Laune, den zweifelhaften Einsichten und der nicht minder zweifelhaften Unparteilichkeit von Richtern überlassen, welche, nach der bekannten Zu-

sammensetzung unserer Recensir-Anstalten, in diesem Falle nicht einmal kompetent sind? Welche Belehrung erwarten Sie von einem Schulmann, der von theatralischen Dingen selbst nichts versteht, über Ihre Anlage, für das Theater zu schreiben? Warum wollen Sie darüber nicht vielmehr die Stimmen unbefangener Kunstfreunde aus der Mitte desselben Publikums vernehmen, welches der natürliche Richter der theatralischen Kunst ist? Wenn Sie es zu gewagt finden, Ihr Werk auf der öffentlichen Bühne vor dem großen Publikum auszustellen, — suchen Sie ein kleineres, an dem Sie vorläufig die Probe damit machen können.«

»Ja, mein Herr!« rief Serena; »und lassen Sie uns dieses kleine Publikum seyn. Molière prüfte die komische Kraft seiner Meisterstücke an dem gesunden Sinn seiner Haushälterin. Ich biete mich an, die Rolle der guten Alten bei Ihrem Stücke zu übernehmen.«

»Gnädige Frau,« sagte der Fremde in angenehmer Verwirrung, — »Ihre Güte setzt mich in große Verlegenheit.«

»Ein Autor, der für das Theater schreibt,« erwiederte Serena, »muß auf Verlegenheiten ge-

faßt seyn. Wir wollen Ihnen Ihren ersten Auftritt nicht allzu leicht machen, mein Herr! Je genauer wir es mit Ihnen nehmen, je besser kommen Sie nachher bei dem Publikum durch.«

»Unsere schöne Freundin räth Ihnen Gutes,« sagte Ferdinand. »Sie können sich auf den Takt der geistreichen Frau verlassen, und hätten für einen Prüfungsausschuß des öffentlichen Geschmackes keine trefflichere Repräsentantin finden können.«

»Die Komplimente bei Seite, mein Herr v. Sorben,« versetzte Serena. »Ich rechne bei diesem Ausschusse sehr auf Ihre Mitwirkung und auf die unseres würdigen Freundes Norberg; da haben wir gleich den gesunden Verstand und die Sicherheit der wahren Geschäftsmänner beisammen. Meine zufahrende Lebhaftigkeit wird durch Elisens besonnene Zartheit gehörig gemäßigt werden; und wenn die Herren Ernst und West von der Partie seyn wollen, so wird unserem Geschmacks-Ausschuß auch der Antheil von Gelehrsamkeit nicht fehlen, den man von Repräsentanten des Publikums billiger Weise fordern kann.«

»Ich bin mit dieser Zusammensetzung des

Komité's einverstanden," sagte Norberg, "und schlage den künftigen Montag zur Berichtserstattung vor. Halten Sie sich bereit, lieber Herr, uns Ihren Vortrag zu machen. Sie werden aufmerksame Zuhörer finden und, nicht übelwollende, aufrichtige Beurtheiler."

"Nun wohlan!" erwiederte der Fremde, "ich nehme Ihr gefälliges Erbieten an, auf die Gefahr, die gute Meinung zu verlieren, welche Sie, wenn nicht von meinem Talente, doch von meiner Bescheidenheit zu haben schienen. In jedem Falle wird der Versuch, den Sie mir, auf Kosten Ihrer Zeit und Ihrer Geduld, anzustellen gestatten, für mich von Nutzen seyn. Auch dem Publikum, dessen Stelle Sie vertreten wollen, wird diese Lese-Probe einigen Vortheil verschaffen; denn im schlimmsten Falle wird ihm dadurch die Langeweile erspart werden, der Sie sich großmüthig an seiner Statt unterzogen."

Nach diesen Worten, die der junge Mann mit bescheidenem Anstande vortrug, verbeugte er sich vor Serenen und verließ die Gesellschaft; ich aber ging nach Hause, um die dramaturgi-

sche Unterhaltung, deren Zeuge ich war, für die Leser des Sonntagsblattes aufzuzeichnen.

9.

Originalität und Nachahmung,

in Beziehung auf den neuesten Zustand der deutschen Literatur.

An Amalie von Sorben.

»Die Nachahmer sind in Deutschland zu Hause!« ruft einer von den Verfassern der Literaturbriefe aus, »das ist weltbekannt.« — »Kein Deutscher,« läßt Göthe Aurelien im Wilhelm Meister sagen: »kann einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einem Ausländer gelernt hat.«

Ich weiß nicht, meine liebe Freundin, ob die besten Köpfe einer Nation gut daran thun, wenn sie ihre Landsleute in ihren eigenen und aller Fremden Augen verächtlich machen. In Deutschland scheint das aber zu dem guten Tone zu gehören, und wir Oesterreicher wollen wenig=

stens in diesem Punkte nicht hinter unseren deutschen Nachbarn zurück bleiben.

So viel ich einsehe, sind der eigentlichen Originale in der Schriftstellerwelt, überall und zu allen Zeiten, nur wenige gewesen. Unser Freund Ernst, der seine Forderungen in dieser Rücksicht vielleicht etwas zu weit treibt, läßt unter den Neueren überhaupt nur acht oder neun Köpfe für original gelten; alle übrigen sind, seiner Meinung nach, mehr oder weniger geistreiche Nachahmer: — ein Ausdruck, der, wie er sagt, den Begriff sehr großer Talente nicht ausschließt; denn Virgil, Horaz und Terentius haben sich nicht geschämt, an der Spitze solcher Nachahmer zu stehen.

Oft ist das Muster, nach dem sich ein angebliches Original gebildet, nur weniger bekannt. In anderen Fällen macht die gemischte Manier der Nachahmung, deren Vorbilder dadurch versteckt oder verunstaltet werden, das scheinbare Original. Die meisten Originale, in den Künsten wie im Umgange, sind Karikaturen und gezwungene Abweichungen von dem Ueblichen und Musterhaften. Der wahrhaft originelle Kopf trotzt den Regeln eben so wenig, als er

Publius Terentius Afer (um 200 – 159)

sich denselben mit Absicht unterwirft; aber die Regel ist in seinen Werken, und wird daraus abgeleitet.

Ich habe starke Zweifel gegen die Originalität eines Schriftstellers, der in keine Form paßt und, wie Ernst es ausdrückt, in keiner Schule ausgelernt hat. Das Maß der eigenen Geisteskraft, welches in einem Werke sichtbar ist, nicht dessen Form oder Gegenstand, bestimmt die Originalität eines Autors. Eben so wenig, als die Form und der Gegenstand, gibt die Gemüthsstimmung eines Verfassers seinen Produkten einen originellen Gehalt. Voltaire ist ein ungleich größeres Original als Rousseau und Diderot, ungeachtet der wahren oder angenommenen Singularität in dem Charakter und der Manier der zwei Letzteren. Ich glaube nicht, daß man Sterne'n[1] mehr Originalität zuschreiben könne als dem Fielding;[2] und Richardson[3] hat mehr Eigenthümliches als Beide, obwol sich jeder Stümper zutraut, so klar und förmlich als er zu schreiben.

Gewöhnlich aber versteht man unter der Originalität eines Schriftstellers nur seine feste, ihm eigene Manier, in der Behandlung des Gegen-

1 Lawrence Sterne (1713-1768), englischer Schriftsteller
2 Henry Fielding (1707-175…), engl. Schriftsteller
3 Samuel Richardson (1689-…
…schen Romanschriftsteller

standes sowol als der Sprache. Denn bestimmt und fest muß eine Manier wenigstens seyn, um als auf sich selbst gegründet oder originell zu erscheinen. In diesem Sinne haben wir unter den älteren Schriftstellern unserer Nation mehrere originelle Köpfe, sehr wenige unter den neueren. Die ersteren schrieben einerlei Sprache, aber jeder in seinem eigenen Styl; die letzteren scheinen nur einerlei Styl zu haben, aber dafür hat jeder seine Sprache für sich.

Wenn, wie es in neuerer Zeit manchmal geschehen ist, den Verfassern des Laokoon und des Nathan, des Oberon und der Geschichte der Abderiten, — vier Werke, die allein hinlänglich wären, einer Nation ohne alle Literatur einen ausgezeichneten Rang in der literarischen Welt zu verschaffen, — wenn diesen Verfassern Genie und Originalität streitig gemacht werden, so hat Deutschland freilich keine Originale aufzuweisen, den Jakob Böhme etwa ausgenommen, und unsere Literatur ist, mit dem Doktor E. zu reden, gleich Null. Aber dann gibt es, außer dem Homer, Aristophanes, Shakspeare und Cervantes, überhaupt keine Schriftsteller, die des Namens werth wären,

und die Franzosen, Italiener und Engländer haben eben so wenig eine Literatur als wir.

Als vor ungefähr funfzig Jahren Lessing und seine Freunde gegen die Schulen auftraten, die sich damals, unter dem Einfluß einiger sehr mittelmäßigen Köpfe, in Deutschland zu bilden anfingen, hatten sie vielleicht Ursache, die Nation vor der Sucht der Nachahmung zu warnen, und den jungen Schriftstellern einzuschärfen, daß man es wagen müsse, Original zu seyn. In unserer Zeit haben wir von den Schulen und von der Nachahmungssucht nichts zu besorgen, desto mehr aber von der Vernachlässigung aller Schule, und von der Wuth der Singularität, die sich der meisten jungen Leute von einigem Talente bemächtigt zu haben scheint. Ein Kunstrichter, der jetzt unter uns aufträte, würde daher sehr wahrscheinlich den umgekehrten Weg der Literaturbriefe und der Dramaturgie einzuschlagen genöthigt seyn, er würde die unreinen Köpfe, die sich mächtige Genies zu seyn bedünken, anstatt zu höheren Mustern, welche zu verstehen ihnen nicht zugemuthet werden kann, in das Gymnasium zurück verweisen, dem sie allzu früh entlaufen sind. Vor allen Dingen aber

würde er unsere Jugend lehren, Achtung für die älteren Schriftsteller ihrer Nationen zu haben, für Schriftsteller, unter denen Mancher ist, dessen ihnen unbekannte Werke mehr Geist, Witz und wahrhaft dichterisches Verdienst enthalten, als die ganze Sippschaft der in dem letzten Jahrzehend aufgekommenen Genies (wenn sie ein Mal mit ihren Talenten einen gemeinschaftlichen Fonds machen wollten) unter sich aufzubringen im Stande seyn möchte.

Es ist zu beklagen, daß einer der schönsten Geister, welche die neuere Zeit hervor brachte, durch die schwer zu begreifende Indolenz, womit er sich den ungebührlichen Götzendienst gefallen läßt, der mit seinem Namen getrieben wird, in der höchsten Reife seines Ruhmes und seiner Jahre mehr Theil an diesem literarischen Unfuge zu nehmen scheint, als man von ihm, selbst in dem ersten Feuer und Uebermuthe der Jugend, befürchten zu müssen glaubte. Seitdem das Athenäum der Welt geoffenbart hat, daß *Göthe der einzige deutsche Dichter* ist, predigen die Jünger der neuen Lehre, daß ihr Herr und Meister ein Wesen sey, welches — wie ein verrückter Poet von Fichte'n sagte: —

»von Ewigkeit her sich selber gesetzet;«
und nun geht jeder Kindskopf hin, sich gleichfalls zu setzen. Allein, obwol schwerlich Jemand, die besagten Kunstjünger ausgenommen, eine größere Meinung von dem Verfasser des Werther und des Tasso haben kann als ich, so halte ich ihn doch für eine erschaffene, ja sogar für eine durchaus menschliche Natur, und ich bin schon mehr als ein Mal versucht gewesen, meinem Freunde Ernst beizustimmen, der Göthe'n für den genievollsten Nachahmer unter den Neueren erklärt, aber weit entfernt ist, ihn zu den eigentlichen Originalköpfen zu zählen.

»Göthe's Genie,« sagt Ernst, »bewegt sich mit der glücklichsten Gewandtheit in allen Formen, und der Innigkeit seines Gefühls ist keine Schönheit verborgen noch unerreichbar, die ein stärkerer Geist vor ihm erdachte, oder vielleicht auch nur ahnte. Er hat den Euripides wirklich verschönert, welches von Racine kaum gesagt werden kann; und sein Götz von Berlichingen ist, der Form nach, das Vollkommenste, was in der Manier des Shakspeare geschrieben wurde. Aber man zeige mir in Göthe's Schriften Eine originelle Situation, Einen neuen Cha-

rakter, der an Erfindungskraft, Tiefe und Wahrheit, mit den Schöpfungen des Shakspeare, Dante und Cervantes zu vergleichen wäre; oder man nenne mir Eines seiner Stücke, worin der Gang der Handlung, ich will nicht sagen, den Oedipus, sondern nur Calderon's Andacht zum Kreuze an origineller Kraft und Wirkung erreichte.«

Ein talentreicher Kopf erhält zuweilen in einem kritischen Zeitpunkte der Literatur eine zufällige Richtung, welche sich in seinen ersten Produkten zeigt, und die, weil seine Werke mit einer inneren Kraft begabt sind, großen Eindruck auf die zur Veränderung schon geneigten Gemüther macht. Von dieser Zeit an hat er den Kredit eines Originals, und erhält Nachfolger. Seine Lehrer aber, und die Umstände, die ihn bildeten, werden vergessen; ja, der schwache Theil der Leser und Skribenten glaubt in ihm eine außerordentliche Erscheinung zu sehen, welche in dem vorhergehenden Zustande gar keinen Grund hat. Wer mit der Lage der deutschen Literatur in dem merkwürdigen Jahrzehend von 1760 bis 1770 bekannt ist, begreift, wie ein jugendlicher Geist voll Empfänglichkeit und Energie sich da-

mals der gleichsam zerstreuten Elemente der Kunst bemächtigen und in lebendigen Gestalten darstellen konnte, was der Fleiß, der Scharfsinn, und das weniger glückliche Genie seiner Vorfahren und Zeitgenossen ihm vorbereitet hatte.

Ein furchtbarer Krieg hatte der deutschen Nation eine ernsthaftere Stimmung und mehr Geschmack für das Große und Ungewöhnliche gegeben. Klopstock war, wie ein fremdes Meteor, erschienen. Die alte französische Schule wurde in Deutschland von Lessing, in Frankreich selbst von Diderot mit überlegenem Scharfsinn angegriffen. Außerordentliche Menschen, wie Voltaire, Hume, Rousseau, hatten die Meinungen in Freiheit gesetzt. Das Herkommen verlor sein Ansehen, die kleinen Muster verschwanden. Die guten Köpfe, die sich in der bürgerlichen Beschränktheit des alten Deutschlands entwickelt hatten, verfielen mit den Gegenständen, welche sie behandelt, in Vergessenheit. Wieland schrieb, — der erste Autor, den die Deutschen den großen Männern des Zeitalters im Auslande an die Seite setzen durften. Die Kunstrichter hatten die Natur, den Shakspeare, die Griechen, als das Höchste der Nach-

ahmung aufgestellt. Die griechischen und englischen Tragiker fingen an in Uebersetzungen gelesen zu werden; Hamlet und Lear erschienen auf der Bühne. — Jetzt trat Göthe auf, und seine ersten Werke entstanden; Produkte und Vorbilder des Geschmackes, der zu herrschen begann, und gemacht, durch den lebendigen Geist, der in ihnen athmet, die Originale, wonach sie gebildet sind, selbst zu verdrängen.

Daß in einem solchen Zeitpunkte die jüngeren Köpfe, in dem Wirbel des Stärksten unter ihnen, mit fortgerissen werden, ist natürlich. Manche Talente gehen in einer solchen Epoche zu Grunde, wie damals Lenz, Wagner und Andere, deren Namen nicht mehr genannt werden. Sie scheinen bloß Trabanten des neuen Gestirnes, oder Wahnwitzige zu seyn, welche sich durch nichts, als durch die Uebertreibung der herrschenden Manier auszuzeichnen fähig sind.

Wenn der erste Sturm und Drang vorüber ist, so fangen die mittelmäßigen Köpfe an, sich in die ältere und neuere Schule zu theilen; und nun kommt die Zeit der eigentlichen Nachahmer. Andere gerathen auf Nebenwege, und nehmen eine gemischte Schreibart an, in der Meinung,

dadurch selbst Originale zu werden. Entstehen zugleich kritische Streitigkeiten, und werden der Nachahmungen zu viele, so, daß der Reiz der Neuheit verbraucht und selbst die Uebertreibungen der neuen Manier gemein geworden sind: so sieht man der Literatur, den Schriftstellern und der Lesewelt eine seltsame Verlegenheit an. Es ist, als ob die Autoren nicht wüßten, was und wie sie schreiben, und das Publikum nicht, was es sich gefallen lassen solle. Wenn in solchen Umständen ein neues großes Genie auftritt, so ist Alles bald wieder in seiner Ordnung, und man sieht den vorigen Gang der Originalität und Nachahmung zurückkehren. Geschieht dieses nicht, so kommt eine Menge gemachter Talente und erzwungener Reputationen zum Vorscheine, wovon immer Eine die Andere zerstört. Bei dieser Lage der Dinge macht mancher Sonderling ein Glück, der außerdem kaum bemerkt worden wäre.

Aber die Gährung, die Göthe's Erscheinung in der deutschen Literatur verursacht hatte, war kaum vorüber, als durch einen ungleich mächtigeren Geist in den spekulativen Wissenschaften eine Revolution bewirkt wurde, welche alle jun-

gen Köpfe Deutschlands in eine neue, weit stärkere und anhaltendere Bewegung setzte. Kant's Philosophie, deren Freunde und Anhänger dem unsterblichen Verfasser der Kritik der Vernunft unendlich mehr Schaden gethan haben, als alle seine Feinde und Widersacher, fand auch Eingang bei einigen der ausgezeichnetsten dichterischen Talente des Zeitalters. Schiller, der persönliche Freund und Bewunderer Göthe's, ersann, von Kantischen Principien geleitet, seine rhapsodischen Theorien der Kunst. Einige poetisirenden Halbphilosophen brachten diese Theorie zu der Reife, deren sie fähig ist: Allen war Göthe, dessen Persönlichkeit übermächtig auf sie wirkte, das nächste Muster und die höchste Autorität. Fichte, und bald nach ihm Schelling, droheten indessen den alten Kant selbst zu verdrängen. Die Systeme vervielfältigten sich, wie der Kenntnisse weniger wurden. Die Begebenheiten der politischen Welt vermehrten die allgemeine Verwirrung der Gemüther; und wie ihre Konstitution, so schien der alte, gute Verstand der Deutschen in dieser Fluth und Grundlosigkeit der Meinungen unterzugehen. Alle Fächer wurden vermengt; die Erfahrung und die

klassische Literatur machten der Wissenschaft des Absoluten Platz; man regierte Staaten und heilte Kranke nach demselben Princip, nach dem man ein Sonett oder eine Tragödie schreibt. Die neue Aesthetik entstand und die Poesie des Poetischen: ein Ungeheuer, das, wie Saturn und die französische Revolution, seine eigenen Kinder verzehrt. Sie erkennt keine Muster, denn jeder Eingeweihte trägt, wie die Mystiker das Licht, den Kanon der Vollkommenheit oder das Unendliche in sich selbst. Aber sie bedarf eines Idols, und dieß Idol ward abwechselnd Göthe, Jakob Böhme und Hanns Sachs. Die Köpfe aus Göthe's erster Schule waren von dem Genie entzündet worden; die Jünger der zweiten Schule scheinen dagegen von der Grübelei ausgebrütet zu seyn. »Es sind kranke Küchelchen,« wie Brink sagt, »die absterben, ehe sie flügge werden, und in denen nicht Lebenskraft und Wärme genug ist, um die Tollheit, von der sie angesteckt sind, gar zu kochen.«

Wenn man die Wirkungen des Genies und den gewaltigen Anstoß betrachtet, den oft ein einziger origineller Kopf seinen Zeit- und Kunstgenossen gibt, so hat man Ursache, über die

Kraft des menschlichen Geistes zu erstaunen. Denn es ist doch nicht zu leugnen, daß die Menge, der Eifer, und selbst die Ausschweifungen der Anhänger einer neuen Lehrart, oder einer neuen Manier in der Kunst, von der Ueberlegenheit des Kopfes zeugen, die sie zuerst auf die Bahn gebracht hat. Von der anderen Seite findet man jedoch auch Anlaß, sehr demüthig von der Beschränktheit und Schwäche der menschlichen Natur zu denken, wenn man erwägt, was für Menschen und Meinungen es nicht selten sind, durch welche die Gemüther der Menge befangen und in Aufruhr gesetzt werden.

Vielleicht ist es bei Manchen nur ein Glück, wenn sie von einer so allgemeinen Ansteckung frei bleiben. Man sagt, die stärksten Naturen seyen der Wuth der Epidemien zuerst ausgesetzt. Einige unserer neueren Schriftsteller hat vermuthlich nur ihr Mangel an Empfänglichkeit und ihre Schwäche von dem Schwindel gerettet, der die ganze literarische Welt befallen zu haben scheint, Andere offenbar nichts als die Eitelkeit, selbst Original zu seyn. Diese Eitelkeit und der Dünkel, nach einem wirklich großen Manne, dem man folgt, dessen Nachtreter zu seyn man

aber nicht das Ansehen haben will, selbst noch groß, wenn nicht sogar größer als er zu erscheinen, dieser erbärmliche Dünkel ist nur allzu oft Ursache, daß eine wichtige Erfindung nicht gleich anfangs, so sehr als sie könnte, vervollkommnet wird. Die Wissenschaften und Künste scheinen in demselben Augenblicke stille zu stehen oder rückgängig zu werden, in dem sie, durch die Kraft und Bemühung eines außerordentlichen Mannes, auf eine hohe Stufe von Vortrefflichkeit gebracht worden sind. Man möchte den Meister übertreffen, welchen zu erreichen man sich nicht schmeicheln sollte. Wie viele brauchbare Gelehrte, und wie manchen angenehmen Schriftsteller würden wir mehr haben, wenn diejenigen, denen es nicht gegeben ist, Original zu seyn, hätten lernen wollen, gute Nachahmer zu werden! und wenn sie, da nur Einer der erste Kopf seines Faches seyn kann, sich mit der bescheidenen und nützlichen Rolle untergeordneter Talente hätten begnügen mögen!

Ein Vorschlag zur Verbesserung des deutschen Lustspieles.

In der letzten Freitagssitzung der stillen Gesellschaft, während Brink mit Herrn Morfeld über das chinesische Theater sprach, war Solms lange in eine algebraische Aufgabe vertieft, was ihn jedoch nicht hinderte, von Zeit zu Zeit eine Querfrage an Brink und Morfeld zu richten, die sich auf den Gegenstand ihres Gespräches bezog. Der Kapitän hat vielleicht seit zwanzig Jahren kein Theater mehr besucht, und bis vor Kurzem auch nur sehr ungern von theatralischen Dingen geredet. Der Grund dieser Abneigung ist ein verdrießlicher Liebeshandel, den er in seiner Jugend mit einer Schauspielerin hatte. Seitdem das Sonntagsblatt erscheint, glaubt er aber seinen alten Groll bezwingen zu müssen; und obwol er sich noch nicht entschließen konnte, wieder ein Schauspiel anzusehen, ist er doch mit allerlei Plänen beschäftigt, welche auf die Verbesserung der Bühne abzielen. Einige dieser Pläne, die äußere Einrichtung der Theater und deren ökonomische Verwaltung betreffend, haben

manches Sinnreiche, und sind zum Theil vielleicht auch ausführbar; andere hingegen scheinen mehr zum Scherz und zur Verspottung der Bühnenkunst erdacht zu seyn, als zu ihrer Beförderung, obschon der Kapitän sich das Ansehen gibt, es sehr ernstlich damit zu meinen.

Brink hatte vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen: wie es anzufangen wäre, etwas mehr Lustigkeit in die deutschen Lustspiele zu bringen, da es unserer anständigen Komödie doch an dieser Eigenschaft offenbar am meisten fehle? Er selbst sowol, als Ernst, Palmer und Morfeld brachten verschiedene Mittel in Vorschlag, welche ich nicht ermangeln werde, zum Nutzen und Frommen unserer Theaterdichter nach und nach bekannt zu machen. Morfeld, der gerne lacht, und mitunter auch einen etwas derben Spaß liebt, ließ sich die Sache besonders angelegen seyn. Er suchte in allen Ländern, die er gesehen, Beispiele des Komischen auf der Bühne, und gab jetzt eben umständlich von den Lustspielen der Chinesen Bericht, in welchen die Bastonade gewöhnlich eine Hauptrolle spielt, zum großen Ergetzen der Zuschauer, wie er versicherte. Solms, der diesen Bericht halb und halb mit

angehört hatte, ließ nun plötzlich seine algebraischen Rechnungen liegen, und unterbrach die Erzählung Morfelds mit der Erklärung: »daß er eine Motion zu machen habe.«

Nachdem ich, unserem Reglement gemäß, Stille geboten hatte, sagte der Kapitän: er habe mit einem Freunde, der die Sache gründlicher behandelte, als die chinesischen Empiriker, mit einem Mathematiker und Naturphilosophen nämlich, über die ästhetische Wirksamkeit der Bastonaden Untersuchungen angestellt, und wünsche nicht, daß eine Frage von solcher Bedeutung nur oberflächlich, nach der Art der Bellettristen und Reisebeschreiber, beantwortet werde. Seiner Ueberzeugung nach könne durch eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage, und durch einen darauf gegründeten, wohlberechneten Operationsplan, dem bemerkten Grundfehler des deutschen Lustspieles auf die wirksamste Weise abgeholfen werden. Sein Freund habe vorläufig einige Bemerkungen über den Gegenstand zu Papier gebracht, die er jetzt vorlesen wolle, bloß, um die Aufmerksamkeit auf diese wichtige Untersuchung zu lenken; die weitere Ausführung hänge von genauen und

weitläufigen Berechnungen ab, mit denen er und sein Freund gegenwärtig noch beschäftigt seyen, und welche, wenn sie vollendet wären, zugleich die Anwendung der aufgestellten Grundsätze außerordentlich erleichtern würden. Hierauf zog Solms einen kleinen, ziemlich stark beräucherten, halben Bogen aus der Tasche und las, was folgt.

Ueber die komische Kraft des Prügelns auf dem Theater.

Nach Principien der neuesten Philosophie.

Zu den unanständigen Gewohnheiten, welche Leuten ohne Erziehung eigen sind, gehört unstreitig das Prügeln. In der guten Gesellschaft enthält man sich dessen mit Recht. Aber man hat auch den *Schein* jener üblen Gewohnheit *von dem Theater verbannt*, und daran, wie ich glaube, nicht wohl gethan. Nur selten erlaubt sich, in unseren Tagen, ein komischer Dichter noch dergleichen Späße. Die Schauspieler selbst scheinen dagegen eingenommen zu

seyn, seitdem nicht mehr eigene Sporteln dabei zu gewinnen sind, wie ehemals z. B. eine Ohrfeige mit 30 Kreuzern gut gethan wurde. Zur Zeit aber, als das Lustspiel bei den Franzosen in seiner schönsten Blüthe stand, wurde weidlich auf dem Theater zugeschlagen, und noch jetzt, wenn ein poetischer Poet Muth hat, sich in diesem Punkt über das Vorurtheil der Modernen hinweg zu setzen, kann er sicher seyn, daß drei Viertheil des Hauses laut auflachen werden.

Warum lachen aber die Leute, wenn Einer geprügelt wird?

Ich habe Ursache zu glauben, daß der Geprügelte Schmerzen empfinde. Nun ist aber der Schmerz nicht lächerlich. Wenn ein Kind geschlagen wird und weint, so schreien gewöhnlich alle Kinder mit, die gegenwärtig sind. Warum machen wir Erwachsene es anders in diesem Falle, da wir doch sonst nicht viel mehr als große Kinder sind, und auch als solche behandelt seyn wollen?

Es wird den Kennern der neuesten Philosophie bekannt seyn, daß die schwierigsten Fragen, welche der menschliche Verstand sich aufwirft, nach keiner anderen Weltweisheit, als

nach der neuesten mit Zuverlässigkeit beantwortet werden können. So ist auch die Frage: »warum die Leute lachen, wenn Einer geprügelt wird?« — weder nach dem Cartesius, noch nach Leibnitz, noch nach Hume, am wenigsten aber nach Feder beantwortlich. Desto helleres Licht bringt dagegen die Naturphilosophie in diese dunklen Stellen des menschlichen Wissens, und ohne dieselbe wird man über das Prügeln nie richtig räsoniren, ja kaum sich ordentlich prügeln lassen können.

Wir müssen daher auch in gegenwärtiger Untersuchung, so viel als möglich, alles in der Sprache und Manier der neuesten Denker abhandeln.

Um also jenes delikate, man möchte sagen, kitzliche Problem zu lösen, ist es vor allen Dingen nothwendig, auf den Begriff des reinen Prügelns zurück zu gehen.

Das reine Prügeln aber ist diejenige kräftige Anwendung der Ueberredungskunst, welche bei'm Mangel an Uebereinstimmung unter den handelnden Personen, den leidenden Theil durch den Stock zur Vernunft bringt; oder deutlicher: Wenn das Nicht-Ich zum

Ich geklopft wird, so ist das reine Prügeln gesetzt.

Hieraus erklärt sich das Lächerliche des schmerzhaften Aktus. Das Komische entspringt dabei nämlich aus dem Kontrast zwischen Mittel und Zweck, und aus dem Unerwarteten des Erfolges. Der Stock, als ein plumpes, todtes, grob sinnliches Instrument, kontrastirt mit der subtilen geistigen Vernunft, und unerwartet, überraschend muß es seyn, in dem Kopfe einen Geist erwachen zu sehen, während auf dem Rücken eine Handlung vorgenommen wird, die wenig Achtung für die Würde des, in der geprügelten Person wohnenden, Geistes zu verrathen scheint. Es zeigt demnach von wahrer Achtung für die Vernunft, die geltend gemacht werden soll, wenn wir über das zum Ich geklopfte Nicht-Ich lachen.

Das Problem ist also völlig zu unserer Ehre gelös't. Man könnte zwar einwenden, daß diese Auflösung nur das Lächerliche des reinen, oder des Prügelns a priori, begreiflich mache; abgesehen aber davon, daß Jedermann sich leicht überzeugen kann, ob meine Grundsätze auch auf das angewandte Prügeln a posteriori passen, so

kann der Einwurf, daß mein Prügeln nur ein ideales Prügeln sey, hier nicht Statt finden. Denn da es aus Principien, welche die neueren Naturphilosophen in Gang gebracht haben, abgeleitet ist, so wird es auch, mit Hülfe der Naturphilosophie, nicht schwer werden, das ideale zum realen Selbstbewußtseyn zu erheben. Auch die Wissenschaftslehre von Fichte gibt hierüber Auskunft, denn gleich wie sich das Ich als selbstständiges Wesen setzt, so kann es sich auch als ein geprügeltes Wesen setzen. Ob es aber wirklich, oder nur in der Idee, als solches gesetzt werde, ist eine von den Fragen, die in der Philosophie keinen Sinn haben. Ich fahre daher ruhig in meiner Untersuchung fort.

Man sieht aus der obigen Definition, daß das Prügeln eigentlich ein komplicirter Begriff ist. Lös't man ihn, nach der analytischen Methode, in seine einfachen Elemente auf, so findet man, daß das Prügeln zunächst aus drei Theilen zusammengesetzt sey.

1. aus dem Zuschlagen nämlich,
2. aus dem Wehethun, und
3. aus der Sinnesänderung des Geprügelten.

Es könnte mancher vielleicht schon an einem

Theile genug haben, er wird aber bald finden, daß man alle drei braucht, um auf den Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, aus welchem das theatralische, oder, um allgemeiner zu reden, das ästhetische Prügeln beurtheilt werden muß; um so mehr, da sich daraus auch das, bei den neueren Aesthetikern so beliebte, Mystische, welches in der Handlung liegt, erklären läßt. Jedes ästhetische Produkt nämlich gehört, nach Schiller, entweder zu der sentimentalen oder zu der naiven Gattung; das Prügeln aber greift in beide ein, denn zufolge des Zuschlagens ist es naiv, zufolge des Wehethuns aber sentimental.

Das Prügeln ist also die sentimental-naive Mystik, die besonders im komischen Drama ihre Anwendung findet, und zwar aus dem Grunde, weil, wie bekannt, jedes gute Lustspiel erstlich drastisch, zweitens elastisch und drittens plastisch seyn muß. Selbst der ungelehrte Leser weiß, daß plastische Kunst bei den Alten die Bildhauerkunst, und die Kunst, in bas- und haut-relief zu arbeiten, genannt wurde. Das Prügeln ist eines Theils eine solche Arbeit, und zweckt anderen Theils darauf ab. Außer dieser

gemeinen oder physischen Plastik, kann aber durch das Prügeln auch eine hohe oder metaphysische erlangt werden, welche in der erwähnten Sinnesänderung besteht.

Das Prügeln kann zwar auch tragisch werden, denn bekanntlich ist eine Ohrfeige, die doch auch zum Prügeln, wiewol zu einer höheren Gattung, gehört, der Hebel, der im Cid den ganzen dramatischen Mechanismus in Bewegung setzt; doch auf das ernsthafte Prügeln will ich mich hier nicht einlassen; ich nehme nur das komische in Schutz. Die modernen, gar zu höflichen, Komiker haben sich, durch Vermeidung desselben, um alle überraschenden Kontraste gebracht. Wo man noch nicht so höflich ist, z. B. auf dem Leopoldstädter Theater, habe ich oft eine allgemeine Theilnahme von Seiten des Publikums, zu beobachten Gelegenheit gehabt, und darin einen Beweis gefunden, daß das theatralische Prügeln weder etwas Unschickliches, noch Etwas außer der Zeit sey. In der That, es könnte den guten Geschmack wieder herstellen, wenn man es nur kühn und muthig wieder in Gang bringen wollte.

Die neueste Schule der Dramaturgen scheint

hierüber Versuche anstellen zu wollen. Nachdem es ihr gelungen, die griechische Tragödie, auf ihre Manier, wenn gleich noch nicht auf das Theater, doch in die Laden der Buchhändler zu bringen, so darf man sich schmeicheln, daß sie auch die griechische Komödie nicht außer Acht lassen, sondern sich mit den Sitten des Aristophanes nach und nach vertraut machen werde. Wirklich gehen einige von den neuesten Komikern bereits darauf aus, den üblen Geruch, der in den Lustspielen der Griechen bisweilen mitwirken mußte, wieder in Aufnahme zu bringen. Ist man aber einmal so weit in der Nachahmung der Griechen vorgerückt, so wird das Prügeln wol von selbst nachfolgen.

Warum wollte man auch, zum Schaden der Bühne und des echten Geschmackes, darauf Verzicht leisten? Selbst nach der beschränkten Ansicht der ehemaligen Aesthetiker läßt sich Manches dafür anführen. Das Theater soll eine Schule der Sitten, eine Erziehungsanstalt seyn. Haben wir vergessen, daß in den alten Schulen, die kräftige und bescheidene Männer gezogen haben, tüchtig zugehauen wurde? Und können wir leugnen, daß die neuen Schüler, jeder

Art, kraftlos und unbescheiden sind? Da es nun für diese Leute zu spät seyn möchte, sie in die alten Schulen zu schicken, warum sollten wir ihnen nicht die Gelegenheit gönnen, im Schauspiel das Versäumte nachzuholen und, entweder als Dichter oder Zuschauer, die Möglichkeit einer guten Erziehung, vermittelst des Prügelns, anzuerkennen.

Ich wünsche, durch diese abgerissenen Gedanken etwas zur Ehrenrettung einer, leider, veralteten Theatergewohnheit, und zur Wiederaufnahme derselben beizutragen. Der Gegenstand ist so reichhaltig, daß sich ohne sonderliche Mühe ein ziemlich dickes Buch darüber schreiben ließe; ich begnüge mich aber, nur einige Winke gegeben zu haben, und überlasse die Anwendung meiner Theorie einer geschickteren Hand. Bei dieser Arbeit wird man sich nur nicht an den, freilich gemeinen, Ausdruck stoßen, sondern die Sache nehmen und geben müssen, wie sie ist.

Eine Bemerkung möge mir zum Schluß noch erlaubt seyn. Wenn ich mich irre, so ist mein Irrthum verzeihlich. Man ist in der Theorie des Prügelns noch sehr weit zurück, so alt auch die Praxis seyn mag. Nach Kant fangen alle

unsere Erkenntnisse mit der Erfahrung an; die Philosophen aber haben hierüber die Erfahrung entweder vermieden, oder es sonst nicht rathsam gefunden, davon zu sprechen.

Hilarius Frank.

10.

Deutsche Tageblätter.

Sonntag, den 3ten Mai 1807.

»Wenn man die Sache recht betrachtet,« sagte neulich Brink, nachdem er eine Zeit lang mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit die neuesten Nummern von einem Dutzend deutscher Journale durchblättert hatte, »so war es doch ein erstaunlich sinnreicher Gedanke des seligen Hofrathes Spazier, eine nicht politische (und eben so wenig gelehrte) Zeitung für die sogenannte elegante Welt heraus zu geben. Der Gedanke scheint ganz einfältig, und Jedermann glaubt, er könnte ihn auch gehabt haben;

aber wenn man tiefer eindringt, so zeigt es sich, daß ungleich mehr hinter diesem einfachen Gedanken steckt, als man sich vorstellte.«

Palmer, der, in einem philosophischen Werke lesend, unserem Freunde Brink gegenüber saß, legte das Buch bei Seite, und nahm die ruhige Stellung eines Zuhörers an, welcher geneigt und darauf gefaßt ist, einen zusammenhängenden Vortrag über einen wichtigen Gegenstand zu vernehmen. Diese pantomimische Aufforderung verfehlte ihre Wirkung nicht. Brink fuhr nach einer kurzen Pause mit großer Ernsthaftigkeit fort, über den berührten Gegenstand folgender Maßen zu sprechen.

»Mehrere, sonst verständige, Leute glaubten, der Unternehmung des seligen Spazier, gleich bei deren Entstehung, ein baldiges Ende voraus sagen zu können. Sie begriffen nicht, wie aus einem so dürftigen Stoffe, als der Erfinder seinem Blatte vorbehielt, sich eine Zeitschrift von hinlänglichem Interesse für das größere Publikum sollte machen lassen. Auch mochten sie dem Verfasser, der für einen etwas seichten Kopf galt, schwerlich zutrauen, daß er im Stande seyn würde, den Mangel an Materien durch

den Reichthum eigener Ideen, und durch die geistvolle Behandlung der Form zu ersetzen. Aber diese vorschnellen Beurtheiler überlegten nicht, daß viele wichtige Erfindungen einen eben so unscheinbaren Ursprung hatten, und daß die tieffsinnigsten Kombinationen des Genies nicht selten das Gepräge der Einfalt an sich tragen. In der That bin ich versucht, den verachteten Karl Spazier für einen Kopf erster Größe zu halten, und die von ihm bewerkstelligte Einführung der nicht politischen, oder — wie man sie hin und wieder nicht allzu ehrerbietig genannt hat — der Klatschzeitungen, für ein epochemachendes Ereigniß der deutschen Literar- und Kultur-Geschichte.«

Palmer nickte beifällig mit dem Kopfe und wendete sich zu mir, als wolle er sehen, welchen Eindruck dieser panegyrische Eingang auf mich mache. Ich empfand einige Neigung zum Lachen; aber Brink's unerschütterliche Ernsthaftigkeit legte mir Stillschweigen auf, und ich behielt die anständige Fassung, welche die Miene des Redners zu fordern schien.

»Was ich an der Erfindung des wackeren Spazier am meisten bewundere,« fuhr Brink

fort, »ist gerade das, was die Gegner des Mannes derselben zum Vorwurf machten; ich meine die Simplicität oder Einfalt des Gedankens an sich, eine Zeitung ohne Inhalt (und eben so ohne Geist) für die elegante Welt zu schreiben, und auf das Gelingen dieses Unternehmens, trotz der anscheinlichen Nichtigkeit des Planes, mit voller Zuversicht zu rechnen. Es ist möglich, wahrscheinlich sogar, daß der Erfinder, in der kindlichen Unbefangenheit seines Gemüthes, selbst keine Ahnung davon hatte, auf welchen tiefsinnigen Grundregeln der politischen Oekonomie sein einfaches Zeitungsprojekt beruhte. Sein Genie wirkte instinktartig in ihm, und indem er, zwischen Schlafen und Wachen, den leichten Umriß eines neuen Meßartikels skizzirte, zeichnete seine Hand unbewußt die Gesetze auf, nach welchen forthin ein ganzes Weltgebäude noch unbekannter Zeit- und Tageblätter, gleich eben so vielen Wandel- und Irrsternen, ihre wundersame Laufbahn zurücklegen. Nach einem äußerst simplen Entwurfe, den jedes Kind in's Werk setzen und allenfalls selbst machen kann, sieht man, seit jener folgenreichen Begebenheit, allenthalben in Deutschland Zeit-

schriften entstehen, die sämmtlich einerlei Tendenz, einerlei Gehalt und einerlei Bürgschaft ihres Gedeihens und ihrer Dauer darbieten. Sie werden geschrieben, gedruckt, mit der Post versendet, und verbraucht, — und das Alles macht sich gleichsam von selbst. Was sonst einem Zweige der Industrie leicht nachtheilig werden kann, überhäufte Konkurrenz nämlich, gibt den Tageblättern erst den rechten Schwung, und sichert dieser neuen Gattung der schriftstellerischen Betriebsamkeit das Uebergewicht über alle andere Arten literarischer Hervorbringungen. Ich trage kein Bedenken, mit der größten Bestimmtheit voraus zu sagen, daß nach vierzig oder funfzig Jahren in Deutschland nichts anderes mehr gedruckt und, noch gewisser, gelesen werden wird, als Journale und Zeitungsblätter für die elegante und nicht elegante Welt, zum immer wachsenden Ruhme des trefflichen Spazier, und zur Beschämung derer, welche den hohen Geist des Mannes in seiner bescheidenen Einfalt nicht zu erkennen vermochten.«

Ein Zeichen der Billigung, womit ich den ersten Theil dieser Voraussagung begleitete, blieb von Brink nicht unbemerkt. Er richtete die fol-

genden Worte an mich, indem er seinen feierlichen Ton zu einer angenehmen Vertraulichkeit herabstimmte.

»Als vor ungefähr hundert Jahren,« sagte er, »Addison und Steele den Versuch machten, ihren Geist und ihr Wissen in einem täglich erscheinenden Zeitblatte auszuprägen, und den gebildeten Einwohnern Londons das damals neue Vergnügen einer durch die Zeitungspresse beförderten literarischen Konversation zu verschaffen, rühmten sie sich, die Philosophie, von den Lehrstühlen und Bibliotheken, in die Prunksäle der Weltleute und in die Putzzimmer der Frauen eingeführt zu haben. Sie hielten es nicht für unbescheiden, hierbei an den Sokrates zu erinnern, von welchem gesagt worden, daß er die Weisheit vom Himmel herabgerufen habe, um auf der Erde und unter den Menschen zu wandeln. Das Verdienst jener Schriftsteller, wie das ihres Vorbildes, beschränkte sich indessen darauf, ihr eigenes Denken und Wissen gemeinnütziger zu machen, und zugleich in Anderen die Lust und das Vermögen, zu denken, in Anregung zu bringen. Ihre Erfindung, wenn es eine zu nennen ist, erstreckte sich nicht über die neue Form der

periodischen Mittheilung; denn im Uebrigen haben ihre Wochen- und Tageblätter vor den populären Schriften anderer geistreichen Männer nichts voraus, und Plutarch, Lucian und Montaigne leisteten für ihre Zeitgenossen in keiner Hinsicht weniger als Addison, Swift und S. Johnson für die ihrigen. Das Verfahren, welches diese Schriftsteller bei ihren periodischen Mittheilungen beobachteten, konnte keine andere Nachfolger haben, als solche, die an Geist und Wissenschaft ihnen, wenn nicht gleich, doch nahe kamen; ja, selbst ihren Lesern konnten einige Vorkenntnisse und die Mühe des eigenen Nachdenkens nicht erspart werden. Es scheint daher, daß die Stifter jener unvollkommenen Vorläufer der heutigen Tageblätter den Werth ihrer Erfindung viel zu hoch angeschlagen, vielleicht auch, daß sie nur im Scherz oder aus Politik etwas ruhmredig davon gesprochen haben; eine Politik, die — im Vorbeigehen gesagt — ihren Nacheiferern noch heut zu Tage zu empfehlen seyn möchte.«

»Dagegen kann von dem Stifter der deutschen Tageblätter mit Recht gerühmt werden, daß er, durch den einfachen Plan und die äu-

ßere Einrichtung derselben, zugleich deren Fortgang auf unabsehliche Zeiten gesichert, und nicht nur den Verfassern, sondern auch den Lesern allen weiteren Aufwand an Geist, Wissenschaft und Nachdenken für immer erspart habe. Die deutschen Tageblätter erscheinen und vervielfältigen sich in's Unendliche, ohne daß dabei etwas Anderes in Bewegung zu seyn scheint, als die Druckerpresse und die Journalpost. Gleichwie durch die Erfindung der Dampfmaschinen der ganzen gewerbtreibenden Welt eine vollkommene Umwälzung bevorsteht, indem dadurch die Geschicklichkeit der Hände und die Arbeit der Menschen größten Theils überflüssig wird, so muß durch die einfache Mechanik der heutigen Zeitblätter die gesammte Literatur eine völlig veränderte Gestalt und Einrichtung erhalten, worin Verstand und Geschmack für die Autoren eben so entbehrlich sind, als für ihre Leser. Weit entfernt, der eleganten Welt den schwerfälligen Unterricht der Philosophie aufzudringen, wird durch diese Organe der geistigen Kultur vielmehr der angenehme Schnickschnack der Toiletten und der natürliche Mutterwitz der Bierschenken in die Literatur eingeführt, zum großen Nutzen der

allgemeinen Civilisation, welche eine allmälige Gleichmachung der Gelehrten und Ungelehrten, der Klugen und Einfältigen, der Weisen und Narren zum letzten Endzweck hat.«

»Diese Voraussagung unseres Freundes Brink,« nahm jetzt ich das Wort, »könnte in Erfüllung gehen, ohne daß wir deßhalb Ursache hätten, dem Hofrath Spazier für das Geschenk der Klatschzeitungen, welches wir ihm verdanken, so hoch verpflichtet zu seyn, als Brink annimmt. Es hat allerdings den Anschein, daß unsere Literatur in der Sündfluth der Tageblätter untergehen wird; aber der ehrliche Spazier scheint an diesem drohenden Ereigniß nicht mehr Antheil zu haben, als hundert andere Lohnschriftsteller, welche der deutsche Buchhandel Jahr aus Jahr ein in Arbeit und Nahrung setzt. Die elegante Zeitung, wie alle die unzähligen Nachahmungen, welche dieses Journal bisher fand und noch weiterhin finden wird, ist eine reine Buchhändler-Erfindung, und die Gelehrten — wie viel oder wenig gelehrt sie auch seyn mögen —, welche die Hand dazu boten, lassen sich gar nicht einfallen, worauf ihre Brotherren, die Verleger, es bei diesen Unternehmungen abgesehen haben.

Die Sache ist so eingeleitet, daß die Schriftstellerei, als Handwerk, in der deutschen Literatur bald eben so überflüssig seyn wird, als Geist und wahres Talent es jetzt schon sind, und daß die Buchhändler nicht mehr nöthig haben werden, ein Honorar für Verlagsartikel auszugeben, welche die Leser, die sie bezahlen, eben so gut auch schreiben können.«

»Das ist's ja, was ich sage!« rief Brink. »Darin besteht eben die Schönheit einer Erfindung, daß der Unwissendste, wenn er die Handgriffe kennt, gerade so weit damit kommt, als der Gelehrteste, und daß, wenn die Maschine etwas taugt, ein Pinsel nicht weniger damit ausrichtet, als das größte Genie. Die unvergleichliche Einrichtung der Klatschblätter mag nun den ehrlichen Spazier, oder seinen pfiffigen Verleger zum Urheber haben; sie konnte unmöglich zweckmäßiger ausgedacht werden, um die deutsche Lesewelt mündig zu machen, und die ganze Nation in lauter Poeten, Kritiker und Journalisten zu verwandeln. Gebt nur Acht, was in zwanzig bis dreißig Jahren aus Euren vermeinten Klassikern, und selbst aus den großen Köpfen werden wird, die uns neuerlich von

dem Glauben an die Trefflichkeit unserer älteren Schriftsteller befreit haben! Die Herren Schlegel, Fichte und Schelling werden dann eben so wenig gelten, als jetzt schon Klopstock und Wieland. Nicht bloß von Messe zu Messe, sondern von Journalpost zu Journalpost werden neue Gestirne am literarischen Himmel aufsteigen, und berühmte Namen wie Sternschnuppen sich aus dem Dunstkreise jeder kleinen Stadt erheben, die eine wandernde Schauspielertruppe und ein ästhetisch-kritisches Zeitblatt für gebildete Leser hat. Dann wird es keine Schriftsteller von Metier mehr geben, aber Jedermann wird Schriftsteller seyn. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand wird von dem Ruhme ausgeschlossen seyn, Prosa wie Verse, und Verse wie Prosa zu schreiben. Man wird Autoren von einem gewissen Range und Gewicht die Lohnlakaien der Klatschblätter machen, und sich glücklich schätzen sehen, die Unsterblichkeit der Ephemeren von gestern zu theilen. In diesem Schlaraffenleben der journalistischen Allgewalt werden die Ersten die Letzten, und die Letzten die Ersten seyn, und von allen den Berühmtheiten der verflossenen Jahrhunderte wird nichts

übrig bleiben, als der berühmte Name des Erfinders der unzähligen Morgen-, Abend- und Mittagsblätter, in welche die gesammte Literatur und Kunst der Deutschen umgewandelt seyn wird.«

Nach diesen Worten stand Brink auf, machte Palmern und mir eine ernsthafte Verbeugung, und ging gravitätisch zur Thür hinaus.

Mein Verleger hat ein Schreiben erhalten, welches der obigen Standrede des Hrn. Brink zu einiger Erläuterung dienen kann. Ob der Verleger geneigt sey, auf die Vorschläge des Briefstellers einzugehen, weiß ich in der That nicht. In keinem Falle kann es den Absichten des Einen wie des Andern entgegen seyn, wenn der Inhalt des Briefes bekannt wird. Er ist folgender.

Wohlgeborner!

Man sagt mir, Sie seyen noch ein Anfänger im Buchhandel. Ich vermuthe es selbst; denn sonst hätten Sie wol nicht eine neue Zeit-

schrift unternommen, ohne sich vorher meines Beistandes versichert zu haben. Kein Verleger, der den Platz kennt, hätte das gewagt.

Sie wissen, mein Herr, oder Sie sollten wenigstens wissen, daß ich an den meisten Journalen, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts im In- und Auslande erscheinen, starken Antheil habe. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Mann, der in alle Fächer paßt, und es gilt mir Einerlei, ob ich Philosophie, Politik, Kanzelreden, oder Knittelverse schreibe. In der letzten Zeit habe ich mich vorzüglich mit dem Theater und der schönen Literatur beschäftigt, die meine hiesigen jungen Freunde jetzt erst recht in Aufnahme zu bringen anfangen. Ein bekanntes Journal, das seit Kurzem hier erscheint, wird zwar nur von meinen Schülern geschrieben; indessen können Sie meine Schreibart füglich nach einigen Recensionen und Abhandlungen beurtheilen, welche darin abgedruckt sind. Es ist eigentlich mein Geist, der diese Zeitschrift aufrecht erhält; nicht selten ist aber auch der Buchstabe mein.

Ich pflege nämlich meine Recensionen auf Vorrath zu machen, und sie Dutzendweise an die

jungen Skribenten aus meiner Schule abzulassen, die dann bloß die kleine Bemühung haben, gehörigen Ortes den Titel eines Buches oder Theaterstückes, den ungefähren Inhalt, die Namen der Personen oder Schauspieler, und allenfalls ein paar abgerissene Stellen einzuschalten. Die Hauptsache, — ich meine das Urtheil, und die Wendungen, womit dieses vorgetragen wird, — sind immer schon da, und passen, zum Verwundern, auf die verschiedensten Fälle. Wenn man darüber einig ist, ob ein Buch gelobt oder getadelt, ein Autor empfohlen oder verschrieen werden soll, so gibt sich das Uebrige von selbst. Als Beispiel kann ich die Korrespondenz-Nachrichten anführen, welche das Morgenblatt von den hier erscheinenden Journalen, Theaterstücken u. dergl. liefert. Mehrere dieser Nachrichten sind von mir verfaßt, und Sie werden kaum begreifen, woher das Treffende in den Urtheilen kommt, wenn ich Ihnen sage, daß ich keines der genannten Journale und Theaterstücke gelesen noch gesehen habe. Den witzigen Bericht über das Sonntagsblatt in einer der letzten Nummern des Morgenblattes schrieb ich, bevor

noch eine Zeile von Ihrer Wochenschrift erschienen war.

Im Vertrauen, lieber Mann! Sie werden wenig Glück mit Ihrem Sonntagsblatte machen. Es thut mir um Ihretwillen leid; allein, so weit ich die stille Gesellschaft bis jetzt kenne, habe ich keine Lust, mich in eine Verbindung mit ihr einzulassen. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden meiner Bescheidenheit die Auseinandersetzung der Gründe ersparen, die mich zu dieser Erklärung bewegen. Da ich aber wirklich wünsche, Etwas für Sie zu thun, so bin ich auf einen Gedanken gerathen, wodurch ich Ihnen nützlich seyn kann, ohne mit Hrn. West und dem Sonntagsblatte in Kollision zu kommen.

Ich bin entschlossen, mein Herr, ein Alletagsblatt zu schreiben, und, wenn wir über die Bedingungen einig werden, in Ihrem Verlage heraus zu geben. Die Gegenstände sollen ungefähr dieselben seyn, mit denen sich Hr. West im Sonntagsblatte beschäftigt; allein, in der Behandlung denke ich gänzlich von ihm abzuweichen. Von mir haben Sie keine Einleitungsscenen, keine Ambages, keine Dialogen statt kräftiger Recensionen zu erwarten. Wo es nö-

thig ist, kann ich sehr ironisch seyn, und da möchte ich die Leute sehen, die unterscheiden könnten, ob es mir mit dem, was ich sage, Ernst oder Scherz sey. Die eigentliche Stärke meiner Manier aber besteht in dem Derben und Handgreiflichen. Was ich in dieser Art schreibe, soll einem Blinden einleuchten, und der Blödsinnigste muß finden, daß er das Nämliche selbst gedacht haben könnte.

Ich werde täglich einen gedruckten Bogen in Quarto liefern, denn in Oktav schreibt heut zu Tage kein Journalist von einiger Reputation. Sie werden gut thun, wenn Sie das Alletagsblatt mit aller möglichen Pracht drucken lassen. Mein Portrait ist noch nicht gestochen; wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, so lasse ich mich vielleicht bewegen, Herrn Lampi oder einem andern guten Künstler zu sitzen. Ich möchte Ihnen rathen, auch dem Sonntagsblatte ein etwas ansehnlicheres Format und Aeußeres zu geben. Da ich die Sonntage zu feiern gedenke, so könnte sich Hrn. West's Wochenschrift vielleicht als eine Beigabe meines Alletagsblattes erhalten, wenn sich der Mann anders ein wenig in meinen Ton zu finden weiß.

Um Mitarbeiter brauchen Sie sich nicht zu bemühen. Ich habe sehr viele Freunde, und mein Anhang heißt Legion. Die größte Unterstützung erwarte ich übrigens von Dilettanten in der Schriftstellerei (Männern sowol als Frauen), und von jungen Leuten, die sich zum ersten Male gedruckt sehen wollen. Diese Art Mitarbeiter, mein Herr, sind für ein aufkommendes Journal von der größten Wichtigkeit, und eigentlich dazu gemacht, es in Gang und rechten Schwung zu bringen. Es schadet nichts, wenn in den Aufsätzen solcher Dilettanten der Autorschaft keine ordentliche Konstruktion und zuweilen kein Menschenverstand ist; denn erstens nimmt man es bei'm Lesen eines Tageblattes überhaupt nicht so genau, dann gefallen diese Aufsätze wenigstens den Verfassern und deren Freunden ganz gewiß, und endlich wird durch solche kleine Nachlässigkeiten eine angenehme Mannigfaltigkeit erzielt, welche bei einer Zeitschrift die Hauptsache ist. Das eigentliche Geheimniß aber besteht darin: je mehr Mitarbeiter, die zum großen Haufen gehören, ein Journal hat, desto mehr Leute gibt es, die dafür im Publikum Partei machen. Von dieser Klugheits=

regel, wie von der Autorpolitik überhaupt, scheint der gute West nicht die geringste Ahnung zu haben.

Man erzählt ziemlich lächerliche Dinge von den Vortheilen, die Sie den Verfassern des Sonntagsblattes angeboten haben sollen. Eher möchte ich glauben, daß die Herren gratis schreiben; welches sie, da sie an Feiertagen arbeiten, auch leicht thun können. Es sey aber wenig oder viel, was Sie den Verfassern geben, so werden Sie einsehen, daß es eine mäßige Forderung ist, wenn ich das Dreifache davon verlange. Noch bedinge ich mir 150 Frei-Exemplare, wovon die Hälfte auf Velinpapier; bei meinen ausgebreiteten Bekanntschaften werde ich damit kaum ausreichen. Dagegen stehe ich für die Hälfte so viel Abnehmer, als ich Mitarbeiter haben werde, und deren wird keine kleine Zahl seyn, wenn ich meine Verbindungen in der gebildeten und ungebildeten Lesewelt, die sich gern selbst gedruckt sieht, recht geltend mache.

Sind Sie mit diesen Bedingungen einverstanden, mein Herr, so kann sogleich Hand an das Werk gelegt werden. Eine imposante Ankündigung soll dem Alletagsblatte die glor-

reiche Bahn bereiten, die es zu wandeln bestimmt ist. Als Redakteur werde ich »mich rastlos bestreben, die Zufriedenheit der Kenner zu erreichen und, vereint mit den bestgewählten Herren Mitarbeitern, zu erfüllen, was auch der leiseste Wunsch jedes geschätzten Freundes des Werkeltagsblattes begehren kann. Keine Klippe wird mir unübersteiglich werden, kein neuer Gegenstand eine inhaltsleere Ansicht geben. Eigene Erfahrungen haben meinem Unternehmen Grund gegeben und für jeden Tadel des öffentlichen Interesse gesichert. — So möge das Bestreben eines ehrlichen Mannes, dem Verdienste seine Krone zu bringen, mit Liebe beschaut, mit Huld aufgenommen werden!«*)

Ich bin mit besonderer Werthschätzung

Ihr ergebener

Thaddäus Platt.

---

*) Worte aus der Ankündigung einer im Jahre 1807 in Wien erschienenen Zeitschrift.

11.

Dramaturgische Briefe.

An Amalie von Sorben.

Erster Brief.

Wie nun, gnädige Frau? Haben Sie schon genug an den dramatischen Neuigkeiten, die ich Ihnen sandte? — Mein letztes Packet kommt zurück, zur Hälfte ungelesen, wie ich sehe, und Sie verlangen nicht, daß ich Ihnen ein neues dafür schicke. Dagegen erwähnen Sie einiger Antiquitäten, die Sie unter den Büchern Ihres alten Herrn fanden: — Julius von Tarent, — Ugolino, — Klinger's Günstling; — sogar Anton Wall's dramatische Bagatellen, und der Plautus des guten Lenz, sind Ihnen nicht entgangen. Die schlichte Prosa dieser ehrlichen Leute scheint mehr Anziehendes für Sie zu haben, als alle die künstlichen Versmaße der modernen Romantiker und Deutsch-Griechen. — Was wird man von Ihrem Geschmacke sagen, liebe Baronin? und von mir, der Ihnen solche Dinge in den Kopf gesetzt hat? — Wenigstens

wird man mir es Schuld geben, wenn man lies't, daß Sie sich im Scherz meine Schülerin nennen. — Je nun! der Vorwurf ließe sich ertragen. Vielleicht wäre ich sogar ein wenig stolz darauf, in einer so edlen Natur die Neigung zum Einfachen und Wahren mit gepflegt und erhalten zu haben.

Was Sie mir von Ihres Schwiegervaters Bemerkungen über das deutsche Theater schreiben, ist größten Theils nur allzu treffend. Das leere Fach in der Bibliothek der Karthause mit der Aufschrift: Deutsches Lustspiel, däucht mich ein Epigramm, eben so scharf und nicht minder wahr, als sein Einfall über die Form von Jean Paul's geistreichen Werken. — Es ist wahr, liebe Freundin! unsere dramatische Literatur ist noch weniger reich in der komischen Gattung, als in der tragischen. Wir haben kaum eine ursprünglich deutsche Komödie vom ersten Range aufzuweisen, gegen zehn oder funfzehn Tragödien und ernsthafte Schauspiele. So vortrefflich Lessing's Minna in ihrer Art ist, so kann man sie doch kein Lustspiel im eigentlichen Sinne des Wortes nennen. Es fehlt dieser liebenswürdigen Komposition nicht nur an

einem komischen Hauptcharakter, sondern auch an einer komischen Grund-Idee, ohne welche es kein wahres Lustspiel gibt. Hätte Lessing Zeit gefunden, einen oder den andern Entwurf, den sein Nachlaß enthält, ganz auszuführen, so würden wir ein eigentliches Lustspiel von ihm haben, ohne Zweifel eben so musterhaft, als es Minna, Emilia Galotti und Nathan für die dramatischen Gattungen sind, zu denen sie gehören. — Die Mitschuldigen von Göthe sind ein schätzbarer Versuch im Niedrig-komischen, aber sie sind, wiewol von Meister-hand, doch kein Meisterstück. Was wir sonst von ursprünglich deutschen Lustspielen besitzen, hat bei manchen Vorzügen doch zu wenig klassischen Gehalt, um den Werken unserer großen Meister in der tragischen und ernsthaften Gattung an die Seite gestellt zu werden.

Dessen ungeachtet bin ich der Meinung, daß wir noch viel eher eine komische, als eine tragische Bühne haben, und daß, was in dieser Hinsicht von unserer dramatischen Literatur gilt, keinesweges auch von unserem Theater gesagt werden kann. Wir sehen auf der Bühne, wenigstens hier in Wien, noch wahre Lustspiele,

und sehen sie ziemlich oft; zuweilen in einer Vollkommenheit der Darstellung, die wenig zu wünschen übrig läßt. Ob diese Lustspiele ursprünglich deutsch, oder von fremder Abkunft sind, ändert in der Sache nichts. Sie haben mit den Thorheiten, welche sie schildern, das Bürgerrecht in Deutschland erworben, und die besten davon werden sich auf unserer Bühne erhalten, auch wenn wir mehr originell deutsche, gute Lustspiele haben werden. Das wahre Lächerliche ist, wie das wahrhaft Schöne und Erhabene, von weltbürgerlicher Art und Abstammung; es ist an keinen Ort und keine Zeit gebunden, und kann wol die äußere Form, aber nicht den Gehalt und das Wesen verändern. Aristophanes und Menander, Plautus und Terenz, Cervantes und Lopez de Vega, Shakspeare und Ben Jonson, Molière und Regnard, haben aus denselben Quellen geschöpft, welche auch nach ihnen für alle wahren Günstlinge der komischen Muse, von Moreto, Wicherley, Destouches und Holberg an, bis zu Gozzi, Goldoni, Sheridan und Beaumarchais herab, nicht vertrocknet waren. Die deutsche Bühne hat von dem unermeßlichen Stoff, welcher in den Wer-

ken der genannten und vieler anderer trefflichen Komiker aufgehäuft ist, in den letzten dreißig Jahren sich so Manches zugeeignet, und zum Theil mit so viel Geschick und Erfolg, daß bloß einige Nachhülfe in Form und Sprache nöthig scheint, um ein Repertoir von guten Lustspielen zu bilden, denen man wenig anmerkt, daß sie nicht auf deutschem Grund und Boden entstanden sind.

Das Verdienst, welches sich Schröder, Jünger, Dyk, Gotter, Beck und Andere in dieser Hinsicht um die deutsche Bühne erwarben, darf sich wol mit dem messen, was unsere Original-Schriftsteller vom zweiten und dritten Range für das Theater leisteten. Die Original-Schauspiele von Brandes, Großmann, Bretzner, Beil, Stephani, so wie die früheren, mehr der Literatur angehörigen, dramatischen Werke von J. F. Schlegel, Romanus, Gellert, Weisse, Cronegk und Brave, sind von dem Repertoir der deutschen Bühne verschwunden, das sie ehemals zum Theil ausfüllten. Die Original-Arbeiten von Ziegler, und selbst die größere Zahl derer von Iffland, Babo und Kotzebue, werden jenen Vorgängen in das Reich der Vergessenheit fol-

gen. Dasselbe wird der Fall mit einer Menge von Stücken jetziger Theaterdichter seyn, welche das Bedürfniß des Neuen auf die Bühne bringt, und die Gunst des Tages kurze Zeit darauf erhält. Schröder's, Jünger's und Anderer gelungene Bearbeitungen ausländischer Meisterstücke werden, neben den Werken unserer eigenen großen Schriftsteller, auf dem deutschen Theater aufgeführt werden, so lange die Direktionen und das Publikum Lustspiele von gediegenem Geist und Gehalt, den ephemeren Erscheinungen der Mode werden vorzuziehen wissen.

Sagen Sie selbst, liebe Freundin, möchten Sie die beiden Theile vom Ring entbehren, weil sie von dem Engländer Farquhar entlehnt sind, und weil Kotzebue ein recht wohlgerathenes deutsches Stück schrieb, das den dritten Theil dazu macht? Oder finden Sie die komische Kraft der guten alten Repertoir-Stücke: Stille Wasser sind betrieglich — Glück bessert Thorheit — das Portrait der Mutter, durch die etwas veraltete Sprache so geschwächt, daß Sie sie für die, übrigens sehr artigen, Kleinigkeiten der Herren v. Steigentesch und Hutt, gerne hingäben? Merken

Sie den überaus ergötzlichen Lustspielen: Er mengt sich in Alles, Maske für Maske, die Schachmaschine, ihren fremden Ursprung an? Und wünschen Sie nicht mit mir das Landmädchen, die falschen Vertraulichkeiten, die Lästerschule, das öffentliche Geheimniß, die heimliche Heirath, Irrthum in allen Ecken, die unmögliche Sache, und vielleicht noch ein Dutzend solcher Stücke wieder zu sehen, die uns, vor zehn oder funfzehn Jahren, so viel Vergnügen machten? — Ich gehöre, wie Sie wissen, nicht zu Kotzebue's und Iffland's Gegnern, aber ich habe oft die allzugroße Fruchtbarkeit dieser Schriftsteller beklagt, weil die Theaterverwaltungen und die Schauspieler durch dieselbe verleitet wurden, so manche ältere treffliche Stücke zurückzulegen, welche durch das, was wir dafür erhielten, bei weitem nicht ersetzt sind.

Aber, werden Sie mir einwenden, das alles sind ja keine deutschen Lustspiele, und eine nationale Komödie von echt deutscher Art und Form ist es, was die neueste Kritik verlangt, und was unsere jungen Genies uns ge-

ben wollen. — Ganz recht! Eine deutsche Komödie; davon ist jetzt allerdings hier und da die Rede *). Schade nur, daß die Meister der Kunst selbst noch nicht wissen, worin diese Deutschheit eigentlich bestehen soll, und daß ihre Schüler unter sich uneinig sind, ob sie die deutschthümliche Art und Form dem Hans Sachs, dem Andreas Gryphius, den wandernden Marionettenspielern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, oder dem Aristophanes, dem Shakspeare, ja wol gar dem Gozzi abborgen sollen. Ich wüßte nichts, worüber man in Betreff dieser Deutschthümlichkeit völlig einverstanden wäre, die Wiederherstellung des Hans Wurst etwa ausgenommen, der übrigens nicht übel thun wird, mit unserm Kasperl und Thaddädl gute Brüderschaft zu halten, um seine trockene Spaßhaftigkeit mit ein wenig moderner Lustigkeit aufzufrischen.

Eine nationale Komödie! Was ist das,

*) Auch ganz neuerlich ist dieser Gegenstand wieder öfters zur Sprache gekommen. Die deutsche Komödie, und die Ansichten der Kritiker von ihr, stehen immer noch auf demselben Punkte, auf dem sie vor zwanzig Jahren standen.

C. A. W.

liebe Freundin? — Was sie bei dem Anfange der Kunst in verschiedenen Zeiten und Ländern war, das weiß ich; was sie in dem heutigen Europa, bei dem jetzigen Stande der Kultur und den Sitten seyn soll, davon habe ich keinen Begriff. Eine lokale Komödie mag es noch hier und da geben; eine nationale, besonders eine sogenannte feine oder höhere nationale Komödie giebt es in dem gebildeten Europa nirgends mehr. Unsere Sitten, unsere Denkart, unsere Thorheiten und Vorurtheile sind europäisch; also kann auch unsere Komödie, welche uns den Spiegel dieser Sitten, Vorurtheile und Thorheiten vorhalten soll, nur eine europäische seyn. Einige unbedeutende Abweichungen in der äußeren Form, in der mehreren oder minderen Freiheit des Scenenwechsels, in dem Gebrauche der Prosa oder des Verses und der verschiedenen Arten desselben, machen keinen Unterschied, welcher der Rede werth wäre. In der Hauptsache hat selbst die Form der Komödie auf allen Bühnen Europa's ungefähr einerlei Zuschnitt und Farbe, wie die Kleidung, worin sie gewöhnlich gespielt wird, überall denselben Zuschnitt hat. Die allgemeine Kultur hat die

Eigenthümlichkeiten der ehemaligen Nationalbühnen, auch da, wo es solche Bühnen gab, nach und nach verwischt; in der Komödie noch ungleich mehr als in der Tragödie, und in der feinen, höheren Komödie zuerst und am meisten. Der Clown in England, der Gracioso in Spanien, der Arlequin in Frankreich, haben ihre Jacken ausgezogen; selbst die italiänische Maskenkomödie vermag sich kaum noch hier und da durch das Lokal-Interesse, und durch die Erinnerungen des Volkes an eine gewohnte Belustigung vergangener Zeiten, zu erhalten.

Und nun vollends wir Deutsche, wie sollten **wir** zu einer nationalen Komödie kommen? Wir, die wir nie eine Nationalbühne, ja, kaum eigene Anfänge der Kunst hatten, die wir unsere stehenden Theater nicht eher erhielten, als zu einer Zeit, wo es auch in dem übrigen Europa keine ganz selbstständige Nationalbühne mehr gab? — In der That, die Verlegenheit der Herren, ihr Projekt zur Ausführung zu bringen, ist begreiflicher, als das Projekt selbst. Der Gedanke, in einem verfeinerten Zeitalter zu den rohen Anfängen der Kunst zurückzukehren, oder vielmehr — weil unsere Bühne keine

solche Anfänge hatte — die Kunst selbst ganz von vorne anzufangen, um eine ursprüngliche deutsche Komödie zu erhalten —, dieser Gedanke ist doch gar zu abgeschmackt. Daß die Professoren auf den deutschen Hochschulen in diesen betrübten Zeiten auf so wunderliche Gedanken gerathen können, haben sie uns bewiesen; daß einige unserer jungen Genies die Sache ernstlich nehmen und Anstalten machen würden, so barocke Einfälle auszuführen, war bei dem Zustande unserer Literatur voraus zu sehen; aber auf der öffentlichen Bühne werden diese Abgeschmacktheiten der Schule nie Eingang finden. Die deutschen Kritiker mögen immerhin dem Theaterpublikum vordemonstriren, daß es noch gar keine deutschen Lustspiele gibt; das Publikum bekümmert sich zum Glück wenig um die Kritiker. Es wird fortfahren, sich, so gut es kann, in Lustspielen zu unterhalten, die deßhalb um nichts schlechter sind, weil verständige und feine Leute in London und Paris, schon vor hundert oder hundert funfzig Jahren, sich daran ergetzt haben und auch heute noch ergetzen. Und ich glaube, liebe Freundin, das Publikum hat sehr Recht, das zu thun.

Aber die Dichter, werden Sie sagen, was sollen die thun? Denn bei allen dem ist der Mangel unserer dramatischen Literatur an guten Lustspielen nur allzu gewiß und fühlbar. — Je nun, ich denke, die Dichter, die es wirklich sind, werden eben thun, was andere vor ihnen gethan haben. Das wahre Talent findet sich endlich zurecht, allen falschen Theorien zum Trotz. Lassen Sie nur erst den deutschen Aristophanes oder Molière geboren seyn, und geben Sie Acht, wie bald dann unsere Kunstrichter mit der echten Theorie des deutschen Lustspieles fertig seyn werden.

Th. West.

Schreiben an den Herausgeber.

Geschwind, mein Herr! setzen Sie sich hin und kündigen Sie Ihren Lesern an, daß in der künftigen Woche Herr Ochsenheimer, der erste Intrigant und Tyrannenspieler der deutschen Bühne, in Wien ankommen wird *). Sie ken-

*) Da es die Absicht des Verfassers ist, in diesen Streifzügen Beiträge zur Geschichte der deutschen

nen meine Vorliebe für diesen Schauspieler, den vorzüglichsten, welchen ich bisher in einem Fache sah, worin auf unserem Hoftheater seit geraumer Zeit wahre Popanze erschienen sind. Als ich Ihnen, nach meiner vorjährigen Reise, von dem angenehmen Eindrucke erzählte, welchen das Spiel dieses Künstlers auf mich machte, waren Sie mit meinem Urtheile über ihn größten Theils einverstanden. Ich fordere Sie jetzt auf, das Publikum auf den Genuß vorzubereiten, den es von den Gastrollen dieses Schauspielers zu erwarten hat.

Unstreitig ist Ochsenheimer ein ausgezeichnetes Talent, darüber haben wir Beide nur eine Meinung; aber sagen Sie mir: ist der Mann ein Nachahmer oder ein Duplikat? — Die Natur wiederholt sich zuweilen, wie die größten

---

Schaubühne, und der Wiener Theater besonders, zu liefern, so hat er es nicht für zweckwidrig gehalten, den obigen Brief und ähnliche Aufsätze aus dem Sonntagsblatte darin aufzunehmen. Die allgemeine Chronik der Wiener Hofbühne in den letzten dreißig Jahren, womit der Verfasser seine dramaturgischen Uebersichten zu beschließen gedenkt, wird die Bedeutung, welche diese Einzelheiten in Bezug auf das Ganze haben, näher ausweisen.

C. A. W.

Künstler sich wiederholen. So, glaube ich, hat sie den trefflichen Iffland noch ein Mal hervorgebracht, und das zweite Exemplar heißt Ochsenheimer. Denn daß dieser Ton der Stimme, diese Art zu deklamiren, selbst das Manierirte davon, dieses ganze Mienen- und Geberdenspiel bloß abgesehen seyn sollte, ist nicht wahrscheinlich.

Sie behaupteten einmal, wenn ich mich recht erinnere, kein Schauspieler habe jemals die Anfangsgründe seiner Kunst so vollkommen inne gehabt, als Iffland. Ich möchte von Ochsenheimer dasselbe sagen. Seine Stimme, — wahrlich nicht die sonorste Stimme von der Welt! — sein Gesicht, sein ganzer Körper däucht mich so vollkommen artikulirt, daß die kleinste Veränderung, ein Hauch, ein flüchtiger Zug, an ihm bedeutend und verständlich wird. Und ein Schauspieler, der sich und den ganzen Mechanismus der Kunst in einem so hohen Grade besitzt, sollte die Kopie eines Andern seyn wollen? — Ich glaube es nicht, mein Herr, oder wenn ich es glauben muß, so beweisen sie mir fein ordentlich, warum ich das muß.

Ochsenheimer wird uns den Marinelli geben. Ich habe einen Bund mit meinen Augen und

Ohren gemacht, in dem ganzen Stücke Niemand außer ihm zu sehen und zu hören, es wäre denn, daß mich meine alte Schwachheit für den Grafen Appiani, oder mein kindlicher Respekt gegen die Väter von ehedem, unversehens anwandelte. Wie ich diesen Marinelli finden werde, will ich Ihnen ehrlich gestehen. Es ist eine der schwersten Aufgaben — bilde ich mir ein — die sich ein Schauspieler von Verstand machen kann, ein deutscher besonders. Daß der Mann die glatteste Außenseite, den feinsten Hofton haben müsse, ist wol außer Zweifel. Marinelli gefällt immer, den Weibern wenigstens, und seinem Prinzen, der eine Weiberseele hat. Wenn er will, muß er bezaubern können. Habe ich nicht Recht?

Doch Herr Ochsenheimer mag den Marinelli nehmen, wie ich mir ihn denke, oder wie er selbst will — er wird uns gewiß etwas sehr Gutes geben. Ein Schauspieler von Kopf kann einen Charakter, den Lessing schrieb, nicht mittelmäßig darstellen. Man nennt auch Molière's Geizigen unter den Rollen, welche Herr Ochsenheimer spielen wird. Wir haben Ifflanden in diesem Charakter gesehen. Ich stelle mir vor,

die Originalität eines Schauspielers muß sich zuerst in einem so allgemeinen Charakter zeigen, wenn er überhaupt Originalität hat. In dieser Rolle also wollen wir Herrn Ochsenheimer erwarten, um zu entscheiden, ob er etwas mehr, als ein bloßer Abdruck von Iffland ist.

Möchten wir übrigens diesen Schauspieler nur behalten, so wenig Original oder so ganz Kopie er auch ist! Wir müssen den Mann durchaus haben. Wenn es nöthig ist, will ich eine Verschwörung unter allen artigen Weibern anzetteln, das sage ich Ihnen voraus. Es muß Etwas geschehen, um die Lücken in unserer Hofschauspielergesellschaft auszufüllen. Wo noch so viel Vortreffliches vereinigt ist, darf es in einigen Hauptfächern nicht an dem Unentbehrlichsten fehlen. Wir haben — sollte man es glauben? — keinen Intrigant, keine ernsthafte Mutter, keine jugendliche Liebhaberin, besonders im Trauerspiel. Seit Kurzem haben wir endlich eine Soubrette; denn daß Mad. Renner eine solche ist, und zwar eine der besten, die es gibt, behaupte ich, Ihrem alten Theaterfreunde zum Trotz. — Apropos! Warum sagten Sie uns noch kein Wort von dieser allerliebsten Schauspielerin?

Haben Sie ihre Proberollen nicht gesehen? Und ist es möglich, in einer solchen Musterkarte der Schauspielerkunst mehr Leben, Wahrheit und darstellendes Talent zu zeigen, als die niedliche kleine Frau darin bewies?

Adieu, Herr West! Grüßen Sie mir unsern jungen Dichter. Er soll in seinem neuen Lustspiele ein paar Scenen für Hrn. Ochsenheimer und für Mad. Renner einlegen, und ich stehe für den Erfolg. — Unter uns, mein Freund! Wir müssen für diesen hoffnungsvollen jungen Mann Etwas thun. Er ist wirklich allzu bescheiden; ein Dichter, besonders ein Theaterdichter, sollte nicht so gar bescheiden seyn. Was meinen Sie? Ich habe einen Plan — — doch davon mündlich! Adieu, lieber Freund!

Serena.

12.

Scherz und Ernst.

Risu inepto res ineptior nulla est. *Mart.*

Jedermann ist überzeugt, daß an keinem Orte der Welt mehr Witz und natürlicher Humor zu finden ist, als in unserer guten Stadt Wien. Wir haben, wie Falstaff von sich sagt, nicht nur selbst Witz, sondern wir sind auch die Ursache, welche den Witz Anderer zum Vorschein bringt, indem wir ihnen Gelegenheit geben, denselben an uns zu üben. Was ich aber an der glücklichen Gemüthsbeschaffenheit meiner Landsleute am meisten bewundere, ist ihre Gabe, aus dem unfruchtbarsten Stoffe, ja selbst aus dem Qualm und den Hefen der Trübseligkeit, sich einen großen Spaß zu bereiten. Ueber nichts wird in Wien mehr Witz gemacht, als über Geringfügigkeiten, wovon man anderwärts gar keine Kenntniß nimmt; und nie hat sich der eigenthümliche Humor dieser Stadt in einem glänzenderen Lichte gezeigt, als in Fällen einer öffentlichen Kalamität, welche den Muth und

die Laune jedes anderen Volkes niederschlagen würden.

Es gibt Leute, die kurzsichtig oder boshaft genug sind, diesen uns eigenen Zug einer gedankenlosen Leichtfertigkeit unseres National-Charakters beizumessen. Wer die Wiener besser kennt, wird jedoch ihren Hang zur Spaßhaftigkeit vielmehr als den Beweis einer erhabenen Denkungsart betrachten, welche sie über die gemeinen Bedürfnisse und Rücksichten des Lebens hinweg setzt. In der That glaube ich, daß wir eine starke Ader von spartanischer Großherzigkeit in unserem Geblüte haben, und es soll mich nicht wundern — wenn etwa eine neue Sündfluth oder das jüngste Gericht über uns ausbricht — die witzigen Köpfe Wiens mit einem Wortspiel im Munde in die Wellen versinken, oder auf den Kirchhöfen sich lachend um ihre Gebeine zanken zu sehen. Ein Wiener, der Profession von dem Witze macht, treibt gewöhnlich kein anderes Geschäft, oder kümmert sich wenig um das, welches sein Amt oder sein Stand ihm auflegt. Gehört er zu den Gelehrten, so kann man versichert seyn, daß er nicht schreibt. In der Regel hört er auf zu lesen, so-

bald er eine Stimme in der Gesellschaft erlangt hat. In diesen Gesellschaften das Wort zu führen und jeden Nebenbuhler seines Ruhmes daraus zu vertreiben, das ist eigenlich die Aufgabe, die sich sein Ehrgeiz macht. Wo ein witziger Kopf dieser Art gegenwärtig ist, spricht sonst Niemand, und alle Meinungen verschwinden vor seinen Einfällen. Er selbst hat keine Meinung, wenigstens gewiß kein System, und es ist ihm ganz gleichgültig, ob er über die Narrheit, oder über die Vernunft, über das Machwerk eines Stümpers, oder über ein Produkt des Genies, über eine Harlekinade, oder über das Unglück und das Verderben der Zeiten lacht.

Ich stelle mir vor, daß diese Gattung von Witz, wie die poetische Poesie, eigentlich das Höchste sey, was der menschliche Geist zu erreichen im Stande ist. Der reine Witz muß keinen Zweck haben, als sich selbst; es ist eine gemeine Satyre, die noch etwas Anderes beabsichtigt, als das Lachen. An diesen Maßstab gehalten, scheinen mir Lucian, Juvenal, Cervantes und Swift nur alltägliche Köpfe; Eulenspiegel, Hasenhut und ein paar junge Schalksnarren meiner Bekanntschaft hingegen die sinnreich-

sten Talente, die jemals auf Witz Anspruch machten. Ein neuerer Philosoph hat den Grund und die Natur des Lächerlichen anzugeben geglaubt, indem er sagte, es sey die Auflösung von Etwas in Nichts: nach den Erfahrungen, die ich angestellt habe, behaupte ich im Gegentheil und ich denke, mit ungleich mehr Recht, daß es die Entstehung eines läppischen Gedankens aus Nichts ist.

Nach der Bescheidenheit, deren ich mich befleißigen zu müssen glaube, habe ich es immer vermieden, in Gegenwart eines, die Gesellschaft dominirenden Witzlings, mein Urtheil über irgend eine Sache laut werden zu lassen. Ich habe mich bei diesen Herren dadurch in den Ruf eines guten Kindes gebracht, vor dem man keine Ursache hat, auf seiner Hut zu seyn. Diesem Umstande verdanke ich auch den vollständigen Begriff, welchen ich von dem Umfange und der Wirksamkeit ihrer Talente habe; denn bisher waren sie gewohnt, dieselben so frei vor mir spielen zu lassen, als ob ich gar nicht da wäre. Seitdem mein Sonntagsblatt erscheint, und hin und wieder gelesen wird, finde ich jedoch, daß einige von diesen Herren sehr zurückhaltend ge-

gen mich geworden sind. Herr Brink sagt, diese Stille zeige ein nahes Ungewitter an, und er glaubt schon schwere Wolken voll epigrammatischer Blitze und Donnerschläge aufsteigen zu sehen, die sich nächstens über meinem Haupte entladen würden. Ein paar Wortspiele über den Titel meiner Wochenschrift, welche bereits im Umlaufe sind, vergleicht er mit den Sturmvögeln, deren Annäherung den Seefahrern einen ausbrechenden Orkan zu verkündigen pflegt. Nach der Art von Witz, die in den gedachten Wortspielen merkbar ist, vermuthet Brink, daß diese Vorboten des Sturmes zu dem Geschlecht der Rothgänse oder Tölpel (Pelicanus Sula Lin.) gehören, wovon zuweilen einige, durch ihr plumpes Gewicht zu Boden gedrückt, auf das Verdeck der Schiffe niederfallen.

Herr Brink, dem der Witz selbst nicht abhold ist, und der seinem Hange zur Satyre gern freien Lauf läßt, hat gleichwol eine entschiedene Abneigung gegen den Mißbrauch des Witzes und gegen die frivole Spaßhaftigkeit, welche er seinen Landsleuten manchmal vorwirft. Er hält das Lachen, wie die Freude, für Etwas, das in einer ernsthaften Seele Grund

fassen muß, wenn es nicht verächtlich werden soll, und ich habe ihn oft die ganze Bitterkeit seiner Laune über den schalen Spott gemüthloser Witzlinge ausschütten sehen, die keinen Unterschied zwischen den Gegenständen ihrer lustigen Einfälle zu machen wissen. Da mein Freund entschlossen scheint, mit dieser Klasse von witzigen Köpfen in offene Fehde zu treten, so habe ich eine vorläufige Erklärung nicht für überflüssig gehalten, damit Jeder, dem daran liegt, bei Zeiten inne werde, wessen er sich von uns zu versehen habe.

Ueber den Beruf zum Schriftsteller.

An die Freiin von Sorben.

Unser Freund West hat in einem Aufsatze, der an Sie gerichtet ist, gnädige Frau, einige Gedanken einfließen lassen, die mir von ungefähr entfallen sind. Ich habe keine Ursache, meine Einfälle zurück zu nehmen. Was mich Herr West sagen läßt, ist ziemlich genau meine Meinung. Ich lege kein Gewicht auf diese Mei-

nung; und welches Gewicht könnte auch das Urtheil eines Mannes haben, der seit beinahe sechzig Jahren alle Veränderungen der deutschen Literatur mit angesehen hat, ohne einen Einfluß auf sie zu nehmen, oder sich einen Namen in der literarischen Welt zu machen?

Ich bin indessen genannt; und da, was ich für mich und mit einem Freunde dachte, aufgehört hat, verborgen zu seyn, so wünsche ich, daß meine Gedanken ganz bekannt werden. Das Urtheil eines Einzelnen erhält durch die Oeffentlichkeit eine Art Interesse, besonders, wenn es von dem herrschenden Geschmacke abweicht. Vielleicht findet es Jemand der Mühe werth, der Meinung, die ich geäußert habe, zu widersprechen, oder sie wol gar zu widerlegen. So alt ich auch bin, gnädige Frau, so glaube ich doch die Fähigkeit, Belehrung anzunehmen, nicht verloren zu haben. Aber wer mich eines Besseren überzeugen soll, muß erst meinen Irrthum in seinem ganzen Umfange kennen lernen.

Ich liebe die Kunst, und ich habe die Muße eines unabhängigen Lebens durch keine anständigere Unterhaltung auszufüllen gewußt, als durch diejenige, welche mir die humanen Stu-

dien gewährten. Allein ich bin weder Dichter noch Schriftsteller. Wenn einige Anlagen zu dem letztern in mir waren, so habe ich wenigstens den Zeitpunkt versäumt, wo ich davon hätte Gebrauch machen können. Wie die Sachen jetzt sind, bin ich daher bloß Einer aus dem Publikum, und ich finde, wie die stille Gesellschaft überhaupt, in den Umständen der Zeit einen zufälligen Anlaß zum Schreiben, ohne mich eines Berufes dazu rühmen zu dürfen.

Wer zum Schriftsteller berufen ist, muß sich des Besitzes der Eigenschaften bewußt seyn, die den Redner auszeichnen, auf den Grad von Vollkommenheit erhöht, welche die Vorstellung eines Auditoriums zu erfordern scheint, zu dem alle Zeiten und Nationen gehören. Das Merkmahl der Vollendung ist wesentlich in dem Begriff des Schriftstellers. Ein Philosoph, ein Staatsmann, selbst der größte, verdient, ohne diese Vollendung seiner Werke, den Namen eines Schriftstellers noch nicht, und es gibt, eigentlich zu reden, keinen großen Schriftsteller, als den klassischen. Sogar den ersten Genies in der Dichtkunst, also in dem Gebiete der Darstellung selbst, wird in dieser Hinsicht der

Ehrentitel großer Schriftsteller streitig gemacht, wenn ihnen das klassische Verdienst mangelt.

Ich habe hier den Ausdruck Schriftsteller in der engsten und würdigsten Bedeutung genommen, nach welcher, in allen Jahrhunderten, nur sehr wenige Günstlinge der Natur und des Glückes auf diese Benennung Anspruch haben. Es gibt jedoch einen Beruf zur Schriftstellerei, der weniger selten ist. Dasselbe Maß von Talenten, wodurch jemand ein vorzüglicher Geschäftsmann wird, macht ihn auch fähig, ein guter Schriftsteller zu werden. Aber diese Art von Beruf ist, wie die Mittelmäßigkeit überhaupt, schon sehr von dem Zufall abhängig. Nach meinen Beobachtungen gründet sich der Beruf des Schriftstellers vom zweiten Range meistens auf einen Mangel in der Person. Damit sich Jemand zur Schriftstellerei ausschließend bestimme, muß er sich beinahe einer gewissen Untauglichkeit zu Geschäften bewußt seyn; denn es gehört in der That nicht viel Verstand dazu, um die Vorzüge eines geschäftigen Lebens vor dem spekulativen einzusehen, und um zu wissen, daß die Vortheile, welche die Schriftstellerei in

der Welt gibt, nur gering sind, und nicht anders seyn können. Die Neigung, die gewöhnlich schon frühe eine Richtung in uns erhält, thut dann das Uebrige. Wenn einmal ein Hang zum beschaulichen Leben da ist, so kommt die Unanstelligkeit und die Unlust zu den Geschäften von selbst. Man schränkt sich ein und entbehrt Vieles, um einer Neigung gemäß zu leben, deren sanfte Reize von einer leichten und schuldlosen Befriedigung begleitet werden.

Die Vollendung und das Bestreben nach dem klassischen Verdienst, sind auch für den Schriftsteller vom zweiten Range die unerläßliche Bedingung der öffentlichen Achtung, und dieß um so mehr, da er den innern Gehalt und Geist wahrhaft großer Autoren nicht zu erreichen vermag. Nicht viel, aber etwas Gutes zu schreiben, ist eine Aufgabe, die sich jeder Literator zur Amtspflicht machen muß. Die Obliegenheit seines Standes ist die Kultur seiner Zeitgenossen, und, sofern seine Werke auf die Nachwelt übergehen können, der künftigen Geschlechter. Nicht bloß Vergehungen gegen die Moralität und die Sitten, auch jeder Verstoß wider den guten Geschmack, und alle Fehler der Vernachlässigung

fallen dem Schriftsteller zur Last, und verdienen die strengste Ahndung der Kritik, ohne deren Wachsamkeit kaum je eine Literatur entstehen, gewiß keine sich erhalten wird.

Sie sehen, gnädige Frau, daß ich von einem Manne rede, der die Literatur als ein Geschäft (nicht als ein Gewerbe) treibt, und sich dadurch von dem Dilettanten und dem Stümper unterscheidet. Jeder Dilettant ist ein Stümper der Art nach; es wäre denn, daß er jenen Namen sich bloß aus Bescheidenheit beilegte. Wer mit den Künsten nur zu spielen gewohnt ist, bleibt unvermeidlich ein Pfuscher, was für Anlagen er auch von der Natur haben mag. Unter dieser Gattung von Menschen lernt man den falschen Beruf zur Schriftstellerei kennen, der so verschieden ist, als die Gemüthsart und die Lage der Personen, welche sich, ohne wahre Talente und ohne gelehrte Bildung, mit dem Schreiben befassen. Die Einbildung, Fähigkeiten zu haben, die man nicht besitzt, und das kindische Verlangen, sich auf einer, Jedem offen stehenden, Laufbahn zu zeigen, vertritt hier am häufigsten die Stelle des Berufes. Eine solche Anmaßung verdient schon an sich Tadel; sie wird aber vollends

der Gegenstand eines sehr gerechten Spottes, wenn sie, bei einigem Erfolg, in Hochmuth und Aufgeblasenheit ausartet. Der eingebildete Stümper, der unter einem Publikum ohne Geschmack, und bei Recensenten, die ihm gleichen, Beifall findet, trotzt auf seinen angemaßten Werth, und läßt nichts unversucht, für das Bessere, das schon da ist, oder noch neben ihm erscheinet, seine Fratzengestalten unterzuschieben.

Ich darf Ihnen nicht erst versichern, gnädige Frau, wie sehr ich der erklärte Feind dieses schriftstellerischen Volontär-Systems bin. So verächtlich das Buchmachen als Handwerk ist, so läßt sich doch Etwas für den Buchmacher von Profession anführen. Die Noth ist sein Beruf; den Stümper, der es aus Liebhaberei ist, entschuldigt gar nichts. Ein Mann von Verstand, der schreiben muß, um zu leben, ist zu beklagen; aber wenn er einen Begriff von der Bestimmung der Wissenschaften hat, so wird er jede Gelegenheit ergreifen, um einem solchen Stande der Erniedrigung zu entgehen. Sind Sie bei einem Scribenten zweifelhaft, ob ihn der Hunger, die Convenienz, oder die Eitelkeit zum Schreiben antreibt, so geben Sie nur Acht, wie

sich der Mann dabei geberdet. Ein Autor, der um Brot schreibt, und nicht aller Urtheilskraft ermangelt, ist gewiß sehr bescheiden. Ist ein Scribent vom Handwerk zugleich trotzig und aufgeblasen, dann ist es Zeit, ihn der Geißel des Satyrs zu überlassen; denn die Eitelkeit, die der Hunger nicht bezwingt, muß tief gewurzelt seyn.

Es gibt einen Beruf zum Schreiben, den ich den zufälligen nenne, und bei dem die Talente des Autors für die Darstellung in keine Betrachtung kommen. Die Sache, das Verhältniß des Schreibenden zu seinem Gegenstande oder zu dem Publikum, nicht sein besonderes Talent und seine Darstellungsgabe, machen in diesem Falle seinen Beruf zum Schreiben aus. Jeder Gelehrte, jeder Mann in Geschäften, selbst jeder Augenzeuge einer merkwürdigen Begebenheit, kann sehr gute, auch dem Publikum wichtige, Gründe haben, seine Gedanken und Erfahrungen öffentlich mitzutheilen. In diesem Falle fragt man nur, was, nicht wie etwas gesagt wird, und die Wahrheit der Sache, oder der Gehalt des Stoffes, nicht die Schönheit der Form ist es, was die Welt dabei interessirt.

Unsere Literatur befindet sich in einer Lage, in der jeder Mann, dem Wissenschaft und Kunst, und die Ehre seiner Nation am Herzen liegen, einen Beruf empfinden kann, seine Meinung über die Gefahr, welche der Kultur drohet, und über die Mittel, einer allgemeinen Verwilderung des Geschmackes vorzubeugen, laut werden zu lassen. Ich habe mehr als ein halbes Jahrhundert vorbeigehen sehen, und bin Zeuge der erfreulichsten, wie mancher niederschlagenden, Erscheinungen in der deutschen Literatur gewesen; aber eine Epoche, wie die jetzige, sah ich vorher nie. Ein Haufen unreifer Knaben und gemeiner Handwerker scheint sich der höchsten Gewalt in der Gelehrten-Republik bemächtigen zu wollen. Der Wahnwitz trägt den Blinden die Fackel der Kritik vor, und in Bierschenken entscheiden Betrunkene die Rangstreitigkeiten des Bettelstolzes. Ein zweifelhaftes Talent entsteht, vielleicht fähig, ein guter Versificateur, ein trefflicher Uebersetzer zu werden; der Geist der neuen Aesthetik kommt über ihn, und über Nacht wird der junge Mensch ein Genie vom ersten Range, das höchstens noch die Autorität des Aristophanes und Calderon über sich

erkennt. Da ist ein Mann, kaum gelehrt genug, um Schreiber bei einem Advokaten zu werden; aber weil er sich eben fühlt, versucht er es mit einem kritischen Journale, und bietet, wie Midas, dem Verdienste seine Krone an. Ein trockener Reimer, unfähig, einen eigenen Gedanken zu haben, plündert einen Schriftsteller, der in allen Händen ist, und stellt sich an, als ob er die dramatische Dichtkunst mit einer neuen Gattung bereichert hätte. Dort setzt ein Dichter, dem ein bescheidener Fleiß das Lob eines guten Schriftstellers erwerben könnte, sich selbst den Lorber auf, und stolzirt am hellen Morgen mit dem Siegel auf der heitern Stirn einher, das nicht die Kunst, sondern seine Einbildung ihr aufgedrückt hat. Anonyme Korrespondenten halten in den literarischen Klatschbuden heimlich Gericht über ihres Gleichen, und während sie sich selbst Weihrauch streuen, beschmutzen sie unbekannte Namen mit der Asa foetida der üblen Nachrede.

Die Indignation wird in solchen Umständen die Muse, die einen sonst ruhigen Beobachter zum Schreiben und zur Satyre begeistert. Ich

gestehe, daß ich und meine Freunde keinen anderen Beruf zur Schriftstellerei haben, als den Unwillen, den uns die Unfähigkeit und die Anmaßung der unberufenen Schriftsteller des Zeitalters einflößen. Keine Stimme von Ansehen läßt sich vernehmen, um dem Muthwillen und Aberwitz des literarischen Pöbels Einhalt zu thun. Wenn die natürlichen Vorsteher und Richter des Volkes das Gemeinwesen und ihre angeborene Stelle verlassen, und sich dagegen Knechte und Schergen zu Gericht setzen, so ist es nöthig, daß aus der Mitte des Privatstandes Männer hervortreten, die sich des Willens und der Kraft bewußt sind, die öffentliche Ordnung gegen die Angriffe kleiner Tyrannen aufrecht zu erhalten. Die zufällige Verpflichtung solcher Männer hört in dem Augenblick auf, in dem eine rechtmäßige Autorität hergestellt ist. Auf gleiche Weise werden die Mitglieder der stillen Gesellschaft sich, vergnügt und ruhig, in ihre gewohnte Einsamkeit zurück ziehen, so bald bessere Köpfe sich des verfallenden Geschmackes annehmen, oder die elenden Skribenten, die sie zu vertreiben entschlossen sind, irgend eine ehrliche

Hantirung ergreifen, welche sie, gegen ihre Natur und den Willen der Götter, mit der Kunst zu schreiben vertauscht haben.

Friedrich Ernst.

Der Klatscher in den Theatern von Wien.

In der Vorstellung des Trauerspieles Tankred, welche am vorigen Dienstag im Hoftheater Statt fand, bemerkte ich, da das Haus eben nicht voll war, auf einer der vorderen Bänke einen ältlichen Mann, der mit dem Schauspiele aufmerksam beschäftigt schien, aber sich öfters unmuthig umsah, als ob er durch Etwas gestört würde. Ich glaubte die feinen Gesichtszüge des alten Herrn schon ein Mal gesehen zu haben, und erinnerte mich endlich, daß es der unbekannte Freund des Fräuleins von Barnhelm war. Jetzt wurde mir auch deutlich, was ihn beunruhigte. Es waren die lauten Beifallsbezeigungen eines anderen Zuschauers, der, wenige Schritte hinter ihm, in der Mitte des Parterre stand. Mich hatten diese Beifallsbezeigungen nicht geirrt; ich war sie von dem Manne gewohnt, dessen Ge-

stalt und Benehmen ich seit Jahren kenne. Der zunehmende Unmuth des alten Herrn machte mich lächeln; die joviale Unbefangenheit seines Nachbars verrieth nicht auf die entfernteste Weise, daß er die Ursache davon seyn könnte. Der Klatscher — denn so wollen wir der Kürze wegen den ehrlichen Mann nennen — dachte an nichts, als an Demoiselle Jagemann und an die Ehre der Gastfreundschaft, welche er gegen die schöne Fremde zu behaupten für seine Pflicht hielt.

Wer, so wie ich, die Theater häufig besucht, muß diese merkwürdige Person oft gesehen haben. Es ist eine Figur von ansehnlicher Länge, dabei ziemlich voll und rund, die, wenn sie aufrecht steht, über alle anderen Zuseher empor ragt. Die breiten Schultern und kräftigen Arme des Ehrenmannes machen ihm überall Raum, und vermehren den Respekt, den schon seine Länge den Umstehenden einflößt. Der Klatscher hat den Vortheil, seine gewichtigen Hände leicht frei machen und, auch bei gedrängt vollen Häusern, über den Köpfen der anderen Zuschauer mit desto mehr Nachdruck gebrauchen zu können. Dieses Vortheiles bedient er sich denn, seit funf-

zehn Jahren und darüber, in allen Theatern Wiens, mit dem glücklichsten Erfolge. Er bringt seine Amtsstunden, wie er die Theaterzeit nennt, regelmäßig in einem oder dem anderen Schauspielhause zu, und wenn es nöthig ist, sieht man ihn wol auch an Einem Abend in drei oder vier Theatern nach einander erscheinen, überall gleich thätig, die Talente aufzumuntern und das Schicksal neuer Bühnenstücke entscheiden zu helfen.

Man muß dem Klatscher die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen Beifall mit der größten Unparteilichkeit ausspendet, so zwar, daß er selbst zwischen dem Guten und Schlechten keinen merklichen Unterschied macht. Beinahe Alles, was aufgeführt wird, gefällt ihm; er liebt alle Gattungen von Spektakeln, und ist besonders für das Neue enthusiastisch eingenommen. Zuweilen scheint er der Oper, zuweilen dem Ballette den Vorzug zu geben; aber er verschmäht auch die Tragödie nicht, und einige unserer Heldenspieler sind seine erklärten Günstlinge. Obgleich Wiener mit Leib und Seele, weiß er doch fremde Talente zu schätzen; alle Theatergäste können auf die bereitwillige Unterstützung seiner Hände und Lungenflügel rechnen. Man

sagt, daß er einige Schwäche für hübsche Mädchen und Frauen habe; wenigstens schien er schon manchmal einen schlanken Wuchs und ein Paar sprechende Augen für einen vollgültigen Beruf zur Schauspielkunst zu halten. Uebrigens machen ihm die Aeußerungen seines Wohlbehagens an theatralischen Vorstellungen selbst das größte Vergnügen: das Klatschen und Bravo-Rufen sind für ihn wohlthätige Erleichterungen der Natur, und er würde sich gar nicht gesund fühlen, wenn seine Lebenskräfte dieser heilsamen Motion entbehren müßten.

Wer diese Umstände und den gutmüthigen Charakter des Klatschers kennt, verzeiht ihm die Unarten, zu welchen seine unbedachtsame Lebhaftigkeit ihn zuweilen hinreißt. Obwol er sich auf sein Urtheil eben nicht viel einbildet, glaubt er es doch frei aussprechen zu dürfen, und er kann es durchaus nicht leiden, wenn er darin gestört, oder wol gar absichtlich geneckt wird. Ein muthwilliges Zischen, Pochen oder Lachen, wodurch man seine Beifallsbezeigungen unterbricht, kann den guten Mann bitterböse, ja, nach Umständen, ganz toll machen. Er wird dann immer hitziger in der Behauptung seiner

Meinung, und hört nicht eher auf, bis entweder er oder seine Gegner aus dem Felde geschlagen sind. Sein Haupt-Antagonist in dieser Art von Kämpfern ist ein kleines, hageres Männchen, das man ebenfalls häufig in den Theatern sieht, und welches wir den Zischer nennen wollen. Wo sich dieses leibhafte Bild des Neides und der üblen Laune in der Nähe des Klatschers zeigt, kann man auf einen solchen Kampf gefaßt seyn, der für gleichgültige Zuschauer mitunter ergetzlicher, als das Schauspiel auf der Bühne ist, aber zuweilen auch ruhige Leute um ihre Unterhaltung bringt und sie aus dem Hause vertreibt.

Bei der erwähnten Vorstellung des Tankred hatte der Klatscher bis in die Mitte des zweiten Aktes sein altes Theaterrecht unbestritten ausgeübt. Der Empfang der schönen Amenaide war glänzend, und auch in ihrer zweiten Scene wurden die Bemühungen des Klatschers von einem Theile des Publikums willig unterstützt. Er war höchstens dem feineren Kenner durch einige, zur Unzeit angebrachte Bravo's, und hin und wieder durch den allzu nachdrücklichen Gebrauch seiner Hände, etwas beschwerlich gefallen. Der

alte Freund des Fräuleins von Barnhelm schien nach und nach mit seiner Weise bekannt zu werden, und nicht mehr viel darauf zu achten. Doch in der Hauptscene des Orbassan ließen sich zuerst einige Zischlaute seines Gegners vernehmen, und nun fingen die verstärkten, theilweise unangenehm bekämpften Beifallsbezeigungen des Klatschers an, wirklich störend zu werden. Tankred's Auftritt erhöhte seinen Muth und seinen Eifer; der Beifall ward immer stürmischer, und von den schönen Worten des Helden konnte kaum mehr die Hälfte gehört werden. Der Sieg des Klatschers schien vollkommen; aber der alte Herr, der während des dritten Aufzuges oft, bald ernsthaft, bald mit ironischem Lächeln zurückgesehen hatte, stand beim Schlusse des Aktes auf und verließ das Haus, zur großen Verwunderung des Klatschers, welcher ihn bemerkt und ganz einstimmig mit seiner Meinung geglaubt hatte.

Mein Freund Brink war kurz vorher in das Parterre gekommen, und hatte dieses Intermezzo des Klatschers mit angesehen. Er steht mit dem Manne ziemlich gut, und war schon vor einiger Zeit auf den drolligen Einfall gerathen, daß es für die Zwecke der stillen Ge-

sellschaft sehr zuträglich seyn würde, eine engere Verbindung mit diesem lauten Individuum zu schließen. Sein Plan, versicherte er mir jetzt, sey eben reif geworden, und der Zeitpunkt zur Eröffnung der Unterhandlungen könne gar nicht günstiger seyn. Ohne sich an meine Einwendungen zu kehren, ging er auf den Klatscher zu, nahm ihn vertraulich unter den Arm, und führte ihn an mir vorbei, um mit ihm, ich weiß nicht wohin zu gehen. Zu meinem Erstaunen kehrte der Klatscher an diesem Abende nicht mehr in das Theater zurück; ein Umstand, welcher der übrigen Vorstellung zwar etwas von dem rauschend-glänzenden Beifall benahm, den seine Gegenwart ihr hätte verschaffen können, aber die Gastspielerin (Demoiselle Jagemann) nicht hinderte, ihr schönes Talent mit alle dem Anstand und der ruhigen Würde zu entwickeln, worin dessen eigentlicher Vorzug besteht.

13

Dramaturgische Briefe.

Zweiter Brief.

Freuen Sie sich mit mir, liebe Freundin! Der Verfasser des Regulus und der Polyxena hat sich des deutschen Lustspieles angenommen. Auch »er ist einverstanden, daß Lustspiele nun »das größte Bedürfniß unserer Schaubühne sind.« Er geht noch weiter, und behauptet, »daß ohne »feine Lustspiele die deutsche Schauspielkunst »bald ihrem Untergange nahe seyn werde.« — Ja, er fürchtet sogar, »das tragische Theater werde »aus Mangel eines — komischen sterben.«

Was sagen Sie dazu? Der Ausdruck könnte glücklicher seyn; aber macht nicht dieß Geständniß dem tragischen Dichter Ehre? — Daß ein Mann, der den Kothurn mit so vieler Würde trägt, zugleich so viele Achtung für den niedrigeren Sokkus zeigt, daß sich seine Vorsorge auf eine Gattung erstreckt, worin zu glänzen er vielleicht weniger Hoffnung hat; daß er sogar die

Abhängigkeit der tragischen Bühne von der komischen eingesteht, Er, der sich berufen fühlen könnte, das deutsche Theater durch die hohe Tragödie allein aufrecht zu erhalten: — gewiß, das ist sehr bescheiden und löblich gedacht, und eine Erscheinung, welche in unserer Zeit unter die Seltenheiten gehört.

Doch ich schreibe vielleicht der Bescheidenheit des Herrn Verfassers zu, was ich auf eine andere Rechnung setzen sollte. So gar bescheiden muß ein Mann, wie Er, eben auch nicht seyn. Ohnehin ist er nur damit einverstanden, »daß »Lustspiele nun das größte Bedürfniß unserer »Bühne seyen.« — Verstehen Sie dieses nun, liebe Freundin? Ich will es Ihnen erklären. — Nun, da wir endlich Trauerspiele haben — wir haben den Regulus, wie Sie wissen, den Coriolan, die Polyxena, Balboa, Bianca della Porta — nun sind Lustspiele das größte Bedürfniß der Bühne. Ein größeres Bedürfniß ist erfüllt; das größte nach ihm kommt an die Reihe. Die hohe Tragödie ist da, die hohe Komödie — der Verfasser nennt sie auch die feine — steht zu erwarten.

Und von wem wäre es natürlicher, das

feine Lustspiel zu erwarten, als von dem Manne, dem wir bereits die meisten hohen Trauerspiele verdanken? Ich sage, die meisten. Denn obgleich Schiller ein paar Tragödien mehr geschrieben hat, so gehören doch nicht alle zur hohen Gattung, und fast keines ist, wenigstens bei uns, aufführbar. Die höhere Komödie fehlt uns noch ganz. Diesem Bedürfniß muß abgeholfen werden. Hr. v. Collin ist der Mann dazu, und sein Selbstbewußtseyn — ein ganz anderes Ding, als die Bescheidenheit! — mahnt ihn, es zu beweisen. Er hat uns vorläufig mit seinen Gedanken über das feinere Lustspiel beschenkt *). Wie man hört, ist er im Begriffe, unser Theater nächstens mit einem Lustspiele zu bereichern, das zu diesen seinen Gedanken passen wird.

Der Grund zwar, aus welchem unser Dichter das Bedürfniß des deutschen Lustspieles für so dringend hält, ist mir nicht völlig einleuchtend. Er sagt: »Der größere Theil unserer »Schauspieler ist mit den Dichtern zu dem nach-

*) Ueber das Bedürfniß der deutschen Schaubühne an feineren Lustspielen. Morgenblatt Nro. 67 und 68.

»lässigen Sokkus verwöhnt. Man kann die »Künstler an den Fingern zählen, die mit »Würde, wie in jenen alten Tagen, die »Bürde des Kothurns ertragen. Unter die- »sen sind wieder die Meisten im Alter sehr »vorgerückt. So werden hohe Trauerspiele, »aus Mangel tragischer Schauspieler, »dem deutschen Publikum bald ganz ungenieß- »bar werden.«

»Wie nun?« fragen Sie, »ist das der Grund, warum Hr. v. Collin es für nöthig hält, sich des Lustspieles anzunehmen? Daß die guten tragischen Schauspieler nach und nach alt werden, ist nichts Besonderes; die komischen werden es nicht minder. Aber was hat das Altwerden der Schauspieler, und der tragischen namentlich, mit dem Bedürfnisse der deutschen Schaubühne an feineren Lustspielen gemein?« — Geduld, Madame! Sie werden es gleich hören.

Hr. v. Collin fährt fort: »Wie aber ist zu »helfen? Dadurch, daß man dem Lustspiele seine »alten Rechte auf der Bühne gewähret; aber »dem eigentlichen, dem poetischen, dessen Dar- »stellung eben so viel Kunstaufwand, als die »Darstellung des Trauerspieles erheischt.« —

»Vers und Reim kehre in das Lustspiel zurück.« — »Denn so lange unsere jungen Schauspieler »durch das höhere Lustspiel nicht gezwungen »werden, Anstand, Würde, Feinheit, höheren »Vortrag sich eigen zu machen, so lange wird »sich auch die Schauspielkunst nicht heben, son»dern immer mehr verschlimmern, und das tra»gische Theater wird aus Mangel — eines ko»mischen sterben.«

Da haben Sie nun die Schlußfolge des Hrn. Verfassers in ihrem Zusammenhange. Das hohe Trauerspiel soll dargestellt werden. Dazu gehören Schauspieler, die sich Anstand, Würde, Feinheit, höheren Vortrag eigen gemacht haben. Um sich dieß alles eigen zu machen, brauchen die Schauspieler Vorübungen. Die besten Vorübungen dieser Art verschafft ihnen das feinere Lustspiel. Also sind feine Lustspiele das große Bedürfniß der Bühne, und wir müssen Komödien schreiben: aber eigentliche, d. h. poetische, d. h. Komödien in Reimen.

Diese Gedanken sind sehr deutlich. Wären sie nur auch ganz richtig; und, soferne sie dieß sind, wären sie nur nicht so gar gemein! Das

tragische Theater muß ein sehr schwaches Leben haben, das aus Mangel — eines komischen stirbt. Was für eine Tragödie ist das, deren Schicksal ganz oder größeren Theils von der mimischen Kunst abhängt? Wo und wann hat sich das eigentlich tragische Talent des Mimen in dem Lustspiele gebildet? Und dann! Welche Bestimmung der hohen Komödie ist es, der Darstellung des Trauerspieles zur Vorübung zu dienen? Zur Vorübung; denn das ist doch offenbar die Meinung des Hrn. Verfassers. — Wahrhaftig, wenn Hr. v. Collin die komische Kraft seiner Lustspiele aus der nüchternen Betrachtung schöpft, daß es den jungen tragischen Schauspielern an anständigen Exercitien mangelt, so bin ich nicht begierig, seine Komödie kennen zu lernen. Thalia wird es ihm schwerlich verzeihen, daß er sie zur Zofe ihrer Schwester herabwürdigen will; und Komus ist zu etwas Anderem gut, als den Tanzmeister der tragischen Muse zu machen.

Die Komödie, die der Hr. Verfasser eigentlich meint, heißt ihm bald die hohe, bald die feine, bald die poetische. Ist diese Vielfältigkeit des Ausdruckes ein Zeichen von dem Reich-

thume seiner Sprache, oder von der Dürftigkeit seines Begriffes? Das Feine ist bei Weitem nicht immer auch das Hohe, und poetisch, dem Geiste nach, sollte wol selbst das Niedrigkomische seyn. Die Geschichte der Literatur und des Theaters ist nicht Hrn. v. Collins Fach; seine Beispiele sind durchaus unglücklich gewählt. Göthe's anmuthige Tändelei: Die Mitschuldigen, gehört weder der Handlung, noch den Charakteren, noch der Manier nach, zum Hochkomischen, und die Abgeschliffenheit der Sitten ist es wahrlich nicht, was den besten Stücken der Franzosen — des Molière und Regnard seinen — ihre komische Stärke gibt.

Hr. v. Collin will das deutsche Lustspiel in Reimen geschrieben haben. Sehr gut! Ich möchte selbst einmal eine deutsche Metromanie in Alexandrinern, die Philosophen oder einen ähnlichen Gegenstand, in einer, dem Genius der deutschen Sprache angemessenen, Versart sehen. Aber zuvor wünschte ich, daß der große Geschmack und der wahre Geist des Komischen unter den Deutschen erwachte. Gereimte Lustspiele können wir bis zur nächsten Messe genug haben: ob ein Misanthrop, ein Tartüffe darun-

ter seyn werde, ist sehr zweifelhaft. Das Trauerspiel wenigstens hat nicht viel dabei gewonnen, daß die Sylbenmaße und die äußeren Formen der Griechen unseren jungen Schriftstellern geläufiger geworden sind. An Bombast und phantastischen Mißgestalten sind wir reicher geworden; nicht an Gefühl, nicht an Geist, noch an tragischer Wirkung.

Unser Verfasser spricht sehr viel von der Feinheit, dem Anstande, der Würde der Komödie, welche einführen zu wollen er sich das Ansehen gibt. Das feine Lustspiel in Ehren! Aber glauben Sie nicht, daß unserer Komödie die Lustigkeit noch nöthiger wäre, als der Anstand und die Feinheit? Hätten wir nur erst Lustspiele, worin Leute von Verstand lachen können! Mit der Feinheit, denke ich, würde es sich wol geben. Das wenigstens ist meine Meinung; und wenn ich nicht irre, so war es auch Lessing's Meinung.

Lessing's? Nun ja! Lessing ist auch der Mann, auf den ich mich berufen sollte. Lesen Sie einmal, was Hr. v. Collin von diesem Schriftsteller sagt. Der arme Lessing! — Doch das verdient einen zweiten Brief. Ich will Sie indeß

rathen lassen, was der Verfasser des Regulus von dem Verfasser Nathans des Weisen Merkwürdiges gesagt haben kann.

Dritter Brief.

Nun, Madame? Was haben Sie herausgebracht? — Sie können es nicht errathen? — Ich glaube es gern. Auch ich würde es nicht errathen haben. — So hören Sie denn!

Hr. v. Collin erzählt die Geschichte des deutschen Theaters. Er nimmt drei Epochen an, die vorüber gegangen sind. Die vierte — die, man weiß nicht recht, zum Theil schon angefangen hat, zum Theil erst erscheinen soll, — und alle folgenden, nennt er die höheren Epochen.

»Als die deutsche Bühne sich nach der französischen bildete,« erzählt Hr. v. Collin, gab »es nur zwei Gattungen des Schauspieles: »Lustspiele und Trauerspiele. Die Lust»spiele, so wie auch die, späterhin gleichfalls »aus dem Französischen genommenen, wenigen Dramen« (da hätten wir doch auch schon die

dritte Gattung) »zeichneten sich durch eine be-
»sondere Feinheit und Zartheit aus, und konn-
»ten daher auch nur bei einer feinen und zar-
»ten Darstellung gefallen.« —

»Die Einführung Shakspeare's gründete die »zweite Epoche. — Die Künstler gefielen sich in »diesen Darstellungen; — das Erhabene der »Shakspeare'schen Gattung schloß das feine, »zarte, schöne Spiel nicht aus, das sie ihren »frühern Uebungen zu verdanken hatten. Auch »erhielten sich jene französischen Lustspiele und »Dramen, und ihre Nachbildungen, recht nach- »barlich und gut in dieser Epoche auf dem Schau- »platze.« Gegen diese ganze Darstellung läßt sich Vieles einwenden. Wir wollen indessen den Verfasser weiter hören.

»Leider aber bahnte diese Anglisirung der »Bühne der dritten Epoche, jener nämlich, der »Natürlichkeit, oder vielmehr Gemeinheit, »den Weg. Ein großer Mann gab zu diesem »Uebergange« — zur Gemeinheit — »Veran- »lassung: Lessing.«

Habe ich auch recht geschrieben? Ja doch! — Und damit Niemand über den Sinn seiner Worte einen Zweifel habe, setzt der Hr. Verfas-

ser dann gleich hinzu: »Er« — Lessing — »zog »die Sprache zu einer Natürlichkeit herab, »bei welcher sie keinen Anspruch mehr machen »konnte, Organ der Poesie zu seyn.«

Sehen Sie, liebe Freundin, dieß that Lessing! Ein großer Mann freilich, — wie es denn allerlei große Männer gibt: — aber leider der ärgste Geschmacks- und Sprachverderber, mit dem Deutschland jemals gestraft wurde! Er hat die unselige Gemeinheit auf unsere Bühne gebracht; er hat die Sprache herabgezogen, daß sie keinen Anspruch mehr machen konnte, Organ der Poesie zu seyn. Nicht Shakspeare, nicht das weinerliche Drama, nicht die Anglomanie, — denn das alles war schon da, und vertrug sich recht nachbarlich und gut mit dem feinen, zarten, schönen Geschmack, der vor Lessing auf der deutschen Bühne herrschte; — Lessing allein ist Schuld, daß Feinheit, Zartheit, Würde, Anstand von unserem Theater verschwunden sind, und — wenn sich nicht Männer, wie der Verfasser der Polyrena, der Sache annehmen — schwerlich wieder darauf zurückkehren werden.

»Aber wie, um aller Welt willen!« — höre

ich Sie ausrufen — »wie kommt Lessing dazu, dieß Alles verschuldet zu haben? Wo hat er der Gemeinheit das Wort geredet? Auf welche Weise hat er die Sprache herabgezogen? — Durch sein Beispiel, oder durch seine Lehre?« — Das mag Hr. v. Collin wissen, liebe Freundin; ich weiß es nicht. Miß Sara, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, stellen keine ganz gemeine Naturen dar; auch die Sprache ist noch erträglich. Die Literaturbriefe, die Dramaturgie, Diderot's Theater, sind in ziemlich reinem, sogar edlem Deutsch geschrieben. Die Schönheiten Shakspeare's, das unerreichbare Verdienst der Griechen sind darin entwickelt, das ernsthafte Drama wird darin empfohlen: aber dieß Alles war, nach Hrn. v. Collin's Meinung, sogar schon vor Lessing da, und darin zeigt sich noch keine Neigung zum Gemeinen. Lessing schrieb seine Trauerspiele in Prosa; die Sprache dieser Trauerspiele scheint den Gegenständen angemessen. In keiner höheren Sprache wurden Clavigo, Julius von Tarent, Egmont, Ugolino, Fiesko gedichtet. Die Sprache des Götz von Berlichingen, der Räuber, ist noch um einige Grade natürlicher. Und diese Sprache

sollte keinen Anspruch machen können, Organ der Poesie zu seyn? Spricht sich in den genannten Werken die Poesie nicht aus? — Ich dächte, in einem Paar davon wäre Poesie genug, um zwanzig hohe Tragödien von der neuesten Mache damit auszustatten.

Wollen Sie hören, wie es, nach Hrn. v. Collin's Vorstellung, in dem Kopfe eines großen Mannes aussieht? — Es ist eine merkwürdige Stelle, und die seltsamste Charakteristik Lessing's, die mir bis jetzt vorgekommen ist. — »Scharfsinn,« sagt Hr. v. Collin, »war die vordrin»gende Kraft seines Kopfes; Kampflust die ihr »entsprechende Eigenheit seines Gemüthes. An »dem unmäßig Bewunderten, Mängel, an dem »ungerecht Verachteten, Vorzüge aufzudecken, und »so mit dem Zeitalter in die Schranken zu tre»ten: das war seine Sache.« — Ein sehr zweideutiges Lob, welches verdienen zu wollen, sich Lessing wol nie beifallen ließ! Der Streit erscheint oft im Gefolge des Scharfsinnes; aber die Streitlust muß nicht die Führerin der Scharfsicht seyn. Es ist eine elende Sagacität, die darauf ausgeht, Mängel aufzudecken. Die Urtheile eines scharfsinnigen Mannes stoßen häu-

sig gegen die platten Meinungen seiner Zeitgenossen an, und der Kampf wird dann nicht von ihm, sondern von den beschränkten Köpfen erregt, die sich in dem Besitz ihrer eingebildeten Weisheit und ihres eitlen Ruhmes nicht stören lassen wollen.

»Fand sein Scharfsinn,« fährt Hr. v. Collin fort, »an der Enthüllung französischer Blöße »gleich eine zu leichte Arbeit, so war ihm doch »an der Ausstellung Shakspeare'schen Reichthu»mes eine große und freudige gegeben. Verglei»chung war der Weg, den er bei seinem Stu»dium einschlug; hieraus erklärt sich von selbst, »daß er in Shakspeare am meisten suchte, be»wunderte, pries, was er bei den Franzosen »entbehrte.« — Wer der Vergleichung nöthig hat, dächte ich, und vollends der Vergleichung mit den Franzosen, um Shakspeare's Genie kennen, bewundern und preisen zu lernen, thäte eben so gut, den Shakspeare ungelesen zu lassen. Wer bei dem einen Autor sucht, was er bei dem andern entbehrt, gibt einen Beweis von seiner Einseitigkeit, aber nicht von seinem Scharfsinn. — Doch ich will die Gedankenreihe des Verfassers nicht zu sehr unterbrechen.

»Er drang folglich im Drama,« sagt Hr. v. Collin weiter, »auf wahren, natürlichen Aus»druck der Leidenschaften, vollständige Darstel»lung der Charaktere, durchgängige Begründung »und innere Wahrheit der Handlung.« (Wie nun? Hatte er nicht Ursache, darauf zu dringen?) »Weil Würde, Feierlichkeit, Anstand der »Franzosen zu falschem Flitter, Bombast und »kalten Hofton verleiteten,« (also doch wirklich verleiteten;) »ging er auf der an»dern Seite wieder zu weit, und zog die Spra»che zu einer Natürlichkeit herab, bei welcher »sie keinen Anspruch mehr machen konnte, Or»gan der Poesie zu seyn.«

»Lessing starb auf halbem Wege.« (Das ist Schade! Aber wohl dem, der an dem vermeinten Ziele so weit ist, als Lessing auf halbem Wege war!) »Hätte er den Kreis seiner Unter»suchungen vollenden können, er wäre zurück ge»kommen.« — Zurück gekommen? Auf was? wozu? — Auf die französische Blöße? zu dem falschen Flitter, Bombast und kalten Hofton der Franzosen? — Doch wol nicht. — Sie sehen, Hr. v. Collin hat sich versprochen; er wollte sagen: Lessing wäre wei-

ter gekommen. Und wie weit denn? wohin denn? — Dahin vermuthlich, wo jetzt der Verfasser des Regulus ist. Ja freilich! Aber ich denke, deßhalb steht Lessing nicht aus seinem Grabe auf. — »Es »ist leichter,« bemerkt der Verfasser überaus reif und richtig, »sich die gewonnenen Schätze eines »Genies, als seine Kraft, anzueignen. Darum »schritt man nicht vorwärts, wie Lessing gethan »haben würde, wenn ihn nicht andere Beschäf- »tigungen und ein zu früher Tod abgehalten »hätten. Wer Kraft in sich fühlte, wandelte »dem Verklärten in seinen leuchtenden Fußtapfen »nach, froh, durch ihn einen höheren Stand- »punkt gewonnen zu haben, bis es einigen Ge- »nies vorbehalten war, höhere Flüge zu »ahnen, zu wagen, und anderen, sie zu be- »rechnen.«

Was Hr. v. Collin damit sagen wollte, daß Lessing vorwärts gegangen seyn würde, wenn er länger gelebt hätte, ist nicht leicht zu errathen. Als Dichter schreitet Niemand mehr vorwärts, der das Alter erreicht hat, in welchem Lessing starb; als Kunstrichter ist es nicht möglich, weiter zu gehen, wenn man, wie Lessing, alle Vorurtheile abgelegt hat, und mit den größ-

ten Genies des Alterthumes und der neuern Zeit vertraut geworden ist. Die praktische Kunst hat nach Lessing's Tode in Deutschland Fortschritte gemacht, die Kritik schwerlich. Lessing lernte noch Göthe'n kennen, und bewunderte ihn; man muß beklagen, daß ihm die Freude nicht vergönnt war, Schiller'n in seiner Reife zu sehen. Aber so groß diese beiden dramatischen Genies — die einzigen, die man nach Lessing nennen sollte — auch sind, so haben sie doch nichts Vollkommeneres hervorgebracht, als die Griechen und Engländer, als die größten Schriftsteller anderer Nationen. Lessing's Begriff von der Kunst konnte also, durch die Erscheinung und durch die Werke dieser zwei neueren Genies nicht erweitert werden. Die Formen, worin einige ihrer Dramen gedichtet sind, konnten ihm nichts Neues seyn; und wären sie ihm auch neu gewesen, so konnten sie wenigstens keinen Einfluß auf die ihm eigene Form und Dichtart haben. Höhere Flüge als Lessing zu ahnen, möchte schwer seyn, denn er kannte die höchsten, die der menschliche Geist zu machen versucht hat. Selbst höhere zu wagen, als seine Natur ihm gestattete, war Lessing

zu klug, zu bescheiden, zu selbstständig. Berechnet aber hat den Flug des Genies nach ihm Niemand, der als Kunstrichter eine Vergleichung mit ihm aushalten könnte.

Ich bin ziemlich ernsthaft geworden, meine liebe Freundin, und in der That muß man ernsthaft werden, wenn man sieht, daß ein Mann von Anlagen durch den zweideutigen Beifall, den seine ersten Versuche erhielten, sich verleiten läßt, die Kunst, die Meister derselben, und sich selbst so sehr zu verkennen, als bei unserem Dichter der Fall ist. Hätten Sie vermuthet, daß ein Aufsatz, wie der vorliegende, einen Schriftsteller zum Verfasser haben könne, der auf einigen Ruhm Anspruch macht, wenn dieser Schriftsteller nicht die unbegreifliche Zuversicht gehabt hätte, sich unter einem solchen Aufsatze zu nennen? — Man kann ein gutes Schauspiel machen, ohne ein gelehrter Kenner der dramatischen Kunst zu seyn; aber Niemand kann über Dinge urtheilen, die ihm historisch fremd sind, und sich zu seinem Urtheile bekennen, ohne seine Unterscheidungskraft und seine Bescheidenheit zugleich in Verdacht zu bringen.

Bei ein paar anderen Gelegenheiten scheint

die Bescheidenheit des Hrn. v. C. noch mehr in's Gedränge zu kommen. Lesen Sie, wenn Sie können, ebenfalls im Morgenblatte (Nro. 35.), die poetische Rhapsodie: Künstler-Gefühle; und (Nro. 49.) die Parabel: Der Kunstrichter, — beide von demselben Verfasser. In der ersten finden sich folgende Stellen:

Mir hat die Kunst
Der Menschheit strahlendes Siegel
Auf die heitere Stirne gedrückt;
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich schützend gefaßt.
— — — — — — — —
Bilder, wie sie selig die Geweiheten
Ersah'n in den beglücktesten Stunden,
Ha, sie wogen vor mir,
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz; und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!?

Wie gefällt Ihnen das? Darin ist doch Poesie? — Kennen Sie Etwas von gleicher Stärke in unseren ersten Dichtern? Und Hr. v. Collin sollte sich nicht über unsere ersten Dichter erheben! — Am Ende scheint sich der Hr. Verfasser zu besinnen. Er ruft aus:

»O, wie haſſ' ich das Licht! — — —
Verſchwunden! Verſchwunden! —
War es ein luftiges Bild,
Das mich zum Gott erhob?«

Doch er ermannt ſich wieder, und ſchließt mit den Worten:

»Ich that's! ich that's!
Groß iſt der Menſch!
Sey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!«

Die Parabel belehrt den Kunſtrichter, wie er ſich gegen den Hrn. Verfaſſer zu betragen habe. Er ſoll ihm auf ſeinem Wege zum Heiligthume zurufen: Schau auf das, was hinter dir liegt! — Der Dichter ſchaut, und ſtrebt mit neuer Kraft weiter hinauf. — Nun glaubt er bis zu den Vorgebäuden gedrungen zu ſeyn. — Die, welche ihm ſagen: »Der Vorhof des Heiligthums iſt nicht das Heiligthum ſelbſt,« ſchilt der Dichter neidiſche Buben. Sein Kunſtrichter fährt ſie an: »Ihr Kleinherzigen und Thoren! wißt »Ihr nicht, daß es noch keinem Sterbli»chen vergönnt war, in das Allerheiligſte »zu dringen?«

O, mein Herr! Ihr Kunstrichter weiß nicht, was er will. Es ist nicht von dem Allerheiligsten die Rede, nicht einmal von dem Vorhofe des Heiligthums. Sie folgen einer falschen Spur. Das kommt vom Zurücksehen. Steigen Sie von Ihrer Höhe herab! — Sie sind gar nicht auf dem rechten Berge! —

14.

Es hat meinem Freunde Thomas beliebt, mir in einem Billet anzuzeigen, daß er auf das Land gehe, und daß er es mir überlasse, die Herausgabe des heutigen Sonntagsblattes zu besorgen. Ich hätte große Lust, ihn stecken zu lassen, denn er weiß, daß ich kein Freund von unerbetenen Aufträgen bin. Aber Ernst und Solms, die zugleich mit mir in seiner Wohnung sind, wollen behaupten, unsere Händel gingen die Lesewelt nichts an, und wir hätten uns gegen sie solidarisch verpflichtet, ihr jeden Sonntag eine kleine Ergetzlichkeit zu machen. Das mag wahr seyn; nur ist es ein wenig schwer, ergetzlich zu seyn, wenn man gerade den Spleen hat. Zum Glück läuft so eben ein Beitrag ein,

der das heutige Blatt großen Theils ausfüllt. Ich lasse ihn hier sogleich folgen, für die paar Kolumnen, die der Drucker etwa noch braucht, wird dann wol Rath werden.

Sonntag den 31. Mai 1807.

Samuel Brink.

Die Familie Platt.

In dem Sonntagsblatte Nro. 10. finde ich einen Aufsatz von Herrn Platt. Da es zwei Männer dieses Namens in Wien gibt, die beide als Gelehrte, jeder in seiner Art, von ihren Freunden geschätzt werden, so vermuthe ich, daß dieser Umstand dem Herrn West unbekannt geblieben, sonst würde er es wol der Mühe werth geachtet haben, desselben in einer Note zu erwähnen. Ich glaube, der Nachwelt einen Dienst zu erweisen, wenn ich auf die Möglichkeit der Namensverwechselung aufmerksam mache, damit das Andenken des Einen nicht in dem Rufe des Andern zu Wasser werde. Es lebt zwar in unserer guten Stadt noch ein dritter Herr Platt, Edler von Plattenstirn, da jedoch weder er, noch

seine Frau Gemahlin, eine geborne Plump, nebst beiden Fräulein Töchtern, sich jemals um die Literatur bekümmert haben, noch geeignet sind, die literarische Welt sonderlich zu interessiren, so übergehe ich diese Seitenfamilie mit Stillschweigen. Herr Platt, von welchem im Sonntagsblatte die Rede ist, wird gewöhnlich der Jüngere genannt, zum Unterschiede von seinem Vetter, welcher der Aeltere heißt.

Herr Platt der ältere ist ein wohlhabender Mann, der keine andere Sorgen hat, als sein Geld auf eine angenehme, seinem Charakter angemessene, Art zu verzehren. Er thut dieses, nicht ohne seine Vorliebe für Künste und Wissenschaften an den Tag zu legen. Sein Antiken-Kabinett ist reich an großen Seltenheiten. Er zeigt in demselben z. B. eine Fliege, in Spiritus aufbewahrt, die dem Mathias Corvinus ein Mal soll auf der Nase gesessen haben. Herr Platt besitzt eine Kollektion von Ostereiern, die nicht ihres Gleichen in der Welt hat. Auch seine Sammlung von zerbrochenen alten Ziegeln ist einzig in ihrer Art. Es befindet sich darunter ein Stein, der in dem Fenster des Thurmes befindlich war, in welchem Richard

Löwenherz gefangen saß. Gerade auf diesen Stein soll der König öfters seinen Ellenbogen gestützt haben, wenn er nach dem Himmel sah. Man bemerkt noch die Vertiefung. — Es ist Schade, daß in seiner schönen Gallerie von Vogelnestern das berühmte Tunkinsnest*) fehlt; denn, obwol dieser, in Europa seltene, Leckerbissen dem Herrn Platt schon einige Male in die Hände fiel, so hat er doch nie lange der Versuchung widerstehen können, ihn aufzuessen.

Das Bücher-Verzeichniß von der Bibliothek des ältern Herrn Platt kann als ein Repertorium der Literatur des Erbärmlichen angesehen werden. Ich denke, es bei einer anderen Gelegenheit bekannt zu machen, weil Autoren und Bücher

*) Von der Hirundo esculenta, oder Salangane. »Der Vogel ist von der Größe eines Zaunkönigs, und auf den Sundischen und anderen Inseln des indischen Archipelagus bis Neu-Guinea 2c. einheimisch. Er baut dort in die Uferlöcher und Berghöhlen die berufenen indianischen oder Tunkinsnester, deren Stoff der Hausenblase ähnelt, und vermuthlich aus halb verdauten, dadurch vor Fäulniß gesicherten, und so regurgirten molluscis besteht. Man sammelt wol jährlich vier Millionen dieser Nestchen, die größten Theils nach Schina verkauft werden.« S. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen 1799. S. 187.

dadurch auf die kürzeste Art charakterisirt, und lange Recensionen erspart werden können. Die Bibliothek zählt viele tausend Bände in allen Fächern. Die Romane allein füllen einen ganzen Saal. Nie habe ich die Schriften von Spieß in einem schöneren Einbande gesehen. Eine Sammlung von Komödienzetteln, in funfzehn Foliobänden, hat er sogar nach England geschickt, und von dem berühmten Kalthöber *) binden lassen.

Dieser letzte Zug erklärt sich aus Herrn Platt des Aelteren großer Vorliebe für das Theater, die man fast Leidenschaft nennen könnte, wenn ein Mann von seinem Charakter einer Leidenschaft fähig wäre. Er versäumt kein neues Stück, keine neue Rollenbesetzung, selbst keine neue Dekoration; denn nach seiner Erklärung ist das Theater nichts anderes als: »das, durch immer neue Augenweide, eingesammelte Futter für Geist und Herz.«

Von Aristoteles hat er reden hören, dagegen aber den Diderot und Lessing nicht gelesen; ob-

*) Einige Nachrichten von diesem berühmten Buchbinder finden sich in den englischen Miscellen v. J. 1802.

gleich er gern liest, und aus dem Freimüthigen und der Zeitung für die elegante Welt ganze Stellen auswendig weiß, die ihm das Ansehen tiefer Gelehrsamkeit geben.

Die meisten Schauspieler, und besonders die Schauspielerinnen, kennt er persönlich. Ueber das Corps de ballet hat er eigene Begriffe, mit denen er sich jedoch nicht öffentlich heraus wagt. Einige Theaterdichter sind seine Freunde; er leiht ihnen oft Gedanken, und mehrere neue Opernbücher sind offenbar von ihm, wiewol er zu bescheiden war, sich auf dem Zettel nennen zu lassen. Er hat überhaupt nie etwas unter seinem wahren Namen drucken lassen, und zwar, wenn man seinem Vorgeben Glauben beimessen darf, weil er die Strenge der Censur nicht leiden will, die ihm einige Male seine derben Ausfälle auf nützliche Anstalten nicht passiren ließ. Seitdem hört man ihn öfters sagen: »Ich wollte wol schreiben, wenn ich nur dürfte!« Herrn Platt's Feinde behaupten dagegen, er sey froh, seine Unfähigkeit hinter der Strenge der Censur verbergen zu können. Dieß scheint jedoch Verleumdung zu seyn; denn wie sollte ein Mann, der die Nase in alle Künste und Wissenschaften

gesteckt hat, sich selbst eine Unfähigkeit einge= stehen? Er spricht über Alles, und es gibt Leute, die seine Aussprüche für Urtheile halten. Wenn er schreibt, so ist er seines Publikums gewiß. Wer unsere neuere Literatur kennt, merkt wol, daß der Geist dieses Mannes den Herren Skribenten eigentlich den Muth zu schreiben ein= geflößt haben muß. Daß aber wenig oder nichts unter seinem Namen gedruckt wird, hat, um die reine Wahrheit zu sagen, seinen Grund in einer sonderbaren Eigenheit seines Charakters. So sehr er sich nämlich selbst liebt, so hat er doch einen unüberwindlichen Widerwillen ge= gen seinen Namen, und nichts ist ihm fataler, als wenn er hören muß: »dieß oder jenes Buch oder Schauspiel sey gewiß wieder eine Arbeit des Herrn Platt.« Aber seine Erben wer= den einst bei der Revision seiner Papiere über die Menge der Plattschen Arbeiten erstaunen; denn er hat unglaublich viel geschrieben und drucken lassen. Wenn neue Spektakel in Wien zu sehen sind, so verfertigt er gewöhnlich die Anschlagzettel. Eine jüngsthin erschienene Em= pfehlung der Kuhpocken, die er für einen Arzt, der nicht schreiben kann, auffeßte, ist als ein

Muster anzusehen, wie die Gelehrten auf die Moralität wirken sollen. Bei Gelegenheitsgedichten ist er die allgemeine Zuflucht aller Bedürftigen: wir haben öfter seine Poesien aus dem fünften Stocke im Theater uns auf die Köpfe regnen sehen. Leute, die sich in den Zeitungen empfehlen wollen, brauchen sich nur an ihn zu wenden; er ist in solchen Aufsätzen sehr geübt. Die Gastwirthe in den Tanzsälen lassen ihre Zettel von ihm schreiben; dafür hat er im schwarzen Bock, in der neuen Welt, bei'm Mondschein, bei'm Sperl und an vielen anderen Orten freien Eintritt; auch darf er Damen seiner Bekanntschaft mitbringen. — Das merkwürdigste Produkt seiner Feder aber ist eine Art Tagebuch, das zu seiner eigenen Unterhaltung und Seelenstärkung bestimmt ist. Daraus lernt man den merkwürdigen Mann in seiner ganzen Eigenheit kennen; er zeichnet zwar nur auf, was Neues in Wien geschieht, die Ansicht aber charakterisirt ihn deutlich, und wird ihn, allem Ansehen nach, in Wien unsterblich machen.

Ich bin so glücklich gewesen, eine Stelle aus diesem geistreichen Tagebuche in Abschrift zu erhalten, und glaube, durch die Bekanntmachung sowol

beim Publikum, als bei dem Verleger des Herrn West mir ein Verdienst zu erwerben, weil, wie ich hier und da in Kaffeehäusern gehört habe, das Sonntagsblatt mehr Freunde und Gönner finden würde, wenn öfters Aufsätze von der Plattschen Partei darin aufgenommen würden. Die nachfolgende Stelle scheint vor ein paar Wochen geschrieben zu seyn.

»Die wilden Thiere wurden heute von mir »besucht. Ich habe mir einen Knoten in's Tuch »gemacht, weil ich einen Einfall über den ge»schickten kleinen Affen hatte, kann mich aber »nicht mehr darauf besinnen. Die Bestien sind »merkwürdig. Der Tiger ist mager, aber kräf»tig. Schade, daß die Löwin kein Löwe ist. »Die Kakadu scheinen noch nicht lange in Eu»ropa zu seyn, denn sie sprechen keine mir be»kannte Sprache. Man sollte die Thiere nicht »aus Wien lassen. Wenn auch unser Gefühl »für die Hetze schon zu fein ist, so könnten sie »doch auf dem Theater gebraucht werden. Eben »fällt mir ein, daß ich ein Stück schreiben will, »welches Tippo Saib heißen soll. Um die »Vorstellung recht brillant zu machen, wären »diese Thiere unentbehrlich. Morgen kommt der

»Garderobe-Schneider und der Dichter X. zu mir; »ich werde bei ihnen auf den Strauch schlagen, »ob man sich zum Ankauf der Bestien Hoffnung »machen dürfe. Wird das Stück nur hundert Male »hinder einander gegeben, so sind die Unkosten »bereits eingebracht. Ich brauche eigene Mär- »sche für den Zug der Menagerie. Ueberhaupt »muß das ganze Stück mit Musik begleitet wer- »den; und, da es geschehen könnte, daß die »Thiere anfingen zu brüllen, so muß der Com- »positeur darauf Rücksicht nehmen, damit keine »Dissonanzen entstehen. In der Ouvertüre müs- »sen die Stimmen aller Thiere nachgeahmt wer- »den. Ich habe in der Stadt und in den Vor- »städten mehrere musikalische Freunde, welche »fähig wären, diese Arbeit zu übernehmen. »Als Dichter will ich dafür sorgen, daß die »Worte zu dem Gebrülle passen. Von den Affen »verspreche ich mir sehr viel: sie sollen besonders »kostumirt werden; auch will ich ihre Rollen in »illuminirten Kupfern verewigen. Den Tippo »Saib denke ich als einen grausamen Helden zu »schildern, daher der Tiger ihn nothwendig im- »mer begleiten und auch auf dem Zettel unter »den spielenden Personen ausdrücklich aufgeführt

»werden muß. Des Kontrastes wegen stelle ich »dann einen sanften Helden ihm gegenüber, in »dessen Gefolge der Kasuar, der etwas lahm ist, »erscheint. Der Kasuar wird aber nicht auf den »Zettel gesetzt, der Ueberraschung wegen. Was »ich aus den Papageien machen soll, weiß ich »noch nicht; vielleicht bediene ich mich ihrer »statt des chriechischen *) Chors?«

»Wenn die Thiere engagirt werden, so bin »ich des Erfolges meines Tippo Saib gewiß.«

»Eines nur besorge ich: daß nämlich die »Leute, aus Furcht vor den Bestien, wenn es »zur Aufführung kommt, nicht in das Theater »gehen; doch auch dafür wird Rath werden. »Heute ist es schon zu spät, darüber weiter nach»zudenken. Ich will mich daher auskleiden und »schlafen legen. — Gute Nacht, mein lieber »Platt.«

Nach dieser Probe wird man ohne Zweifel begierig seyn, mehr von dem Tagebuche des Herrn Platt kennen zu lernen. Ich glaube, daß

*) Diese Orthographie zeigt, daß Herr Platt der ältere auch die Komödienzettel von der Josephstadt schreibt, auf welchen vor einigen Tagen: »Der chriechische Kaufmann« mit großen Buchstaben zu lesen war.

es nur von dem Verleger des Herrn West abhängt, dieses möglich zu machen; denn, wenn er, wie ihm sehr zu rathen ist, den Verlag des Alletagsblattes übernimmt, so getraue ich mich, dafür zu stehen, daß Herr Platt der Aeltere, der seinem Vetter sehr geneigt ist, sich bewegen lassen wird, einen Auszug davon in dieses Journal einrücken zu lassen.

Hilarius Frank.

Brink's Traum.

Es geht mir, wie den meisten Menschen. Ich glaube Grundsätze zu haben, und handle fast immer nach Einfällen. Was ich besitze, scheint mir gering; nur was mir versagt ist, däucht mich eines Wunsches werth. Wäre ich an eines Andern Stelle, ich hätte große Dinge ausgerichtet. Das habe ich mir oft eingebildet. Aber das Gute, welches zu thun in meiner Macht stand, ist selten vollbracht worden. Den Menschen ist schwerlich zu helfen. Wie sollten sie weise seyn, da sie kaum jemals klug werden?

Ich bin auch ein Staatskundiger; denn das ist meines Amtes nicht, und was mich am wenigsten angeht, macht mir die meiste Sorge. Vor ein paar Tagen lag ich, spät in der Nacht, auf meinem Ruhebette. Die Karte von Europa war auf dem Tische vor mir aufgeschlagen. Ich dachte den neuesten Begebenheiten nach, und vertiefte mich in die Berechnung der Folgen, welche, meiner Meinung nach, die Ereignisse der Gegenwart in den künftigen Zeiten haben müßten. Darüber schlief ich ein, und hatte einen Traum, der seltsam genug ist, um erzählt zu werden.

Mir träumte, ich sey gestorben und zur Erde bestattet. Ich hörte Fußtritte über mir und Stimmen. Nach und nach ward es ruhig. Ich lag enge und kühl: eine sanfte Wärme drang durch die Erde, gleich einem gelinden Sommerregen. Mein Bewußtseyn verlor sich, wie wenn man im Traume tiefer einzuschlafen glaubt.

Es mochte einige Zeit verflossen seyn, da ich mich wieder fühlte. Mir war, als sänke ich, erst langsam, dann ruckweise, dann mit stürzender Gewalt. Ich empfand einen heftigen Stoß — und der Sarg sprang.

Da richtete ich mich auf. Neben mir lag ein Todter, den ich zu erkennen glaubte. Ich machte ein Zeichen über ihn und fragte: wann er gestorben sey? — »Vor hundert Jahren,« antwortete der Todte. — Ich erschrak sehr; denn ich sah, daß es Thomas war.

In diesem Augenblicke verdüsterte sich der Ort, an welchem wir uns befanden. Nur in der Mitte brannte ein heller Punkt, ohne einen Schein um sich zu verbreiten. Ich suchte mich ihm zu nähern, — denn ich war mir ganz bewußt und meiner mächtig. — Jetzt wendete sich die Flamme, und stand über mir.

»Wo bist du, Thomas?« sagte ich. — »Ich trage dir das Licht vor,« antwortete Thomas's Stimme; »folge mir!«

Ich bewegte mich aufwärts, in der Richtung des lichten Punktes, der vor mir ging. Die Bewegung war schnell und währte ziemlich lange. Plötzlich standen wir still.

»Nimm dich hier in Acht,« sagte meines Freundes Stimme, »das Licht wird erlöschen.«

Es geschah.

Wir waren auf einer weiten Ebene. Aus

einem Gebüsch, in das wir traten, leuchtete die Oberfläche eines großen Stromes. Thomas ging vor mir, in einem sonderbaren, halb deutschen, halb orientalischen Anzuge. Nach einer Weile kehrte er sich gegen mich um. Sein Angesicht war blaß und ernsthaft; auch schien es gealtert zu haben.

»Ist jener Fluß nicht die Donau?« sagte ich.

»Wir gehen an ihrem Ufer nach der Stadt zu,« antwortete Thomas, seinen Weg ruhig fortsetzend. — Ich betrachtete ihn von Zeit zu Zeit. Es war etwas Fremdes in seinem ganzen Wesen, das mich beunruhigte.

»Es träumen Einem tolle Dinge,« sagte ich endlich, »ich bildete mir ein, wir seyen gestorben.«

»Wir sind es auch,« erwiederte Thomas. »Ich habe dich nur achtzehn Monate überlebt, und mich an deiner Seite begraben lassen.«

»Es ist aber widersinnig,« antwortete ich, »daß wir todt sind, und an der Donau mit einander spazieren gehen.« —

»Nach dem Tode ist nichts widersinnig,« sagte er.

Wir näherten uns der Stadt, deren präch-

tige Lage sich vor unseren Augen mit jedem Schritte mehr zu entwickeln schien. Ich sah nun, daß es eigentlich zwei Städte waren, die sich an beiden Ufern der Donau in großen Massen ausbreiteten.

»Ich kenne diese Städte nicht,« sagte ich. »Auch diese Ebene hat keine Aehnlichkeit mit der Gegend von Wien, wo wir lebten und, wie du behauptest, begraben wurden. Wo sind wir?«

»Was du siehst,« antwortete Thomas, »ist die östliche Hauptstadt des Reiches. Ich habe sie fünf Mal besucht, seitdem wir bei einander unter der Erde sind. Du warst nie zu erwecken, so gern ich dich auch schon früher mit mir genommen hätte.«

»Das sind unvernünftige Geschichten, Thomas. Wenn ich es nicht zum Theil selbst sähe, so würde ich glauben, du rasest. — Aber wo sind wir denn eigentlich? und wo will das Alles hinaus?«

»Gedulde dich nur eine Weile,« sagte Thomas, und als ich mich nach ihm umsah, war er meinen Augen entrückt. Ich aber befand mich plötzlich in einem Gewühle von Menschen, die mich mit sich fortzogen. Es war ein fröh-

liches Gewühl; man schien ein Fest zu feiern, zu welchem die Bewohner des Landes von allen Seiten herbeiströmten.

Ich überzeugte mich jetzt, daß ich mich unter meinen Landsleuten befände, und zwar in der Hauptstadt des gesegneten Ungarns, welche der Mittelpunkt des blühendsten Wohlstandes und einer hohen Civilisation geworden war. Ein Wald von Dampf- und Segelschiffen, die sich nach allen Richtungen durchkreuzten, bedeckte das breite Bett der Donau. Alles, was die Länder des Aufganges und Mittages Kostbares hervorbringen, war in dem unermeßlichen Bazar aufgeschichtet, der sich weithin an beiden Ufern des Flusses erstreckte. Eine unzählige Menge von Menschen, Einheimische und Fremde, Geringe und Vornehme, von den verschiedensten Völkerstämmen, und in den Trachten von Europa, Asien und Afrika, bewegte sich geschäftig und lebenslustig um mich her. Der Klang von zwanzig Sprachen schlug an mein Ohr; aber ich bemerkte mit besonderem Wohlgefallen, daß die magyarischen Bauern und die dalmatinischen Schiffsjungen das reinste Deutsch sprachen, das ich jemals gehört hatte.

Voll angenehmen Erstaunens über diese statistische Merkwürdigkeit, fragte ich einen jungen Matrosen, in welcher Schule er sein schönes Deutsch gelernt habe? Aber der Bursche schien mich nicht zu hören, sondern wandte mir den Rücken zu, und in dem Augenblicke sah ich mich zwischen zwei niedliche Kroatinnen eingeklemmt, die sich als Muhmen begrüßten und einander um den Hals fielen. Ich wich vor der Gruppe zurück, ohne Schaden zu nehmen; der luftige Körper, der mich umgab, empfand den Druck und die Stöße von außen eben so wenig, als er ihnen zu widerstehen vermochte. Da ich mir zu gleicher Zeit der Fähigkeit bewußt wurde, meinen Ort nach Belieben, und so schnell als ich wollte, zu verändern, so verließ ich den Bazar, und durchstreifte die ungeheuere Stadt von allen Seiten. Ueberall fand ich das regste Leben und einen Kulturzustand, der mich mit Bewunderung und theilnehmender Freude erfüllte. Es war das Fest eines funfzigjährigen Weltfriedens, welches die Stadt und das ganze Reich feierte. Schon dieses Friedensfest allein erklärte zum Theil die außerordentlichen Erscheinungen, deren Zeuge ich war. Aber den vollständigsten Auf-

schluß über die Wunder, welche ich sah, erhielt ich, als ich in den prächtigen Nationalpalast trat, und die Monumente beschaute, die hier den großen Männern des neunzehnten Jahrhunderts errichtet waren.

Drei kolossale Statuen, mit den Gesichtszügen der Habsburger, waren in der Mitte dieses vaterländischen Pantheons aufgestellt. Sie unterschieden sich durch die einfachen Inschriften: Dem Sieger — dem Friedensstifter — dem Gesetzgeber. Eine fünffache Reihe von Büsten, die Besten und Edelsten aus allen Ständen vorstellend, welche sich unter den glorreichen Regierungen dieser Beherrscher bekannt gemacht, umgab kreisförmig ihre ehrfurchtgebietenden Gestalten. Auf hundert Marmortafeln, welche ringsum die Wände bedeckten, waren die Großthaten, die weisen Beschlüsse und tugendhaften Handlungen verzeichnet, wodurch die Monarchie zu ihrem gegenwärtigen Stande von Wohlfahrt und Ruhm erhoben worden. Kriegshelden, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler genossen hier keiner größeren Auszeichnung, als der gewerbfleißige Bürger und Landmann. Das Gemeinnützige allein gab den Anspruch auf eine

Stelle in diesem Tempel der Unsterblichkeit. Ich betrachtete eben das Brustbild eines ehrlichen Leinwebers, und las die Beweggründe seiner Aufnahme unter die Würdenträger des Ruhmes, als ich bemerkte, daß mein Freund Thomas mit einem halben Dutzend tiefsinniger Leute herein kam, in welchen ich berühmte Schriftsteller unserer Zeit zu erkennen glaubte.

Die Herren sprachen von der Einrichtung der National-Bibliothek, die sie besucht, und worin sie, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, keines ihrer epochemachenden Werke gefunden hatten. Thomas suchte ihnen zu erklären, wie das zuginge. Die Unterredung, welche sich darüber entspann, war so merkwürdig, und charakterisirte die Literatur, wie sie gegenwärtig ist, und nach hundert Jahren seyn wird, so auffallend, daß ich mir erlaube, sie wörtlich mitzutheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

15.

Dramaturgische Briefe.

Vierter Brief.

Sonntag, den 7. Juni 1807.

Sie möchten gern die Schriftsteller aus der ersten und zweiten Periode des deutschen Theaters genannt haben, durch welche die Kunst und die Sprache der Bühne so weit gebracht worden, daß sie zu Lessing's Zeit wieder zurückgehen, und daß insbesondere die Sprache durch diesen allzu berühmten Mann von der Höhe, worauf sie vor ihm stand, herabgezogen werden konnte?

Ich gestehe, daß ich mich in die theatralischen Epochen des Hrn. v. Collin überhaupt nicht zu finden weiß. Wenn nicht etwa Lohenstein die erste Periode allein ausfüllen soll, so kenne ich vor Lessingen nur eine Epoche der deutschen Bühne, und das ist die Gottschedische. Dem Hrn. Gottsched, seinen Freunden und Schülern, haben die Deutschen ihre erste Bekanntschaft mit dem französischen Theater zu danken.

Die Gottschedianer übersetzten und dichteten in Reimen: aber wie übersetzten und dichteten sie, und in welchen Reimen! Haben Sie Lust, den poetischen Schwung, die Würde und Zierlichkeit kennen zu lernen, die in den dramatischen Produkten dieser Männer herrschen? Ich glaube, nein.

Die guten Köpfe, welche Gottscheden zunächst folgten, Joh. Elias Schlegel, v. Cronegk, Gellert, Romanus, verbesserten den Geschmack seiner Schule, ohne selbst Epoche zu machen. Die Sprache bildete sich unter ihren Händen. Sie waren die ersten Muster einer reinen, aber gewiß nicht einer hohen Schreibart. Man fuhr fort, den Alexandriner im Trauerspiele anzuwenden. Das Lustspiel wurde in Deutschland sehr frühe in Prosa geschrieben. Es gibt keine gute, ja keine erträgliche deutsche Komödie in Versen, die älter wäre, als Göthe's Mitschuldige. Wenn daher unser Verfasser sagt: »man gewähre dem Lustspiele seine alten Rechte auf der Bühne, man lasse Vers und Reim in das Lustspiel zurückkehren,« so sagt er Etwas, das gar nicht auf die deutsche Bühne paßt.

Die zweite Epoche der dramatischen Kunst

in Deutschland ist keine andere, als die Epoche Lessing's. Niemand vor, und selbst Niemand nach ihm, hat so entscheidend auf die Denkart und den Geschmack in theatralischer Hinsicht gewirkt, daß man eine dritte Periode außer der seinigen annehmen könnte. Die Griechen, Shakspeare, Diderot, das ernsthafte Drama, das bürgerliche Trauerspiel, wurden durch seine und seiner Freunde kritische Schriften gleichsam erst, und beinahe zugleich, unter den Deutschen eingeführt. Der höhere Schwung, den die dichterische Sprache, vornehmlich durch Klopstock, erhielt, wurde von Niemand früher und geistreicher gewürdigt, als von Lessing; auch die Aufnahme des fünffüßigen Jambus in das Trauerspiel ist größten Theils sein und seiner kritischen Freunde Werk. Unter den großen Talenten, welche Lessing's Geist erweckte, steht Göthe, unerreichbar, oben an. Iphigenia, Götz, Clavigo, Werther, sind gleichsam die Resultate von Lessing's Lehren, und die Blüthen des poetischen Lebens, das dadurch unter den Deutschen rege geworden.

Kennen Sie etwas, das später erschienen ist und fähig gewesen wäre, Epoche in der dra-

matischen Dichtkunst zu machen? Ich wüßte nichts, wenn es nicht etwa die schwärmerische Theorie seyn soll, welche die schwachen Köpfe des Zeitalters verwirret, und wavon das Beste dunkle Ahnungen dessen sind, was Lessing's Scharfsinn klar und einfach darlegte. Einige mißverstandene Ideen Schiller's, ein paar schneidende Einfälle der Xenien, scheinen der merkwürdige Stoff zu seyn, aus dem sich die neue Weisheit, sofern sie praktisch zu werden strebt, entwickelt hat. Man will reine Formen, keine Mittelgattungen. Die hohe Tragödie, das hohe Lustspiel, allenfalls Gozzi's romantische Tragi-Komödie: aber keine Dramen, keine bürgerlichen Trauerspiele! — Und damit bilden sich die jungen Leute ein, den Ifflandschen Jammer, die Kotzebue'sche Sentimentalität, und die erbärmliche Gemeinheit los geworden zu seyn, womit sich unser Theater schleppt. Aber der Jammer, die Empfindelei und die Erbärmlichkeit begleiten sie in die hohe Tragödie, in das reine Lustspiel, in die romantische Dichtung; und es wäre weniger arg, wenn sie es beim Alten gelassen hätten.

Doch wenn ich nur auf den Sinn und Aus-

druck des Aufsatzes sehe, mit dem wir uns eben beschäftigen, so sollte ich kaum annehmen, daß Hr. v. Collin Anhänger der neuen Theorie sey. Er spricht zwar von hohen Tragödien und Lustspielen, von höheren Epochen und Flügen, und von dem Höchsten, das da kommen soll; aber er spricht von dem Allen so unbestimmt, so gewöhnlich, so altfränkisch beinahe, daß man nicht einmal die Sprache der neuen Schule darin erkennt. Daß der Vers, wie er dafür zu halten scheint, die Wesenheit der Poesie ausmache, haben schon vor dem Aristoteles Manche geglaubt, zu Horazens Zeit glaubten es alle Dichterlinge, und Gottsched glaubte es wieder. — Eben so wenig ist in der Vermengung der hohen und feinen Komödie die Tendenz der neuen Lehre sichtbar. Nach dieser Lehre taugen die feinen Lustspiele nichts, und die Ausgelassenheit der Aristophanischen, oder wo möglich, einer noch älteren und roheren Komödie, ist es eigentlich, worauf die neuesten Aesthetiker es absehen. Das seltsame Verhältniß des Lustspieles zu der Tragödie aber, das Hr. v. Collin festsetzt, läßt sich weder aus der neuen, noch aus der alten Theorie, noch aus der ganzen Geschichte der Kunst

erklären; denn bei allen Völkern ist die Komödie später zur Reife gekommen, als das Trauerspiel, und nie ist es Jemand eingefallen, seine Lustspiele zu schreiben, um darin die tragischen Schauspieler stehen, gehen und Verse deklamiren zu lehren.

Zu welcher Schule gehört denn also Hr. v. Collin? — Nach der Sprache einiger seiner Aufsätze, zu der neuesten; nach dem Geiste seiner Werke, zu keiner, oder zu allen. Er hat von jeder Schule Etwas behalten, nur nicht immer das Beste; und wie er in Euripides und Shakspeare kaum etwas Anderes fand, als sich und den Lohenstein, so scheint er auch in Aristoteles, Kant und Schiller wenig mehr, als sich und den Gottsched, gefunden zu haben. Das möchte immerhin seyn. Lohenstein hatte sein Verdienst, Gottsched, was auch die Schweizer und die Literaturbriefe von ihm sagen, hatte sein Verdienst; Hr. v. Collin hat unstreitig das seinige. Er trägt in einer gebildeten, etwas hochtrabenden, Sprache gewöhnlich alltägliche, aber mitunter auch gute, zuweilen treffliche Gedanken vor. Seine Stücke werden immer die Zierde einer Bühne seyn, auf der keine

größere Meister erscheinen, als Iffland und Kotzebue, auf welcher Hr. v. Holbein mit Hrn. Ziegler um die Palme des Sieges ringt, und wo jeder Stümper es wagen darf, seine Hände nach dem Lorber der Dichtkunst auszustrecken. Wer möchte dem Hrn. v. Collin den Ruhm mißgönnen, ein Mann von Bedeutung unter solchen Nebenbuhlern zu seyn?

Aber wenn Männer, die sich ihrer ehrenwährten Mittelmäßigkeit erfreuen dürften, den Ersten und Größten sich vordrängen, wenn sie das Andenken der Vortrefflichen antasten, denen Deutschland seine Kultur und literarische Bedeutenheit, die neueren Schriftsteller ihre gebildete Sprache und das Bischen Geschmack schuldig sind, welche den gemeinsten Produkten unserer Zeit eigen seyn können; wenn sie, stolz auf den Beifall der leicht befriedigten Menge, ihren Haß gegen jeden unabhängigen Kopf, gegen jedes bessere Urtheil laut werden lassen, und einen kleinen Hof von Schmeichlern um sich nähren, die für die Bemühung, ihnen Weihrauch zu streuen, sich erlauben, verkappt, aber unter ihrer Fahne, rechtliche Leute anzugreifen: — dann ist es Zeit, die Uebermüthigen an ihre

Menschlichkeit zu erinnern, und den Nimbus von Celebrität zu zerstreuen, der gewöhnlichen Beobachtern ihre Schwäche verbirgt.

Lesen Sie in dem Morgenblatt die Korrespondenz-Nachrichten aus Wien; oder lesen Sie sie nicht! Wenn Sie wissen wollen, ob ein neues Theaterstück, eine Schrift, die in Wien erscheint, in diesem Blatte gelobt oder getadelt werde, so fragen Sie nur, wie der Verfasser mit einer gewissen Partei steht. Sollte er sich auch nicht genannt haben, sollte er auch gar nicht der Verfasser seyn; — ist er nur sonst nicht in dem Interesse der Partei, so können Sie darauf rechnen, daß die Schrift wegwerfend beurtheilt und Jemand als Verfasser geschmäht wird, er mag sich dazu bekennen oder nicht. In einer der neueren Nummern jenes Blattes finde ich einen, mir bisher unbekannten, Mann als Recensenten des ästhetischen Faches in den Annalen der österreichischen Literatur genannt, mit dem Beisatz: »daß seine Beurtheilungen unter aller Kritik seyen.« Ich nahm mir die Mühe, diese Recensionen nachzulesen, und ich trage kein Bedenken, sie größeren Theils für das Beste zu erklären, was die Annalen enthalten, und was

seit mehreren Jahren, im Fache der Kritik, in Wien gedruckt worden ist. Jeder Unbefangene wird Ihnen dasselbe davon sagen.

Wollen Sie einen Aufschluß über diese Sache? — Er ist sehr bald gegeben. Einige Arbeiten des Verfassers der Polyxena werden in diesen Recensionen nicht so unbedingt bewundert, als es der Dichter zu fordern scheint. Ein anderer hiesiger Theaterdichter wird darin nicht mit allzu viel Respekt behandelt. Der Recensent ist kein Freund der neuen Theorie; er wagt es, mit seinem eigenen Verstande zu urtheilen, und die klassischen Schriftsteller des Alterthums und der neueren Zeit scheinen in seinen Augen eine größere Autorität zu haben, als die Orakelsprüche der ästhetischen Fetisch-Diener. — Ist das nicht Ursache genug, von dem Recensenten zu sagen, daß er unter aller Kritik sey? Es ist wenigstens eine eben so gute Ursache, als die, welche den Uebersetzer eines unbedeutenden Opernbuches im Morgenblatte zu einem Dichter von Range, und seine stumpfsinnigen Bewunderer zu schönen Geistern und Kunstrichtern gemacht hat.

Th. West.

Paradoxe Ansichten und Einfälle,
das Theater betreffend.

Der Kapitän v. Solms und Herr Morfeld sind seit acht bis vierzehn Tagen in einer wunderbaren Thätigkeit und Bewegung. Sie haben beide zugleich ihre Abneigung gegen das Theater überwunden, und sind plötzlich von einem wahrhaften dramatischen Schwindel befallen, der um so seltsamer erscheint, je fremder ihnen der Zustand der deutschen Bühne geworden ist. Morfeld hat noch länger als der Kapitän kein europäisches Theater mehr besucht; und obwol Solms mit unseren neueren Dichtern, auch im dramatischen Fache, nicht unbekannt ist, so hat er doch keines ihrer Werke, das jünger als Emilia Galotti, Clavigo oder Fiesco ist, auf der Bühne darstellen sehen. Der Eindruck, welchen die bunten Erscheinungen der hiesigen fünf Theater auf diese Männer hervorbringt, ist daher eben so lebhaft, als ihre Urtheile über das, was sie sehen, naiv und von den gewöhnlichen Ansichten abweichend sind.

Morfeld scheint von der Oper und dem Ballet wahrhaft entzückt; was begreiflich wird, wenn man erfährt, daß Gluck's Iphigenia und Mozart's Don Juan für ihn so gut als neue Werke sind, und daß er sich nicht erinnert, seitdem er zum letzten Male in Hindostan war, ein Bajaderen-Korps gesehen zu haben, das sich mit unserem weiblichen Ballet-Korps vergleichen ließe. Das naturgemäße Kostume der Tänzerinnen in den Inka's überraschte ihn auf eine sehr angenehme Weise. Er glaubte, wie er sagte, sich plötzlich unter die unschuldigen Bewohner der Südsee-Inseln, oder unter die Hirtenvölker des inneren Afrika versetzt, als er die Unbefangenheit gewahr wurde, mit welcher ein halbes Hundert junger Mädchen, Frauen und Männer ihre reizenden Körperformen fast unverhüllt zur Schau trägt, und womit das Publikum von jedem Alter, Geschlecht und Stand sie betrachtet. Seiner Meinung nach ist diese liebenswürdige Unbefangenheit ein großer Beweis von der zunehmenden Sittenreinigkeit und Tugend der Zeitgenossen, welche die altfränkischen Bollwerke der Reifröcke und Faltenkleidungen zu ihrer Vertheidigung entbehren gelernt haben. Das heutige Europa ist,

nach Morfeld's Ausdruck, auf den Höhepunkt der öffentlichen Moral gelangt, auf dem Sparta stand, als von seinen nackten Tänzern gesagt wurde, daß sie mit dem Mantel der allgemeinen Schamhaftigkeit bedeckt seyen.

An der hiesigen Oper bewundert Morfeld besonders die Universalität des Geschmackes, welcher keine Gattung, keine Schule, keine Art von Verdienst verschmäht, und neben dem Don Juan und der Iphigenia auch dem Neusonntagskinde und den Schwestern von Prag ihr Recht widerfahren läßt. Er ist, wie das Publikum, heute für die deutsche, morgen für die französische, und übermorgen für die italienische Musik; nur beklagt er, daß für die tartarische und hottentottische noch zu wenig geschehen sey, obwol die neueste Oper des Hrn. Stegmayer dazu den Weg zu bahnen angefangen habe. Was seither in Wien für die äußere Ausschmückung der Oper gethan worden, hat den ganzen Beifall unseres Reisenden. Vornehmlich rühmt er in dieser Hinsicht das Theater an der Wien, wo die berittene Oper und das Orchester mit natürlichem Racketen- und Peloton-Feuer vollkommen geeignet seyen, alle

bescheidenen Wünsche der Musikfreunde zu befriedigen. Die sinnreiche Verwendung ganzer Menagerien im gesungenen Drama hält er für den Triumph der Kunst; er hofft, die Direktion werde den glücklichen Gedanken des älteren Hrn. Platt, auch einige reißende Bestien in der Oper auftreten zu lassen, baldmöglichst in Ausführung bringen. Von dem Tippo Saib dieses geistreichen Mannes verspricht er sich eine außerordentliche Wirkung; wenn Leonardi's ganzer Thierpark darin auftritt, und die prächtige Tigerkatze die Rolle übernimmt, welche Herr Platt ihr zugedacht hat.

Weniger Interesse, als an der Oper und dem Ballet, scheint Herr Morfeld bis jetzt an dem deutschen Schauspiele zu nehmen. In der That konnte er erst zwei Vorstellungen von recitirten Stücken beiwohnen, da in den letzten Wochen die Aufführung der neuen Opern: Ines de Castro und Kaiser Hadrian, und die Wiederholung einiger Lieblingsballette, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Jäger und die Advokaten, welche er sah, haben ihm nur eine mäßige Unterhaltung verschafft, obwol er dem Spiele der Herren Brockmann,

Koch und Ochsenheimer alles Lob ertheilt. Morfeld ist durch seine Reisen in fernen Welttheilen unserem Familienleben zu sehr entfremdet worden, um für solche häusliche Gemälde noch den rechten Sinn zu haben. Sein Urtheil über diese Gattung von Schauspielen schmeckt ziemlich nach der neuen Schule, mit der er übrigens nicht das Geringste gemein hat. Er begreift nicht, warum Iffland die Scene seiner Jäger nicht lieber an die Hudsons-Bai oder nach Sibirien verlegt hat, wo er doch einige interessante Bemerkungen über den Biber- und Zobelfang hätte anbringen können. Von den Advokaten behauptet er, daß sie sich in chinesischem Kostume ungleich besser ausnehmen würden; wo dann auch die Bastonade an dem Intrigant des Stückes mit großem Erfolge und zur Erbauung des Publikums, in echt orientalischem Styl vollzogen werden könnte. — Unser Reisender hofft indeß in einigen heroischen Schauspielen, auf welche Brink ihn aufmerksam machte, mehr Befriedigung zu finden; besonders ist er neugierig, ein paar militärische Spektakelstücke im Theater an der Wien zu sehen, da auch der Kapitän bestä-

tigt, daß sie noch weit besser beritten seyen, als das gesungene Drama.

Die Ansichten des Kapitäns von Solms stimmen in den wenigsten Punkten mit denen des Herrn Morfeld überein. Solms ist kein leidenschaftlicher Verehrer der Musik und des Tanzes; er glaubt außerdem, die Oper (wenigstens die italienische) und das Ballet, vor funfzehn oder zwanzig Jahren, in einem Zustande von Vollkommenheit gekannt zu haben, mit welchem der jetzige nicht zu vergleichen sey. Der Kapitän zieht unbedenklich ein Pas de deux der Vigano allen den pomphaften Aufzügen und Seilkünstlerstücken der heutigen Ballette vor; einige Duetten oder Terzetten der Storace, des Benucci und Mombelli machten ihm, seiner Versicherung nach, mehr Vergnügen, als die ganze Opera seria und buffa, die wir jetzt haben. Er hält übrigens die planmäßige Uebersättigung des Publikums durch alle Arten von theatralischem Sinnenreiz, dem Geschmacke und den guten Sitten für gleich nachtheilig, die Einführung der Kavallerie-Evolutionen und der Bestien auf der Bühne aber für eine Barbarei,

welche der dramatischen Kunst und aller anständigen Unterhaltung im Theater ein Ende machen müsse.

Der Kapitän war sehr erfreut, einige der vorzüglichsten Schauspieler der guten alten Theaterzeit noch am Leben und in der vollen Kraft ihres Talentes zu finden. Brockmann und Lange schienen ihm in den Rollenfächern, die sie spielten, nicht gealtert zu haben, und die hinreißende Komik des unvergleichlichen Weidmann übten noch die gewohnte Macht über seinen getreuen Bewunderer aus. Solms bedauerte nur, daß er beinahe keines der guten alten Stücke mehr sah, worin diese trefflichen Künstler ihn ehemals so sehr ergetzt hatten. Wiewol ein erklärter Freund der Familienbande und des häuslichen Stilllebens, — das er, selbst Hagestolz, in dem Glücke seiner Freunde Norberg und Sorben genießt, — ward es dem Kapitän doch etwas zu viel, im Theater, auf Anlaß der Gastspiele des Hrn. Ochsenheimer, fast gar nichts als Iffland'sche Familiengemälde aufführen zu sehen. Die Dienstpflicht und der Spieler wurden ihm hin und wieder sogar etwas peinlich, und es bedurfte der ganzen Kunst des fremden Gastes sowol, als

der Herren Brockmann, Koch, Krüger und Lange, die denselben so trefflich unterstützten, um dem Kapitän die düstere Einförmigkeit dieser Stücke genießbar zu machen.

Vermuthlich ist es der Abspannung zuzuschreiben, welche Solms nach einer solchen Reihe einförmiger Vorstellungen empfand, daß die Darstellung der ihm ganz neuen Spektakelstücke: Bayard, Fridolin und der Machtspruch, einen ungemein lebhaften, keinesweges unangenehmen, Eindruck in ihm hervorbrachten. Ich fand ihn sehr aufgeregt nach diesen Darstellungen, und uneinig mit sich selbst, wie er sich die unläugbare theatralische Wirkung dieser Stücke erklären solle. Er gestand, daß in der Komposition, den Charakteren und der Sprache weder Wahrheit noch Natur, ja, häufig sogar kein gesunder Menschenverstand sey; und doch sehe und höre man das Alles mit einem gewissen Interesse an. Was ihn dabei am meisten in Verwunderung setzte, war der künstlerische Ernst und die Meisterschaft, womit die Schauspieler ihre Rollen, nicht spielten, sondern dichteten; also zwar, daß die Situationen erst dadurch ihre Bedeutung und den wahren Nachdruck erhielten.

Am Ende trug er kein Bedenken, die Herren Ziegeler und von Holbein wirklich für Genies und für eine Art von Dichtern zu erklären, aber in einer Gattung, für die man einen ganz neuen Namen erfinden sollte. Seiner Meinung nach könnten solche Stücke, wenn sie auf der deutschen Bühne recht einheimisch geworden, wie die Commedia dell' arte in Italien, die dramatische Poesie, als eine gelehrte Kunst, nach und nach völlig überflüssig machen.

Die Projekte des Kapitäns zur Verbesserung der Bühne haben durch die Beobachtungen, die er seither anstellte, einen neuen Schwung, aber zum Theil auch eine andere Richtung erhalten. Er setzt nun Zweifel in die Sicherheit mancher seiner früheren Berechnungen; insbesondere ist er mit Morfeld über die ästhetische Wirksamkeit der Prügel auf dem Theater uneins geworden. Solms scheint jetzt die Verbesserung des deutschen Lustspieles von weniger einfachen Mitteln zu erwarten. Sein Vertrauen zu den Talenten mehrerer hiesigen Dichter und mimischen Künstler hat ihn nicht blind gegen die Mängel gemacht, welche in dem Personale und den Einrichtungen unserer Bühnen bemerk-

bar sind. Er ist sehr eifrig mit allerlei Entwürfen beschäftigt, diesen Mängeln abzuhelfen; und wenn nur die Ausführung nicht hinter diesen scharfsichtigen Entwürfen zurück bleibt, so ist zu hoffen, daß wir bald ein sehr gutes Theater haben werden.

16.

Stadt und Land.

Unsere Stadt war in der letzten Zeit so reich an Unterhaltungen und Spektakeln aller Art, daß die wenigsten Menschen Zeit fanden, auf das große Schauspiel zu merken, welches die erneuerte Natur rund umher vor unseren Augen eröffnet hat. Ich bin selbst ein sehr schaulustiges Wesen, und ich gestehe, daß mir Demoiselle Jagemann und Madame Renner, Ines de Castro und Hadrian, Leonardi's Thierpark und die gymnastischen Künste des Ludwig Porte, der Glückstopf und der Wiener Jahrmarkt, mehr Zeit und Aufmerksamkeit gekostet haben, als sie einem Manne, den alle diese Dinge im Grunde sehr wenig angehen, werth seyn können.

Als ich vorigen Sonntag auf der Petzelsdorfer Anhöhe den ersten Frühlingsmorgen über die prächtigen Umgebungen Wiens verbreitet sah, war ich einen Augenblick lang unwillig über mich selbst, daß ich einen so kostbaren und natürlichen Genuß, einen ganzen Monat hindurch, zum Theil so frivoler Zerstreuungen wegen, entbehrt hatte. Ich nahm mir vor, dieses Versehen gegen die schöne Natur gut zu machen, und brachte die letzten acht Tage auf dem Landhause eines meiner Freunde zu, in gänzlicher Vergessenheit der Stadt und der Vergnügungen, welche die Einwohner Wiens zu einem angenehmen Leben für so nothwendig halten.

Ich glaube, es gibt kein Volk in der Welt, das der städtischen Lebensart so sehr ergeben wäre, als die große Mehrheit der Wiener. Dieß ist um so auffallender, da die umliegende Gegend eine bequemere Gelegenheit zu ländlichen Unterhaltungen darbietet, als die Umgebung irgend einer anderen Hauptstadt in Europa. Ohne Zweifel haben die Umstände der Zeit, und der abnehmende Wohlstand der Mittel-Klassen, für viele Familien den Sommeraufenthalt auf dem Lande zu kostbar gemacht. Aber wenn ich

die bestaubten Promenaden Wiens mit schimmernden Equipagen bedeckt sehe, wenn mich das Gedränge der eleganten Welt, der modische Prunk der Damen, oder der Witz ihrer Begleiter aus der großen Allée des Praters verscheucht, und ich dann ein paar hundert Schritte weiter die lieblichste Natur in tiefer Einsamkeit und gleichsam verödet finde; wenn ich vergebens Menschen in dem herrlichen Garten suche, den ihr Freund und Schätzer ihnen gewidmet hat; wenn ich etwa, indem ich dem Gewühle und den steifen Zirkeln der Stadt zu entfliehen gedenke, nach Hirzing oder Baden — den gewöhnlichsten Landpartien der Wiener — gerathe, und dort demselben Gewühle und noch steiferen Zirkeln begegne: — dann schließe ich, daß weniger die Noth, als der verschlimmerte Geschmack der Zeiten, meine Landsleute immer mehr von der Natur und ihren einfachen Vergnügungen entfernt, und daß, wie Palmer sagt, wir bald vor lauter Freuden der Freude nicht mehr fähig seyn werden.

Man bemerkt, daß die Theater seit einigen Jahren während der Sommermonate eben so häufig besucht werden, als in dem Winter.

Wenn die Direktion nur für Neuigkeiten sorgt, so fehlt es auch in der drückenden Hitze des Julius und August nicht an vollen Häusern. Das mag sehr gut für die Theaterkasse seyn, aber es ist nicht gut für die Kunst. Wo die Thore des Schauspielhauses immer offen stehen, und von einer neugierigen Menge belagert sind, da ist der Zeitpunkt nicht ferne, den Tempel des Geschmackes zu verschließen. Die Alten kannten kein beständiges Theater. In den glücklichsten Perioden der Kunst hielt man das Genie nicht für fruchtbar genug, die Schaulust des Volkes, ohne lange Unterbrechungen, zu befriedigen. Wer Tag für Tag, ohne Aufhören und Unterschied der Zeit, durch Spektakel gereizt und unterhalten seyn will, verliert alle Besonnenheit des Urtheils, und behält höchstens Sinn für Wechsel und Neuheit. In den großen Städten des heutigen Europa hat bisher der Sommer eine Art von Stillstand in den theatralischen Vergnügungen bewirkt, während dessen die Schauspiele seltener besucht und weniger Neuigkeiten verlangt wurden. Es ist nicht abzusehen, in welche Barbarei das Theater versinken müsse, wenn dem Dichter, den Schauspielern und dem

Publikum gleichsam die letzten Ruhepunkte entzogen, und die Gaben der Musen, wie ein gemeines Bedürfniß, täglich von Handwerkern zubereitet und von der Menge gedankenlos genossen werden.

Bei der Unabhängigkeit, deren ich mich erfreue, macht es mir ein Vergnügen, den edlen Vorstehern der großen Theater Wiens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne mich für verbunden zu achten, jede ihrer Anstalten zu bewundern und gut zu heißen. Die neue Direktion hat bereits achtungswerthe Beweise von der Liberalität ihrer Grundsätze und von ihrem Eifer für das Interesse der Kunst gegeben. Keine Kosten werden gespart, um das Personale des Theaters zu verbessern und, wo möglich, zu ergänzen. Herr Ochsenheimer ist engagirt; — unstreitig die wichtigste Erwerbung, welche das deutsche Schauspiel, nächst Ifflanden, machen konnte. Ein anderer Schauspieler, der aufgenommen ist, Herr Haide aus Weimar, hat die vielbedeutende Empfehlung für sich, daß er sich unter Göthe's und Schiller's Augen gebildet. Für mehrere Fächer besitzt Madame Renner ein angenehmes Talent. Wir haben in kurzer Zeit

vier neue Sängerinnen, von mehr oder weniger ausgezeichnetem Verdienste, gehört, und zwei der größten Meisterstücke der lyrischen Gattung, Gluck's Iphigenia und Mozart's Don Juan, sind mit all' der Pracht und Vollkommenheit aufgeführt worden, deren das Personale und die Lokalität unserer Bühne bis jetzt fähig waren. Diese Erscheinungen zeigen uns, daß die Theater Wiens nicht in den Händen gewöhnlicher Unternehmer, sondern großmüthiger Freunde und Beschützer der Künste sind, welche, wie Roms Aedile, den ehrenvollen Posten, den sie bekleiden, als eine Gelegenheit zu dem anständigsten Aufwande betrachten, durch den sie sich um das Vergnügen und um die Bildung ihrer Mitbürger verdient machen können.

Es ist zu wünschen, daß derselbe Geist der Liberalität die Protektoren des Theaters zu dem Vorhaben leite und sie darin bestärke, der allzu weit getriebenen Schaulust des Publikums und dem unmäßigen Hange zu Neuigkeiten entgegen zu wirken. Kein Volk kann eine gute Schaubühne haben, bei dem die größten Meisterwerke von derselben verbannt werden, sobald sie über ein Jahrzehend alt sind. Frankreich erhielt den

Ruhm seines Theaters, ein Jahrhundert hindurch, bloß durch die Beständigkeit, womit die Direktoren der größeren Bühnen an den klassischen Produkten ihrer alten Schriftsteller hingen. Noch jetzt werden Corneille's, Racine's, Moliere's Werke auf den Haupttheatern von Paris mit der größten Sorgfalt aufgeführt. Kein französischer Schauspieler wird Anspruch auf den Namen eines Künstlers machen, wenn er seine Talente nicht in den berühmten Rollen der älteren Meister erprobt hat. Das Publikum ist gewohnt, die Neuigkeiten des Tages mit den Mustern zu vergleichen, welche die großen Autoren der Nation aufgestellt haben. In solchen Umständen kann das Schlechte zwar erscheinen, aber nicht lange geduldet werden; mittelmäßige Produkte können ein vorübergehendes Glück machen, aber sie werden das Vortreffliche, welches ihnen zur Seite geht, nie verdrängen. Ein alltäglicher Kopf, dem ein wenig Sprache und Theaterkenntniß die Zuversicht einflößt, den Sonderling zu spielen, darf sich nicht schmeicheln, Epoche in der dramatischen Kunst zu machen. Nur das wahre Talent wird sich neben den klassischen Schriftstellern der älteren Zeit erhalten, und un-

vermerkt den Rang einnehmen, den die Natur und sein erworbenes Verdienst ihm anweisen.

Unser Theater ist noch nicht reich genug an guten Originalwerken, um der Beihülfe fremder Bühnen entbehren zu können. Aber wie leicht ist es, bei der Bildsamkeit unserer Sprache und unseres Geschmackes, das Beste, was die Ausländer hervorbrachten, uns zuzueignen! Göthe und Schiller haben es nicht verschmäht, französische Trauerspiele für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Sollten Moliere, Regnard, Destouches, Piron, nicht werth seyn, auf unser Theater verpflanzt zu werden? — Ungeachtet der Vergötterung Shakspeare's in der neuesten Zeit, besitzen wir noch keine gute Bearbeitung seiner vorzüglichsten Stücke, welche durchaus aufführbar wäre. Daß wenigstens der größte deutsche Dichter nicht der Meinung ist, Shakspeare könne und müsse auf unserer Bühne so vorgestellt werden, wie er schrieb, beweiset seine tiefsinnige Beurtheilung des Hamlet im Wilhelm Meister. Die neuen Engländer, Lee, Otway, Congreve, Rowe, Farquhar, u. s. f. scheinen unsern jetzigen Schauspieldichtern größten Theils unbekannt zu seyn. Doch möchte man ihnen

rathen, lieber aus dieser Quelle, als aus dem Seichtwasser ihrer eigenen Einbildungskraft zu schöpfen. Ihnen die Nachahmung der Griechen zu empfehlen, däucht mir hingegen überflüssig und schädlich; denn alle die faselnden Nachbildungen griechischer Originale, die wir in den letzten Jahren entstehen sahen, zeugen von der vollständigen Unfähigkeit der Verfasser, in den hohen Geist der alten Kunstwerke einzudringen, ja auch nur zu ahnen, worin die Größe und Schönheit derselben besteht.

Wenn das Theater der Aufmerksamkeit verständiger Beobachter werth seyn soll, so muß es aufhören, ein bloßes Labsal des Müßigganges und der Neugierde zu seyn, und sich einen Einfluß auf den Geschmack und die Sitten des Volkes verschaffen. Die Kunst verdient unsere Huldigung nur in sofern, als sie auf die Veredlung der Menschen abzweckt, und jeder Augenblick, den wir dem Genusse der Natur entziehen, ist ein Verlust, wenn uns die Künste nichts als einen schalen Zeitvertreib darbieten.

Ich bin mir selbst schuldig, zu erklären, daß ich die Feder nicht in der Absicht ergriffen habe, um den Nomenclator der Spektakel Wiens vor-

zustellen. Dieses geistreiche Geschäft mag forthin in den Händen bleiben, die sich dessen seit einiger Zeit bemächtigt, und nun ganz neuerlich in dem Morgenblatte, mit der Klatschgeschichte unseres Theaters, zugleich das Geheimniß ihrer lächerlichen Anmaßung und ihrer verächtlichen Parteisucht abzurollen angefangen haben. Es ist, hoffe ich, ein würdigerer Zweck, den ich mir vorsetzte. Dieser Zweck ist kein anderer, als: — die Freiheit des Urtheils und die Rechte des gesunden Verstandes gegen den zudringlichen Aberwitz und die absprechende Plattheit der Skribenten des Tages zu behaupten; das Andenken der großen und guten Schriftsteller der Nation bei meinen Mitbürgern aufzuwecken und, wo es nöthig ist, gegen die Angriffe des Unverstandes und der Neuerungssucht zu vertheidigen, der Mittelmäßigkeit ihr Recht widerfahren, aber den aufgeblasenen Stümper, den literarischen Kabalenmacher die ganze Bitterkeit des Tadels und alle Stachel des Spottes empfinden zu lassen, und auf solche Weise zur Aufrechthaltung der guten Sache der Vernunft und des Geschmackes, wenn nicht in Deutschland,

doch in meiner Vaterstadt, mit allen Kräften, die mir die Natur verlieh, mitzuwirken.

Th. West.

Schreiben an den Herausgeber.

Ich bin eine Witwe, mein Herr, die mit zwei Töchtern von einem anständigen, aber beschränkten Einkommen lebt. Meine Mädchen sind beide in dem Alter, das für unser Geschlecht das entscheidende ist: die Aeltere, Susanna, im neunzehnten, die Jüngere, Betty, im siebzehnten Jahre. Da wir wenig Umgang haben, so sind die öffentlichen Spaziergänge, ein wenig Musik und Lektüre, und zuweilen das Theater, unsere einzigen Unterhaltungen. Wenn Sie, wie es scheint, den Augarten und das Belvedere öfters besuchen, so haben wir einander vielleicht schon gesehen. Meine Susanne wenigstens bildet sich ein, den Hrn. West recht gut zu kennen, und sie behauptet, daß Sie unser in Ihrem Berichte von der Vorstellung des Sargino gedacht

hätten, wo ich, was sonst selten geschieht, mit meinen Töchtern im Parterre war.

Dieß mag nun seyn oder nicht, mein Herr, so finde ich mich doch von mehr als einem Grunde bewogen, Ihnen zu schreiben. Der erste Grund ist ein verdrießlicher Umstand, der mich hindert, meine gewöhnlichen Spaziergänge zu machen, wodurch einige Stunden in meiner Tagesordnung übrig bleiben, welche ich auf irgend eine Weise ausfüllen muß. Ich habe ehedem in den Sommermonaten Abends regelmäßig die Bastei oder das Glacis besucht; da ich aber gegenwärtig keine männliche Begleitung habe, und mich und meine Töchter den zudringlichen Höflichkeiten nicht gerne aussetze, die Frauenzimmern seither häufig an diesen Orten, und auf der Straße überhaupt, widerfahren: so sehe ich mich genöthigt, die schönen Abende in meinen Zimmern zuzubringen, wo meine Mädchen doch nur von ihrem Fenster wegzugehen brauchen, um sich den Blicken eines jungen Gecken zu entziehen, der sich ihnen etwa gegenüber stellt. Damit ist nun zwar meine Betty — ein sehr lebhaftes Kind, wie ich selbst in meiner Jugend war — höchst unzufrieden; denn sie liebt die Freiheit und Bewegung außer-

ordentlich, und sie verwünscht alle Männer, weil die Ungezogenheit einiger sie um ihre Spaziergänge gebracht hat. Ich bin selbst ein wenig Betty's Meinung. Aber was ist dabei zu thun? Die Gesetze mengen sich in solche Dinge nicht; und wenn ich Sie, mein Herr, auch bäte, die jungen Laffen zu züchtigen, die keinem Frauenzimmer an einem öffentlichen Orte begegnen können, ohne ihm eine Ungebührlichkeit zuzumuthen, — was würde es helfen?

Susanne, die einen größeren Hang zum Lesen verräth, als mir lieb ist — denn das Mädchen läßt sich öfters über einem Buche betreffen, wenn ich sie mit ihrer Nadel beschäftigt glaube — findet sich dagegen sehr leicht in unsere neue Lebensart. Sie hat sich durch eine gutherzige Nachbarin eine weitläufige Romanen-Bibliothek zu verschaffen gewußt, worin sie nun ganz vertieft ist. Und das ist der zweite Grund, mein Herr, warum ich an Sie schreibe. — Ich habe meinen Kindern immer gern so viel Freiheit gelassen, als vernünftiger Weise möglich war. Auch freuet es mich, wenn sie Wißbegierde zeigen; und was könnte für die Wißbegierde eines mannbaren Mädchens anziehender seyn, als die

Geschichte ihres Herzens und der Verhältnisse, worein uns die Liebe verwickelt? Allein ich gestehe Ihnen, bester Herr, daß ich über den Inhalt eines großen Theiles dieser Romane nicht wenig erschrak, und daß ich mich verpflichtet glaubte, unserer allzu gefälligen Nachbarin für's Erste ihre ganze Bibliothek wieder zurück zu schicken.

Die meisten dieser Bücher sind hier in mehreren Auflagen gedruckt: ein Beweis, daß sie ziemlich allgemein gelesen werden. Unsere Nachbarin versichert, sie würden durchaus für unschädlich, ja sogar zum Theil für moralisch und sehr unterrichtend gehalten. Ist das möglich, mein Herr? und sollte es für junge Mädchen keine anständigere und nützlichere Lektüre geben, als die rohen Produkte der Herren Kramer und dergleichen?

Ich denke, Herr West, Sie könnten sich ein Verdienst um Ihre Mitbürgerinnen erwerben, wenn Sie uns einen Entwurf zu einer schicklichen Frauenzimmer-Bibliothek mittheilen wollten; eine Angelegenheit, die, wie mir scheint, in den Händen der Nachdrucker und der literarischen Taglöhner sehr übel besorgt ist. In der

Erwartung, daß Sie uns wenigstens von Zeit zu Zeit einige Bücher anzeigen werden, die ein wohlerzogenes Mädchen oder eine sittsame Frau, ohne Erröthen und Aergerniß, in die Hand nehmen darf, habe ich mit meinen Töchtern einstweilen die Geschichte der Clarissa zu lesen angefangen, deren wohlthätige Wirkung auf ein junges Gemüth ich aus eigener Erfahrung kenne. Bis wir damit zu Ende sind, könnte Ihr Plan zu einer Damen-Bibliothek allenfalls fertig seyn, ohne daß Sie sich dabei sehr zu übereilen brauchten; denn das Buch hat einen Umfang, vor dem selbst meine Susanne, so eine entschlossene Leserin sie auch ist, ein wenig bange geworden.

Der dritte Grund, um deßwillen ich Ihnen schreiben zu müssen glaubte, ist das Theater. Meine Umstände erlauben mir nicht, dasselbe häufig zu besuchen; und wenn sie mir es erlaubten, so würde ich dieß doch schwerlich thun. Aber öfter, als es jetzt geschieht, würde ich, meiner Kinder wegen, doch in das Theater kommen, wenn ich nur immer voraus wüßte, daß es mich nachher nicht gereuen werde. Dieses ist, leider, ziemlich oft der Fall, und zwar nicht bloß aus Mangel an Unterhaltung, sondern, was wichti-

ger ist, der nachtheiligen Eindrücke wegen, die, nach meinen Beobachtungen, manche von dem Publikum mit Beifall aufgenommene Stücke in den Köpfen und Herzen meiner Töchter zurückließen. Ich bin keine Prüde, mein Herr, aber ich versichere Ihnen, daß ich in den Werken einiger beliebten Theaterdichter ungleich mehr Anstößiges finde, als andere Leute; und die seltsamen Einfälle und Fragen, womit Betty mich, bei solchen Anlässen, gewöhnlich in Verlegenheit setzt, lassen mich schließen, daß der Anstoß nicht genommen, sondern gegeben ist; indem er von einer so unbefangenen und reinen Seele empfunden wird, ohne daß sie sich bewußt ist, worin er besteht.

Ließe sich kein Mittel ersinnen, mein Herr, einem zarten Gefühle und Geschmacke dergleichen, gewiß nicht heilsame, Sensationen zu ersparen? und könnte man nicht einen Maßstab für Theaterstücke erfinden, der auf die moralische Konstitution der Zuschauer eben so genau berechnet wäre, als es derjenige ist, den Ihr Doktor Wiederhold für die körperliche Konstitution der Zuseher erfunden haben will? Ich glaube, in dieser Hinsicht wäre die Sache fähig,

eben so ernsthaft behandelt zu werden, als der Doktor darüber scherzhaft gewesen ist. Die moralische Reizbarkeit und Korruption des Menschen läßt sich vielleicht noch bestimmter in Grade eintheilen, als die physische. Ich habe die Skala des Hrn. Wiederhold nach meinen Gedanken regulirt, und die sittliche Wirksamkeit einiger Stücke und einzelner Scenen damit verglichen. Der Auftritt des Don Juan mit dem Bauernmädchen ist, nach meinem moralischen Gesundheitsmesser, für reizbare junge Geschöpfe = 80. Menschenhaß und Reue deutet bei einer Frau unter dreißig Jahren, die mit ihrem ersten Liebhaber noch nicht ganz einig ist, auf 78; nach dieser Zeit, und bei sehr vielen Frauen von mittlerem Alter, gerade auf 40. Ein paar Scenen in dem sehr tugendhaften Mädchen von Marienburg habe ich bei einer der neueren Vorstellungen nahe an 0 gefunden. Die Jugend Heinrichs des V. schien bei meiner Betty auf 51 Grade zu zeigen; und bei einem alten lüsternen Herrn, der neben uns saß, und das arme Ding lorgnirte, seines hektischen Hustens ungeachtet, beinahe auf 9.

Die größte Schwierigkeit hierbei möchte in-

dessen seyn, dem Publikum von diesen Eigenschaften eines Theaterstückes zum Voraus, auf eine anständige Weise, Nachricht zu geben. Vielleicht könnte das durch gewisse Motto's auf dem Anschlagzettel am einfachsten bewerkstelligt werden; und da dürfte dann die klassische Stelle im Carolus Magnus, wo die Großmutter bei einer indecenten Scene ausruft: »Geh' nach Haus, Ursula!« als warnendes Motto, über den Titel mehrerer Stücke des Herrn v. Kotzebue gesetzt, eine sehr schickliche Anwendung finden.

Sophronie.

Herrn Haide's Debut.

Auf dem Repertoire des Hoftheaters für die künftige Woche, finde ich das Debut des Herrn Haide angesetzt. Dieser Schauspieler ist für ein Fach engagirt, welches hier seit vielen Jahren durch einen Künstler ausgefüllt wird, den seine bewundernswürdige Natur und eine lange Gewohnheit zu dem Lieblinge des Publikums gemacht haben. Hr. Lange ist in seiner Gattung

nicht bloß für unser Theater, er ist gewisser Maßen selbst für die Societät ein Muster geworden. Unsere reiferen Schönen müssen sich noch mit Vergnügen der Zeit erinnern, wo ihre Männer und Liebhaber sich, mehr oder weniger, à la Lange um ihre Gunst bewarben. Auch manche sehr junge Dame scheint kein anziehenderes Vorbild eines sentimentalen Helden zu kennen. In der That ist es kaum möglich, einen feineren Anstand mit mehr Leidenschaftlichkeit und Energie zu verbinden. Noch jetzt ist beinahe jede Bewegung des Hrn. Lange ein Modell von Präcision und Zierlichkeit, und das jugendliche Feuer seines Spieles scheint des Alters und der Rechenkunst zu spotten, die ihm seine Jahre nachzählt.

Mit einem, von der Natur und der Vorliebe seiner Landsleute, so hoch begünstigten Manne als Nebenbuhler seines Ruhmes in die Schranken zu treten, ist ohne Zweifel ein gewagtes Unternehmen. Ein Schauspieler, der, in Hrn. Lange's Fach, neben ihm sich auszeichnen und erhalten soll, muß nicht bloß unsern Verstand befriedigen, er muß auch fähig seyn, unsern Geschmack zu bestechen und unsere Herzen zu gewinnen. Wenn sein Spiel nicht völlig rein von

aller Manier ist — und schwerlich wird es das seyn — so steht zu erwarten, daß diese Manier um so unangenehmer auffallen werde, je mehr sie sich von derjenigen des Hrn. Lange entfernt. Denn auch unser Liebling hat eine Manier, welche mit der Natur und Kunst nicht durchaus übereinstimmt: aber das Fehlerhafte derselben ist uns durch die Gewohnheit vorlängst unmerklich, in den Augen der Meisten sogar zur Schönheit geworden.

Ein Freund der Kunst, den ich so glücklich bin, auch meinen Freund nennen zu dürfen, — doch warum soll ich den liebenswürdigen Mann nicht nennen? — Herr Wieland scheint eine Ahnung von der Schwierigkeit dieses Unternehmens gehabt zu haben, ohne noch mit den Lokalumständen und persönlichen Verhältnissen bekannt zu seyn, welche dieselbe so sehr vermehren. In einem Briefe, den ich vor Kurzem von ihm erhielt, befindet sich folgende, den Hrn. Haide betreffende, Stelle.

»Wiewol die Versetzung eines, auch noch so »vorzüglichen und geübten, Schauspielers in eine, »gleichsam für ihn neue, Welt, und vor die »Augen und Ohren eines Publikums, dem er

»eben so fremd ist, als dieses ihm — zumal
»eines so zahlreichen, so ansehnlichen, und aus
»so mannigfaltigen, zum Theil sehr ungleichar-
»tigen, Gliedern zusammengesetzten Publikums,
»wie jenes in unserer großen Kaiserstadt —
»gewisser Maßen immer etwas Mißliches hat,
»so halte ich mich doch versichert, daß Hr. Haide,
»wenn er anfangs auch nur so viel Aufmunte-
»rung findet, als echte Kenner der unendlichen
»Kunst, worin er eine immer höhere Stufe zu
»ersteigen sich beeifert, ihm ohne Ungerechtigkeit
»nicht versagen können, endlich in Wien eben
»den Beifall erhalten werde, dessen er seit meh-
»reren Jahren in unserem kleinen Weimar ge-
»nossen hat.« — »Indessen, da er in Wien so
»ganz fremd ist, wird ihm auf alle Fälle ein
»Freund nöthig seyn, der ihm, für den Anfang
»wenigstens, und bis er sich in dieser, ihm so
»neuen Welt gehörig orientirt haben wird, wie
»ein guter Genius zur Seite stehe.« —

Ich glaube die Absicht meines verehrten Freun-
des sowohl, als das Interesse der Kunst und des
Künstlers, den er empfiehlt, nicht besser beför-
dern zu können, als indem ich dem Hrn. Haide
auf der gefahrvollen Laufbahn, die er betritt,

den milden Geist selbst zum Begleiter gebe, der aus den angeführten Zeilen spricht. Die Empfehlung eines großen Mannes ist eine Schuld, die jedes edle Gemüth als einen Antrieb zu seiner Vervollkommnung betrachten muß, und welche nur ein verkehrter Eigendünkel, durch die Vernachlässigung des Talentes, das dadurch zuerst anerkannt ward, auf den wohlwollenden Begünstiger desselben zurückwälzen kann.

17

Dramaturgische Briefe.

Fünfter Brief.

Ich habe behauptet, daß wir — hier in Wien wenigstens — noch eher eine komische Schaubühne haben, als eine tragische, obwol in unserer dramatischen Literatur das Verhältniß umgekehrt ist. Sie kommen auf diese Behauptung zurück, gnädige Frau, und verlangen, daß ich mich deutlicher darüber erkläre. Ich will es thun, und ich kann kurz dabei seyn.

Wenn Sie einen Blick auf die wöchentliche Austheilung der beiden Hoftheater werfen, so finden Sie in den letzten drei Wochen folgende Lustspiele darauf angesetzt: Der Ring, Die deutschen Kleinstädter, Die unglückliche Ehe durch Delikatesse, Er mengt sich in Alles, Die beiden Klingsberg, Ersatz, Der Jurist und der Bauer, Der Fremde, Rettung für Rettung, Die Jugend Heinrichs des Fünften, Die deutsche Familie, und Die Organe des Gehirns. Dagegen erscheinen in demselben Verzeichnisse die Trauerspiele: Regulus und Der Machtspruch, nebst dem Ziegler'schen Ritterschauspiel: Das Gastrecht. Hier haben Sie also zwölf, meist sehr gute, Lustspiele, gegen eine Tragödie von Hrn. v. Collin, und zwei tragi-komische Spektakelstücke von Hrn. Ziegler. Gehen Sie in dem Theater-Almanach das Verzeichniß der, in dem verflossenen halben Jahre aufgeführten Stücke durch, und Sie werden überall, mit wenigen Ausnahmen, ungefähr das gleiche Verhältniß bemerken. Wenn nicht gerade ein neues Trauerspiel von einem der hiesigen Bühnendichter im Zuge ist — wo dann

die Wiederholungen kein Ende nehmen wollen — so kann man, unter den Statt habenden Darstellungen, immer drei Viertheile meist guter Lustspiele, gegen ein Viertheil größten Theils mittelmäßiger Trauerspiele rechnen. Mit Hrn. v. Collin's Bianca della Porta wurde zum neuen Jahre das Burgtheater eröffnet; im März folgte dann Hrn. Ziegler's Machtspruch nach. Beide Stücke wurden zur Genüge wiederholt. Von älteren klassischen Trauerspielen sahen wir in diesem halben Jahre nur: Hamlet, Emilia Galotti und Tancred, alle drei auf Anlaß von fremden Gästen, welche Rollen darin hatten. Außerdem wurden Essex, Octavia, Rolla's Tod, Barbarei und Größe, und Coriolan, jedes ein Mal gegeben; — und damit ist das ganze tragische Repertoir unserer Hofbühne, während sechs Monathen, abgefertigt.

Wie nun? Sprechen diese Thatsachen nicht für sich selbst? That ich unserer Schaubühne Unrecht, wenn ich ihre Ansprüche im Fache der Tragödie noch unter das herabsetzte, was sie im Komischen leistet? — Und doch, glaube ich, könnte sie sich diesen Vorwurf ersparen. Unsere dramatische Literatur enthält Stoff genug,

um die Grundlage zu einem tragischen Theater zu bilden; sie enthält dessen sogar mehr, als zu einem komischen. Es kommt nur darauf an, das, was in der Literatur bereits besteht, zu jener Grundlage zu verwenden, und sich bei diesem Geschäfte von einigen Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen, welchen man in der Ausführung begegnet.

Deutschland erhielt sein tragisches Theater, woher es sein komisches hat — von dem Auslande. Französische und englische Lust- und Trauerspiele, in zeitgemäßer Form und Sprache, füllten das Repertoir unserer Bühne aus, neben den schwachen Erzeugnissen des Tages und den wenigen Originalwerken, die sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts darauf behaupteten. Die Sprache des Lustspieles, das fortwährend in Prosa geschrieben wurde, änderte sich wenig; daher blieben die guten älteren Stücke der komischen Gattung auf dem deutschen Repertoire. Anders war es mit den, in steifen Alexandrinern übersetzten, oder der französischen Schule nachgebildeten, Trauerspielen jener Periode. Die veraltete Form der Sprache und des Versbaues, noch mehr als ihr nüchterner Inhalt, verdrängte

sie von der Bühne, als Shakspeare auf derselben erschien, und die rhythmische Sprache der Poesie durch Klopstock, durch unsere Lyriker, durch Göthe und Schiller, einen neuen Schwung und ihre volle Ausbildung erhalten hatte.

Die Lücke, welche auf diese Weise in dem Repertoire der tragischen Bühne entstand, mußte nirgends fühlbarer werden, als da, wo man es versäumte, den Zuwachs von klassischen Werken, welchen die dramatische Literatur in diesem Zeitraume erhielt, auf das Theater zu verpflanzen, und dadurch ein neues Repertoir der Tragödie zu gründen. Das ist bei uns der Fall; denn — sollte man es glauben? — von allen Meisterstücken der deutschen Dichtkunst im tragischen Fache, ist Emilia Galotti das einzige, welches noch von Zeit zu Zeit auf unserem Hoftheater erscheint. Göthe und Schiller sind, seit vier oder fünf Jahren, eben so wenig darauf zu sehen, als Corneille und Racine, welche davon verdrängt zu haben man jenen hier und da zum Verdienst anrechnet.

»Um Apollo's und aller Musen Willen!« höre ich Sie ausrufen, »wie geht das zu?« — Denn man erstaunt immer, wenn das Unglaub-

liche ausgesprochen wird, es mag so bekannt seyn, als es will. — Wie es zugeht, weiß ich nicht, liebe Freundin; aber die Sache ist so. Ueberhaupt hat man sich bisher nicht viele Mühe gegeben, Göthe's und Schiller's Werke für unsere Bühne zu erwerben, und einheimisch auf derselben zu machen. Clavigo, der im Jahre 1786 zum ersten Male aufgeführt und in demselben Jahre vier Mal wiederhohlt wurde, ruht nun seit ein und zwanzig Jahren. Im Jahre 1787 wurde Fiesco auf die hiesige Bühne gebracht, und bis 1800, in verschiedenen Zeiträumen, zwanzig Mal gegeben, nachher sahen wir ihn nicht wieder. Dann ward im Jahre 1800 mit der Aufführung der Iphigenia ein Versuch gemacht, und endlich im Jahre 1802 mit der Darstellung der Jungfrau von Orleans; was die letztere betrifft, leider, in einer sehr verstümmelten Gestalt. Indessen war die Aufnahme dieser beiden Meisterstücke keinesweges so kalt, daß es gerechtfertigt werden könnte, sie nach einigen Vorstellungen wieder ganz bei Seite gelegt zu haben. — Außer diesen wenigen Versuchen, zu denen man noch die Aufführung der Geschwister (1787 — 1805) rechnen mag,

ist nichts bekannt geworden, was geschehen wäre, um den Theatern Wiens den Besitz der dramatischen Werke zweier Genies zu verschaffen, welche Deutschland und die Welt als die ersten ihrer Zeit erkennt.

Muß man sich nicht wundern, liebe Freundin, daß unsere vaterländischen Dichter, die so begeistert von dem hohen Aufschwung unserer tragischen Bühne sind, nicht den geringsten Anstoß an dieser niederschlagenden Erscheinung nehmen? Keine Klage entschlüpft ihnen über die Gleichgültigkeit der Direktion und des Publikums gegen die großen Meister der Kunst. Sie fürchten, die tragische Bühne »möchte aus Mangel einer komischen sterben,« und sie bemerken nicht, daß wir jetzt weniger als jemals eine tragische Bühne haben. Der Abgang von Göthe's, Schiller's und Schakspeare's Werken auf dem Repertoire unseres Theaters scheint sie nicht im mindesten zu befremden. — Es ist wahr, die zwei ersten Dichter der Nation haben die Aufführung ihrer Werke den Theatern selbst nicht leicht gemacht. Bald ist es der Stoff, bald die Form dieser Werke, welche der Darstellung auf der Bühne widerstrebt. Göthe besonders hat

bei seinen dramatischen Dichtungen erst spät an das Theater gedacht; aber er dachte doch daran, und unterließ hinterher nichts, um seine Dramen, so gut es anging, für die Bühne einzurichten. Schiller verlor im Grunde das Theater nie aus den Augen: aber er stellte es sich von Zeit zu Zeit unter willkührlichen Bedingungen vor, die zu dem Zustande unserer jetzigen Schaubühne nicht passen wollen, und auf welche er bald durch seinen Stoff, bald durch die Muster, die eben Einfluß auf ihn hatten, bald durch seine theoretischen Untersuchungen gebracht wurde. Allein auch er wollte seine, für eine ideale Bühne geschriebenen Trauerspiele auf der wirklichen darstellen sehen, und er nahm keinen Anstand, die zu diesem Zwecke nöthigen Veränderungen an den vollendeten Werken zu treffen, oder treffen zu lassen, welche sein praktischer Sinn ihm ohne Zweifel erspart hätte, wenn er schon bei dem Entwurfe derselben sein Augenmerk auf die Darstellung hätte richten wollen.

Alle bedeutenden Bühnen Deutschlands, außer der unsrigen, haben diese Umstände benutzt, und das Repertoir der Tragödie erhebt sich überall auf einer neuen Grundlage, wovon Lessing's,

Göthe's, Schiller's und Shakspeare's Werke die Hauptbestandtheile ausmachen. Eine solche Grundlage von klassischen Stücken ist durchaus nothwendig, um ein Repertoir überhaupt zu bilden. Wo diese Basis fehlt, kann auch das bessere Neue keinen Bestand haben, und alle Bemühungen und Erfolge im Einzelnen müssen spurlos vorübergehen. — Auf diesen Punkt, scheint mir, hätte Hr. v. Collin seine Aufmerksamkeit richten sollen, wenn ihm, wie nicht zu zweifeln ist, die Erhaltung der tragischen Bühne und sein eigener Ruhm am Herzen lag. Ich sage: sein eigener Ruhm; — denn es ist wenig Hoffnung, daß Regulus und Balboa sich auf einem Repertoire erhalten werden, von welchem Iphigenia und die Jungfrau von Orleans nach wenigen Vorstellungen verschwunden sind.

Sechster Brief.

Der Anfang wäre gemacht, gnädige Frau! Für's erste zwar nur durch einen Schritt der Rückkehr auf einen schon betretenen Weg; aber es ist doch ein Schritt auf dem einzigen Wege,

der uns zum Ziele führt. Clavigo wird in der nächsten Woche auf dem Burgtheater wieder erscheinen, und ein Schauspieler aus Weimar (Hr. Haide) ist es, der uns, nach ein und zwanzig Jahren, den lieben Fremdling zurückbringt. — Es wird den Schauspielern, welche die Rollen in diesem Stücke übernehmen, übrigens nicht leicht werden, ihre Vorgänger von 1786 bei denen, welche diese sahen, vergessen zu machen. Lange als Clavigo, Brockmann als Beaumarchais, die Sacco als Marie, werden kaum erreicht, noch schwerer übertroffen werden können.

Clavigo ist kein klassisches Trauerspiel, aber es ist das gelungene Werk eines Genies, dem zu der Zeit, als er es hervorbrachte, das Größte wie das Kleinste gelang. Man erzählt, Göthe habe es in acht Tagen vollendet. Nichts ist wahrscheinlicher als dieß; denn der Entwurf und die Ausführung verrathen die größte Leichtigkeit, und das Ganze scheint mehr das Impromptu eines genialen Kopfes, als ein Werk künstlerischer Berechnung und Anstrengung zu seyn. Eine andere Anekdote sagt: ein kritischer Freund des jungen Dichters, der früher dessen Götz und Wer-

ther mit Bewunderung gelesen, habe den Clavigo, als unbedeutend und des Verfassers unwerth, kalt abgelehnt; wodurch Göthe bewogen worden sey, mehrere andere Entwürfe zu Theaterstücken auf immer bei Seite zu legen. Wenn diese Anekdote wahr ist, so haben wir es dem anmaßlichen Urtheile dieses Freundes und dem Vertrauen, welches der Dichter in ihn setzte, zuzuschreiben, daß Göthe für die deutsche Schaubühne nie geworden ist, wozu die Natur ihn bestimmt zu haben schien. Ein Dichter, der den Clavigo in acht Tagen schrieb, nachdem er den Götz von Berlichingen und den Werther — zwei Werke von der verschiedensten und wunderbarsten dramatischen Wirksamkeit — hervorgebracht hatte, würde die glücklichste und folgenreichste Fruchtbarkeit für das Theater bewiesen haben, wenn er demselben seine Aufmerksamkeit einmal ernstlich zugewendet hätte.

Einige Kunstrichter haben behauptet, Göthe's Talent neige sich schon ursprünglich mehr zur epischen, als zur dramatischen Gattung. Ich bin dieser Meinung nicht, liebe Freundin! Die ersten Werke des Dichters haben alle in hohem Grade den dramatischen Charakter. Im

Götz von Berlichingen schreitet die Handlung, ungeachtet der Breite des historischen Stoffes und der gänzlichen Ungebundenheit der äußeren Form, mit beinahe theatralischer Bewegung und Stätigkeit vorwärts; Alles ist gegenwärtig, lebt und greift in einander: das Ganze zieht in rascher, ununterbrochener Folge, wie die wechselnden Bilder eines Zauberspiegels, vor der Anschauung des Lesers vorüber. Götz ist ein Trauerspiel voll Zusammenhang und Wirkung, für eine Schaubühne gedichtet, deren Theatermeister ein Magier, oder, in dessen Ermangelung, die Einbildungskraft der Leser ist. Dieselbe dramatische Lebendigkeit, anschauliche Gegenwart und hinreißende Kraft der Handlung zeichnet den Werther aus; er ist eine Tragödie, in Briefform geschrieben. Clavigo, Stella, Claudine, das moralische Puppenspiel, die kleinste dramatische Skizze aus der ersten Periode des Dichters, hat den Vorzug einer rein objectiven Darstellungsweise, welche das unterscheidende Merkmal des Dramatikers ist. Zugleich haben alle Werke Göthe's aus jener Zeit, was die Composition betrifft, das Verdienst eines nothwendigen inneren Zusammenhanges und völliger Abgeschlossen-

heit in sich selbst. Es sind organische Gebilde, jedes erzeugt und entwickelt aus seinem inneren Lebensprincip, wie die Erzeugnisse der Natur. Diese Eigenschaft — die verbindende Einheit in dem Mannigfaltigen der Zusammensetzung, — welche keinem Dichtungswerke fehlen sollte, ist in der dramatischen Poesie die unerläßlichste. Ohne Einheit der Idee keine Einheit der Wirkung; ohne diese keine dramatische Composition. Wenn man diese Eigenschaft in mehreren Göthe'schen Dramen vermißt, so sind es wenigstens keine aus der früheren Zeit des Dichters. Bei den Werken aus seinen späteren Perioden aber vermißt man sie hin und wieder auch in den epischen Compositionen, den bewunderten Wilhelm Meister nicht ausgenommen.

Ich bin versucht, eine Behauptung zu wagen, die mir alle heutigen Kunstphilosophen und zugleich die ganze Schar der blinden Bewunderer Göthe's auf den Hals ziehen wird. Es war, meines Erachtens, nicht bloß ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Schaubühne, es war auch ein großer Nachtheil für Göthe's hervorbringendes Genie selbst, daß er sich, in dem eigenthümlichen Lebensalter der Produktivität,

von dem Theater so gänzlich entfernte. Hätte der Dichter ungefähr zu der Zeit, da er den Clavigo schrieb, Anlaß gefunden, für eines unserer großen Theater zu arbeiten, er würde, davon bin ich überzeugt, in der That Deutschlands Shakspeare geworden seyn. Ich sage, der Shakspeare Deutschlands, um den höchsten Begriff des Verdienstes auszudrücken, welches sich Göthe um die deutsche Bühne erwerben konnte, nicht, um die Form zu bezeichnen, worin er für dieselbe geschrieben haben würde. Diese Form, glaube ich vielmehr, würde eine eigenthümliche, dem Charakter und der Bildungsstufe des jetzigen Deutschlands angemessene, gewesen seyn; — eine Form, welche ein Dichter wie Göthe, in dauernder Wechselwirkung mit dem Theater und dem Publikum, ohne Zweifel gefunden und als Muster für Andere aufgestellt haben würde.

Auf diesem praktischen Wege allein sind die großen dramatischen Schriftsteller aller Nationen entstanden, und haben Epoche in der Kunst gemacht. Von der Schaubühne und der davor versammelten Menge muß dem Dichter die Anregung kommen, immer etwas Neues zu unternehmen, und durch sein neuestes Werk seinen

Ruhm, wenn nicht zu erhöhen, doch zu behaupten. Das Genie ist fruchtbar; alle großen dramatischen Genies haben diese Fruchtbarkeit bewiesen: aber sie konnten sie nur in einer regelmäßigen Verbindung mit dem Theater beweisen. Erst in einer solchen Verbindung wird dem Dichter seine Kunst zu einem ernsten Geschäft, und hört auf, ein bloßes Spiel des, nach Launen und vorgefaßten Meinungen, sich selbst ergetzenden Talentes zu seyn. Im Schauspielhause lernt der begabte Poet die Vorwürfe kennen, die am geeignetsten sind, den ganzen Zweck der dramatischen Kunst zu erfüllen, und die Formen, worin diese Kunst den stärksten Eindruck auf seine Zeitgenossen macht. Ein Dichter, der Schauspiele in seinem Kabinette schreibt, um deren Aufführung er sich nicht bekümmert, gleicht einem Feldherrn, welcher Plane zu einem Kriegszuge entwirft und Schlachten auf dem Papiere liefert, ohne das Land und den Feind zu kennen, mit dem er es zu thun hat.

Je mehr Geist und Urtheilskraft ein Dichter besitzt, desto eher wird er eines solchen Parade-Spieles der Meisterschaft müde werden. Nachdem er sich in allen Gattungen versucht,

und das ganze Spiel nach den Grundregeln desselben durchprobirt hat, wird er es gleichgültig bei Seite legen und sich zu anderen Beschäftigungen wenden. Das war Göthe's Fall. Seine Werke enthalten Versuche in allen Gattungen der dramatischen Kunst, die in ihrer Art zugleich vollendete Muster sind. Aber es sind Muster, wie sie ein talent- und geschmackvoller Geist in einer Kunst aufstellen kann, die er selbst nur als Liebhaber betreibt, weil er zu vornehm ist, sich zu den materiellen Beschränkungen herabzulassen, unter welchen sie ausgeübt wird. So entstanden, in der höchsten Reife von Göthe's Genie und dichterischer Ausbildung, Iphigenia, Egmont, Tasso und Faust, jedes unübertrefflich als poetisches Werk an sich, aber so, wie sie sind, auf keine wirkliche Bühne der jetzigen und der vergangenen Zeiten vollkommen passend. Und gleichsam gesättigt von dem Genusse, welchen dem Dichter die Hervorbringung dieser idealen Werke verschaffte, zog er sich bald nach deren Vollendung, von allen weiteren ernsthaften Versuchen in einer Kunst zurück, die ihm zu seiner Absicht nichts Neues mehr darbot, und welcher er schon lange aufgehört hatte als das Ge-

schäft und die Bestimmung seines Lebens zu betrachten.

Die vernachlässigte Muse rächt sich; auch dem Liebling in der vollen Kraft seines Geistes verweigert sie ihre Gunst, wenn er kalt und lässig in ihrem Dienste geworden. Als Göthe nach einer längeren Reihe von Jahren, während welcher er sich von der Dichtkunst, und von der dramatischen insbesondere, ganz entfernt zu haben schien, wieder öffentlich als Schriftsteller auftrat, glaubten unbefangene Beobachter einen völlig veränderten Charakter in seinen neuen Hervorbringungen wahrzunehmen. Die Reflexion zeigte sich überall vorherrschend; eine höchst interessante Individualität, die des Autors selbst, trat allenthalben hervor und sprach sich mit einer behaglichen Breite aus, die an Allgenugsamkeit gränzte. Dabei schienen vornehmlich die größeren Compositionen des Dichters mehr sinnreiche Aggregate kostbarer Künstlerstudien zu seyn, als organische Produkte einer instinktmäßig wirkenden Bildungskraft. Wenn man einige lyrisch-epische Gedichte von großer Schönheit ausnimmt, so fehlt fast allen Göthe'schen Werken aus dieser Periode die Einheit der Idee und der Handlung,

oder diese Einheit beruht auf einem so durchsichtigen Gewebe, daß daran mehr die Geschicklichkeit des geistreichen Kopfes, als der sichere Takt des schaffenden Genies zu bewundern ist. Nirgends ist das sichtbarer, als im Wilhelm Meister, einem Buche, von dem ich nicht sagen möchte, was Göthe, mehr witzig als wahr, vom Hamlet sagte: Der Held hat keinen Plan, aber das Werk ist planvoll.

Die Beobachtung einer so auffallenden Abnahme des dichterischen Bildungsvermögens würde betrübend seyn, wenn Göthe's Geist in denselben Werken nicht so überaus reich, gediegen und allseitig ausgebildet erschiene. Man sieht, er ist ein Anderer geworden, aber vielleicht nur, um desto gewisser der Einzige in seiner Art zu seyn. Der Dichter, der dramatische insbesondere, hat verloren, was der große Schriftsteller überhaupt gewann. Wenn Göthe auf dem Wege, den er einschlug, verfehlt hat, der Shakspeare der Deutschen zu werden, so ist er dagegen ein Schriftsteller von so eigenthümlichem Geiste und Verdienst geworden, wie keine andere Nation einen aufzuweisen hat. In dieser Hinsicht kann man ihn — so verschieden beide

Genien übrigens auch sind, — mit Lessing vergleichen, dessen Universalität auf ähnliche Weise Ursache ward, daß er der deutschen Schaubühne nicht so viel seyn konnte, als man wünschen und, bei Lessing's Vorliebe für das Theater, sogar hätte erwarten sollen. Welchen Werth eine gute Schaubühne für eine Nation auch haben mag, die große Individualität solcher Männer, wie Lessing und Göthe, ist der Nation noch mehr werth, als das Beste, was das Theater ihr bieten kann.

Indessen, wenn das unglückliche Geschick, das über die deutsche Schaubühne waltet, es ihr nicht vergönnt hat, von so großen Talenten allen den Nutzen zu ziehen, der sich von denselben erwarten ließ: so haben die Bühnen um so mehr Ursache, sich nichts von dem entgehen zu lassen, was sie sich von ihren dramatischen Werken zueignen können. Die Direktion, die Schauspieler, das Publikum jedes Theaters, welches auf den Namen einer Nationalbühne Anspruch macht, sollten ihre Wünsche und Bemühungen zu diesem Zwecke vereinigen. Wir wenigstens, meine edle Freundin, wollen es an unseren eifrigen Wünschen nicht fehlen lassen, und wo es nöthig

ist, auch nicht an ernsthaften Ermahnungen. Clavigo soll uns willkommen seyn; aber wir hoffen, daß Iphigenia, Tasso, Egmont ihm, nach nicht langer Zeit, folgen werden *). Ich wiederhole es: auf klassische Werke muß das Theater einer Nation gegründet werden, wenn es seiner Bestimmung werth seyn soll. Ohne ein bleibendes Repertoir solcher Stücke werden wir weder eine tragische noch eine komische Schaubühne, noch ein Publikum, das sie zu würdigen verstände, noch endlich darstellende Künstler für dieselbe haben.

Th. West.

*) Der Wunsch des Verfasser ist nach und nach, zum Theil freilich ziemlich spät, in Erfüllung gegangen.

Verbesserungen.

Kritische und satyrische Streifzüge, erster Theil.

Seite 35 Zeile 1 von oben, lies: erklärt, statt: erkannt.
— 61 Z. 11 v. o. l. ernster, st. ernsten.
— 68 Z. 12 v. o. l. des, st. bes.
— 72 Z. 9 v. o. l. Fond, st. Fonds.
— 74 Z. 12 v. o. l. vor, st. auf.
— 84 Z. 2 v. u. l. Heroen, st. Herren.
— 113 Z. 3 v. o. l. pflegt, st. pflegte.
— 120 Z. 4 v. u. nach den Worten: so wie, setze hinzu: die.
— 136 Z. 2 v. o. l. dramaturgische, st. dramatische.
— 149 Z. 4 v. u. l. später, st. spät.
— 156 Z. 4 v. u. l. sie, st. sich.
— 169 Z. 6 v. u. l. unreifen, st. unreinen.
— 170 Z. 2 v. o. l. Nation, st. Nationen.
— 178 Z. 13 v. o. l. befangen, st. beangen.
— 180 Z. 4 v. u. l. Plane, st. Pläne.
— 219 Z. 5 v. o. l. der, st. den.
— 248 Z. 4 v. o. Kämpfen, st. Kämpfern.
— 284 Z. 2 v. u. sind nach den Worten: Es geschah, folgende Zeilen einzuschalten: »Wenn du nun drei große Schritte thust,« sagte die Stimme wieder, »so stehen wir auf der Erde, und es ist Tag.« — Auch das geschah.
— 299 Z. 3 v. o. ist vor dem Worte: Anfänger, der Artikel ein zu setzen.
— 297 Z. 10 v. o. l. ehrenwerthen, st. ehrenwährten.
— 311 Z. 13 v. o. l. Hiezing, st. Hirzing.

Thomas und Karl August West's Schriften.

Gesammelte Schriften

von

Thomas und Karl August West.

Zweite Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg.

1829.

Inhalt der zweiten Abtheilung.

Kritische und satyrische Streifzüge.

Zweiter Theil.

Kritische und satyrische Streifzüge

im

Gebiete der Literatur und des Theaters,

von

Thomas West

und dessen Freunden.

Mit Anmerkungen und Zusätzen

von

K. A. West.

Zweiter Theil.

18.

Herr Platt ein Mystiker.

Herr Platt der ältere, den ich seit Kurzem näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist ein Mann von so besonderer Art, daß ich fast täglich neue, zum Theil einander widersprechende, Erscheinungen an ihm beobachte. Im Allgemeinen gibt es keinen entschiedeneren Wiener als ihn; denn er betrachtet seine Vaterstadt, von der er sich nie über fünf Meilen entfernt hat, in den meisten Dingen als den Mittelpunkt alles dessen, was klug, schön und vollkommen ist. Gleichwol ist vielleicht kein Mensch mehr aufgelegt, sich von allen fremden Moden und Thorheiten so leicht und so ernsthaft anstecken zu lassen, als gerade er. In seiner Kleidung ist Herr Platt bald Engländer, bald Franzose, bald Russe, und mit dem Schnitt ihrer Röcke und Hüte scheint er gewöhnlich auch die politischen Meinungen und Prätensionen dieser Völker anzunehmen.

Er hat seine politischen Meinungen beinahe noch öfter verändert, als einige neuere Staaten ihre Konstitution. Seine Ueberzeugungen in dieser Rücksicht sind immer sehr positiv; doch hat man bemerkt, daß sie durch die Ankunft einer Zeitung oder eines Kuriers, oft plötzlich in ganz entgegengesetzte verwandelt wurden. »Ich habe es wol vermuthet!« sagt dann Herr Platt gewöhnlich; und man muß gestehen, daß nichts in der Welt geschieht, noch geschehen kann, was ihm unvermuthet wäre, und worein er sich nicht sogleich zu finden wüßte.

Die literarischen Kenntnisse des Hrn. Platt erstrecken sich nicht so weit, daß die Veränderungen in der Literatur der Ausländer einen merklichen Einfluß auf seine Denkungsart haben könnten, aber die Thorheiten der deutschen Lesewelt hat er, seit vierzig Jahren, redlich mitgemacht. Keine herrschende Meinung, keine neue Manier in der Literatur und Kunst, ist jemals so seltsam, befremdlich oder abgeschmackt gewesen, daß Hr. Platt sie nicht mit mehr oder weniger Eifer ergriffen, und eine Zeitlang dafür geschwärmt hätte. Die größten wie die kleinsten Schriftsteller haben sich immer nur pe=

riodenweise seines Beifalls zu erfreuen gehabt. Klopstock wie Lavater, Wieland wie Meißner und Lafontaine, sind bei ihm mehr als ein Mal in die Mode und aus der Mode gekommen. Die ersten Schauspiele des Hrn. v. Kotzebue machten eine außerordentliche Wirkung auf Hrn. Platt; er hielt diesen Autor lange für den ersten dramatischen Schriftsteller aller Zeiten und Nationen; aber die Herren Schlegel haben ihn so ganz von seinem Glauben zurückgebracht, daß er jetzt keinen Anstand nimmt, den Hrn. v. Kotzebue, wo und vor wem man will, für einen erbärmlichen Skribenten zu erklären.

Um Hrn. Platt zu gefallen, muß ein Buch auf der letzten Leipziger Messe erschienen, und nach der neuesten Art und Kunst zugeschnitten seyn. Die Firmen einiger Buchhändler sind in seinen Augen gleichsam die Authentik einer neuen Schrift, und was im Jahre 1807 in Leipzig, Berlin, Weimar oder Tübingen gedruckt wird, hält er so lange für vortrefflich, bis ihn die Jenaer Literaturzeitung oder das Morgenblatt von dem Gegentheile überzeugt. Seine Hochachtung für den Ausspruch dieser und ähnlicher Journale hat keine Gränzen. Wie ich höre, ist dem Hrn.

Platt von den Redaktionen zweier auswärtigen Zeitschriften zugleich der Antrag geschehen, die Korrespondenz-Nachrichten aus Wien für dieselben zu besorgen. Wenn diese, ihm höchst unerwartete, Ehre den Mann nicht etwa verrückt macht, so ist es möglich, daß er dadurch von seinem unaussprechlich großen Respekt für alles, was in Jena und Tübingen gedruckt wird, einigermaßen zurückkommt; denn obgleich er von seinen schriftstellerischen Talenten besser denkt, als von den Autorfähigkeiten aller seiner Landsleute, so hat er sich, was das Schreiben betrifft, mit einem Tübinger oder Jenenser verglichen, bisher doch für einen bloßen Pinsel gehalten.

Der langsame Umtrieb unsers Buchhandels, vielleicht auch der etwas langsame Kopf des Hrn. Platt, ist Ursache, daß er sich öfters erst dann in eine Modethorheit recht hinein arbeitet, wenn sie sonst überall beinahe schon veraltet ist, und wenn selbst ihre Urheber sie wieder aufzugeben anfangen. Diese Besonderheit gibt seinen Lächerlichkeiten ein Relief von ganz eigener Art, und man kann von ihm sagen, daß er gewöhnlich seinen Rausch erst zu fühlen anfängt,

wenn die Andern schon wieder nüchtern geworden.

Das merkwürdigste Ereigniß, welches dem Hrn. Platt in dieser Gattung bis jetzt begegnete, ist aber wol dieß, daß er seit ungefähr einem Jahre seinen Kopf gewaltig anstrengt, um sich die Sprache und die Ansichten der neuen Aesthetik eigen zu machen, die seiner Natur und allen seinen bisherigen Begriffen vollkommen zuwider sind. Nie ist wol eine menschliche Seele zu dem Uebersinnlichen und Mystischen weniger geneigt gewesen, als das, was Hr. Platt seine Seele nennt, und sein trockenes Gehirn ist ganz unfähig, die subtilen Ideen und Nebelgestalten in sich aufzunehmen, die aus der geheimnißvollen Gährung der neuen Mystik emporsteigen. Indessen hat er von ihrem Jargon mit unendlicher Mühe doch nach und nach so viel behalten, daß es ihm seit einiger Zeit öfters gelingt, seine platten Einfälle in leidlich unsinnige Phrasen dieser Art einzukleiden. Der Stolz des Mannes ist dadurch ungemein erhöht worden, und obwol schwerlich ein prosaischerer Mensch in der Welt lebt, als Hr. Platt senior, so zweifelt doch von seinen Freunden keiner mehr an der Größe

seines Genies, seitdem man ihn in Ausdrücken sprechen hörte, wovon weder er noch sonst Jemand ein Wort verstand.

Nach einigen Anzeichen zu schließen, möchte jedoch die neueste Metamorphose des Plattischen Geistes schneller vorübergehen, als noch vor Kurzem zu vermuthen war. Wie verlautet, sind die Anhänger der neuen Kunsttheorie, durch die Ankunft der letzten Nummern des Morgenblattes, in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Es findet sich nämlich darin eine nachgelassene merkwürdige Erklärung Schiller's, und gewissermaßen sein Schluß-Urtheil über den Werth dieser Theorie und aller Kunst-Metaphysik überhaupt. Die besagte Erklärung ist der »Poetik und Poesie a priori« durchaus ungünstig, und der neueren deutschen Aesthetik wird dadurch die einzige wichtige Autorität entzogen, auf welche sie sich bisher stützte, der Beifall jenes großen Dichters nämlich, der im eigentlichen Sinne auch ihr Stifter war. Ich stelle mir vor, welchen seltsamen Eindruck ein so unerwartetes Bekenntniß auf Hrn. Platt in einem Zeitpunkte machen müsse, in dem er eben angefangen, sich für seinen neuen Glauben recht zu erwärmen.

Indessen zweifle ich nicht, daß er sich in Kurzem sehr gemüthlich darein finden werde, aus den schwindligen Höhen der Mystik wieder auf den platten Boden seiner angeborenen Alltäglichkeit herabzusteigen. Eine Veränderung, die nicht naturgemäßer und ersprießlicher seyn kann, und zu der ich ihm schon zum Voraus Glück wünsche.

Nachstehender Brief, den ich vor ein paar Tagen erhielt, scheint einen Geistesverwandten des Hrn. Platt zum Verfasser zu haben. Die schwierige Lage, worin sich der ehrliche Hans Stolidus befindet, hat viel Aehnliches mit der eben erwähnten Verlegenheit unseres Freundes Platt. Ich hoffe jedoch, daß es dem wackeren Barbier, mit Hülfe seiner verständigen Frau, gelingen wird, sich ungefähr eben so gut, als es von diesem zu erwarten ist, aus dem bedenklichen Handel zu ziehen, in welchen ihn seine allzu große Verehrung für die Orakel des Zeitgeschmackes verwickelt hat.

St. P—n, im Juni 1807.

»Hochgeehrtester Herr!«

»Ich bin Vorsteher des hiesigen Lese-Instituts, und also ein Mann von einiger Bedeutung in Sachen der Literatur und des Geschmackes. Alle Buchhändler bewerben sich um meine Kundschaft, und die Nachdrucker sehen mich für einen der größten Beförderer ihres nützlichen Gewerbes an. Da ich, vermöge meiner Profession, viel Umgang mit Leuten aus allen Ständen habe — ich besitze eine der besten Barbierstuben in dieser Stadt, und meine Praxis erstreckt sich auf einige Meilen im Umkreise — so fehlt es mir auch sonst nicht an Gelegenheit, mich um die Aufklärung und die Kultur des Geistes verdient zu machen. Ich sammle Pränumeration auf Alles, was im Druck erscheint, und bin damit oft sehr glücklich gewesen. Einige der neuesten inländischen Autoren haben ihr ökonomisches Aufkommen, und zum Theil auch ihre Reputation, mehr meiner Betriebsamkeit, als ihren Talenten zu verdanken.«

»Unsere Familie war, von meinem Groß-Onkel her, der neben seiner Tabaks-Traffik ei-

nen kleinen Büchertrödel hielt, immer dafür bekannt, daß sie die Künste und Wissenschaften unterstützte. Mein Vater, ein berühmter Perückenmacher seiner Zeit, und des Groß-Onkels Erbe, war ein außerordentlicher Freund der Lektüre, deren Geschmack er mit der Kunst, Papillotten zu machen, eingesogen zu haben schien. Er liebte zugleich den Scherz, und pflegte zu sagen, daß er oft in einer Woche mehr Witz an die Perrücken seiner Kundleute verschwende, als das ganze Jahr in ihren Köpfen zu spüren sey; — der gute Mann meinte den gedruckten Witz, den er zu Papierwickeln verschnitt. Nach seines Oheims Tode gerieth er auf den Einfall, von dessen nachgelassenem Büchervorrathe eine Leihbibliothek anzulegen, weil er sich nicht entschließen konnte, ein einziges Buch aus seiner Erbschaft zu verkaufen, und als ein ordentlicher Hauswirth doch das kleine Kapital, das darauf lag, nicht ungenützt lassen wollte. Diese Anstalt hatte sehr guten Fortgang. Mein Vater ward durch die zunehmende Leselust des Publikums in den Stand gesetzt, den Fonds seiner Büchersammlung zu vermehren, und unter meinen Händen ist sie, ohne Ruhm zu melden, zu einer der ansehn-

lichsten Privat-Bibliotheken im ganzen Lande angewachsen.«

»Der größte Reichthum meines Lesekabinets besteht in Werken der schönen Literatur und in Journalen jeder Gattung, wovon ich die älteren alle, die neueren aber, leider, noch lange nicht vollständig besitze. Da in den letzten Jahren beinahe die ganze Kunst und Gelehrsamkeit der Deutschen sich, zum größten Nutzen der wißbegierigen Welt, in lauter Zeit- und Flugschriften verwandelt hat, und für jedes eingehende Journal, mit Gottes Hülfe, immer wieder zwei bis drei neue zum Vorschein kommen, so zeigt sich, daß meine Geldkräfte bei Weitem nicht zureichen, mit meinem guten Willen und der rühmlichen Industrie unserer Tageschriftsteller gleichen Schritt zu halten. Ich habe mich im vorigen Jahre auf 47 in- und ausländische Journale beschränken müssen, und werde, wenn sich der Kurs nicht beträchtlich bessert, genöthig seyn, auch von dieser Zahl noch ein Dutzend aufzugeben, welches für einen Mann, dem die Bildung seiner Mitbürger am Herzen liegt, wirklich traurig ist.«

»Um den Abgang in meinem Bibliotheks-

Fonds einigermaßen zu ersetzen, habe ich angefangen, einen guten Theil von meines Vaters und Groß-Onkels nachgelassenen Büchern, die heut zu Tage ohnehin Niemand liest, zu verkaufen, und mir dafür die neuesten Meßprodukte anzuschaffen. Sie sollten aber kaum glauben, was für eine Noth ich habe, ein erträgliches Geschäft mit diesen alten Artikeln zu machen. So mußte ich den ganzen Liskow und Rabener weggeben, um ein paar kleine satyrische Taschenbücher dafür einzuthun, die noch dazu, wie mein Freund, der Rektor an unserem Gymnasium, behauptet, außer dem Titel, verdammt wenig Salz und Satyre enthalten. Für die sämmtlichen Werke von Hagedorn, Gellert, Uz, Ramler, Kleist und Geßner, habe ich mit Mühe — den Dichtergarten, die Kindermythen von Görres, und zwei oder drei Trauerspiele mit Chören bekommen, von denen der Rektor sagt: »sie seyen rein toll.« Die Schriften von Gerstenberg, Sturz und Thümmel brachte ich, noch ziemlich glücklich, für Jean Paul's Flegeljahre an den Mann. Klopstock's Oden und die Messiade aber konnte ich

nicht einmal gegen die Lucinde und den Lacrimas loswerden; obwol beide schon etwas verlegen sind. Aus dem Verkaufe meines Mendelssohn und Sulzer erhielt ich gerade so viel, als mich einige Hefte des Athenäums und die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders kosten. Nun denke ich die kritischen Schriften von Lessing und Engel auszubieten, um für den Pränumerationsbetrag auf das neue ästhetische Journal gedeckt zu seyn, womit, wie ich höre, uns nächstens ein junges plastisches Genie in Wien beschenken, und bei dem ein großer Mann in Weimar, wenn es glückt, Gevatter stehen wird.«

»Auf solche Weise, mein Herr, hätte ich Hoffnung, den alten Wust meiner Büchersammlung nach und nach gegen gute kurrente Waare umzutauschen, wenn nur der Rektor und meine Frau nicht wären, die mit ihren Grillen und Klagen mir den Kopf oft gewaltig warm machen. Der Rektor sagt ganz unverhohlen, mein Stichhandel tauge nichts, und der größte Theil meiner neuen Acquisitionen sey keinen rothen Heller werth. Meine Frau bezieht das auf die

Wirthschaft, und stichelt zuweilen recht empfindlich, daß ich es bei unseren Kindeskindern nicht würde verantworten können, des Groß-Onkels gute, alte Erbschaft für solchen neumodischen Plunder vertändelt zu haben. So sagt sie; auf mein Gewissen! — Nun muß ich Ihnen gestehen, Herr West, die Frau ist sonst nicht zänkisch; auch kann ich dem Rektor nicht abstreiten, daß er mehr von der schönen Literatur versteht, als ich. Wenn es nun mit den neuen Skribenten nicht richtig wäre, — um der bloßen Mode willen möchte ich doch weder meinen Hausfrieden, noch das kleine Kapital, das mir mein ehrlicher Vater in seinem Lese-Kabinette hinterließ, in die Schanze schlagen. — Im Grunde bin ich dem neuen literarischen Wesen selbst noch nicht lange auf der Spur, und wenn ich's recht bedenke, so ist an der Unordnung, worin sich meine Bibliothek und ihre Kasse befindet, Niemand Schuld, als ein Jenenser Student, der sich vor ein paar Jahren in unserer Stadt aufhielt. Dieser junge Mann machte mich und die Abonnenten meines Lese-Instituts zuerst mit einigen Journalen bekannt, durch deren Hülfe wir nach und nach sämmtlich so klug

oder so närrisch geworden, als wir zur Zeit noch wirklich sind.«

«Ich bitte Sie nun, mein Herr, mir in dieser zweifelhaften Sache mit Ihrem Rathe beizustehen. Sie scheinen ein überlegter Mann, und mit der alten und neuen Literatur ziemlich genau bekannt zu seyn. Sagen Sie mir ehrlich, ob ich meinen Stichhandel fortsetzen und den Lessing und Engel an die Meistbietenden erlassen, oder ob ich mir, statt des neuen plastisch-ästhetischen Journals und noch eines Dutzend ähnlicher Zeitschriften, etwa nach und nach wieder den alten Sulzer, Ramler und Mendelssohn anschaffen soll? Den Liskow und Rabener hat meine Frau schon einstweilen heimlich von ihrem Küchengelde zurückgekauft. Wenn Ihre Gründe gut sind, so will ich die Autorität meines jungen Jenenser Freundes für nichts achten. Es wäre wunderlich genug, wenn am Ende meine Frau das Ding besser getroffen hätte, als das Morgenblatt und die Jenaer Literatur-Zeitung.«

»Ihr ergebener

Hans Stolidus.«

Ein Beschluß der stillen Gesellschaft,
der nicht ohne Lärm ablaufen kann.

Der wunderliche Einfall Brin'ks, den Klatscher zu einem Mitgliede der stillen Gesellschaft zu machen, ist von ihm ernstlicher gemeint, als ich dachte. Er hat die Herren Morfeld und von Solms für seinen Plan gewonnen, und stellte in der letzten Freitags-Sitzung förmlich den Antrag, daß über die Aufnahme dieses seltsamen Kandidaten der Taciturnität gestimmt werden sollte. Was auch ich und Palmer gegen die Unziemlichkeit einer solchen Gemeinschaft einwenden mögen, Brink, Solms und Morfeld behaupten, wir hätten schon allzulange still gesessen, und es sey die höchste Zeit, daß wir lauter zu werden anfingen, wenn wir unseren Absichten und Meinungen Eingang und Nachdruck verschaffen wollten. Dabei könne uns — und besonders mir, als dem Dramaturgen der Gesellschaft — Niemand wesentlichere Dienste leisten, als der Klatscher, der sich bereit erkläre, meine Argumente mit seinen gewichtvollen

Händen zu unterstützen; was ihnen eine schlagende Beweiskraft verleihen müsse.

Gegen meine Erwartung zeigte sich auch Ernst dem Vorschlage Brink's nicht abgeneigt. Er sprach sehr gelehrt über die Anstalten der Griechen und Römer, die Beifallsbezeigungen in den Theatern nach den Gesetzen des Geschmackes und in dem Interesse der Staatsverwaltung zu leiten. Zugleich berief er sich auf das Beispiel eines berühmten Dichters unserer Zeit, der es, als Vorsteher einer Hofbühne, nicht unter seiner Würde hielt, von seinem kurulischen Stuhle herab das Zeichen zum Applaudiren zu geben. Ernst meinte, ein gesetzter und schweigsamer Mann, wie ich oder Solms z. B., müßte eine um so mehr imposante Figur machen, wenn er durch einen bloßen Augenwink, welchen der Klatscher und dessen Anhang beobachtete, das ganze Schauspielhaus in schallende Bewegung versetzte; dem Donnerer nicht ungleich, der durch eine Bewegung seiner Augenwimpern den Olymp erschütterte.

Morfeld stimmte dieser Ansicht mit großer Lebhaftigkeit bei. Er führte an, daß in Kescho, der Residenz des Königs von Tunkin, welche wegen ihrer vortrefflichen Theater-Polizei be-

rühmt ist, ein Tansi, oder Gelehrter vom ersten Range, mit einem vier Ellen langen Bambusrohre das Zeichen gibt, so oft die Zuschauer in einem Schauspiele lachen oder weinen sollen; was jedes Mal nach dem Takte und mit der größten Genauigkeit erfolgt. Diese bewundernswürdige Uebereinstimmung wird, nach Morfeld's Versicherung, außer dem dirigirenden Bambusrohre, durch das taktmäßige Vorlachen und Vorweinen von drei und dreißig Dukum's, oder Gelehrten vom zweiten Range, bewirkt, die unter den Zuschauern vertheilt sind, und die Signale des Tansi mit angestrengter Aufmerksamkeit beobachten. Nach Morfeld's Meinung könnte dieselbe Wirkung, mit noch größerer Leichtigkeit, durch die Trabanten und Freunde des Klatschers hervorgebracht werden, da seinen Signalen der Vorzug der Deutlichkeit zukommt, und so wenig Aufmerksamkeit erfordert wird, um sie zu verstehen, daß selbst Schlaftrunkene davon aufgeweckt und damit einzustimmen bewogen werden könnten.

Der Kapitän äußerte bloß den Zweifel, ob dem Klatscher die Nothwendigkeit, eine vortheilhafte Stellung zur freien Bewegung der Arme

zu nehmen, und seine Gewohnheit, sich von einem Platze des Theaters auf den andern zu begeben, gestatten werde, sich dem Sitze des jeweiligen Directeur des Applaudissemens nahe genug zu halten, um dessen Winke und Fingerzeige gehörig unterscheiden und befolgen zu können. Diesem Uebelstande sey aber durch eine mechanische Vorrichtung abzuhelfen, auf die er (Solms) verfallen sey, und die man nach Art eines Telegraphen, an irgend einer ruhigen, von allen Seiten zu bemerkenden, Stelle des Schauspielhauses, etwa über dem Souffleurkasten, anbringen könnte. Er denke auch schon daran, einen solchen Telegraphen verfertigen zu lassen, der vielleicht am schicklichsten in der Figur eines kleinen Trommelschlägers und Pfeifers bestehen könnte, und den es einem von uns leicht seyn würde, vermittelst eines, durch das Podium und unter den ersten Bänken des Parterre laufenden Drathzuges, von seinem Sperrsitze aus in Gang zu setzen.

Diese sinnreiche Erfindung des Kapitäns entschied die Frage, über welche in unserer letzten Freitags-Sitzung debattirt wurde. Morfeld, Ernst, und vor allen Brink selbst, ertheilten dem

erfinderischen Geiste des Kapitäns große Lobsprüche, und zeigten die lebhafteste Ungeduld, den kleinen Pfeifer und Trommelschläger recht bald auf dem Souffleurkasten und in Bewegung zu sehen. Demnach ward, troß meines und Palmer's beharrlichen Widerspruches, durch Mehrheit der Stimmen beschlossen, daß die Aufnahme des Klatschers in den Bund der Stillen Statt haben, und von seinen eklatanten Fähigkeiten der bestmögliche Gebrauch, zum Behuf der Gesellschaft und der guten Sache des Geschmackes, gemacht werden sollte.

19.

Mancherlei.

Sonntag, den 5ten Julius.

Seit einigen Wochen erhalte ich fast täglich mehrere Briefe, worauf selten Etwas zu antworten ist, und die also mehr für das Publikum, als für mich geschrieben zu seyn scheinen. Sie sind sehr verschiedenen Inhalts, und zum Theil von der Art, daß es nur zweifelhaft seyn kann,

ob dem Publikum oder den Korrespondenten ein größerer Dienst damit geleistet wird, wenn ich sie unterdrücke.

Die meisten dieser Briefe betreffen das Theater. Ueber die Vorstellung der Adelasia allein sind in einer Woche sieben eingelaufen, wovon drei in Versen an Einem Tage. Madame Imperatrice Sessi hat durch die Rolle des Aleramo plötzlich der Rivalität ein Ende gemacht, die sich seit längerer Zeit unter den ersten Sängerinnen der Oper erhoben, und den Beifall des Publikums getheilt hatte. Mlle. Milder und Laucher, Madame Bertinotti und Mlle. Häser, Mlles. Schmalz und Fischer, haben auf ein Mal den größten Theil ihrer Anhänger verloren, und man erwähnt ihrer beinahe nur, um den Triumph zu erhöhen, den Madame Sessi über so viele schöne und artige Talente erlangt hat. Zwei von meinen poetischen Korrespondenten vergleichen diese vortreffliche Sängerin daher ganz richtig, wiewohl nicht eben so neu und sinnreich, mit der strahlenden Luna, bei deren Erscheinen die kleineren Lichter des Himmels verschwinden. Da ich selbst ein großer Bewunderer des schönen Aleramo bin, so beklage ich

wirklich, daß Madame Sessi keine bessere Dichter begeistert hat, als die sind, welche mich bei dieser Gelegenheit mit ihrer Zuschrift beehrten, und deren Beiträge ich mich genöthigt sehe, an den Herausgeber des neuesten hiesigen Musenalmanachs zu verweisen, wo sich dergleichen gedankenleere Zierlichkeiten besser ausnehmen werden.

Einige meiner Korrespondenten haben offenbar die Adresse verfehlt; denn ihre Briefe sind, allem Ansehen nach, an den Redakteur eines bekannten auswärtigen Blattes gerichtet. In einem derselben wird von einer Schauspielerin erzählt, daß sie, gewisser Ursachen wegen, auf ein paar Monate das Theater meiden, und sich auf das Land begeben werde. Von mehreren Männern, die mir nur dem Namen nach, oder gar nicht bekannt sind, werden darin Notizen gegeben, die für ihre Gläubiger interessanter zu seyn scheinen, als für das Publikum. Ein anderes Schreiben enthält eine Anzahl Epigramme, Charaden und Disticha, woran die Poesie und der Witz sehr wenig, die Unverschämtheit und die Bosheit aber desto größeren Antheil haben, indem die meisten den Ruf von Privat-

personen antasten, die schon ihre Anspruchlosigkeit allein vor öffentlichen Beleidigungen schützen sollte. Der Verfasser legt dieser Art von Witzspielen einen großen Werth bei, und nennt das Distichon die köstlichste Blüthe der reinen Poesie, die er mit den neuesten Aesthetikern als das Bestreben erklärt, »die Natur, unermeßlich im Großen und unerschöpflich im Kleinen, in ihrer Unermeßlichkeit und Unerschöpflichkeit zur Anschauung vollständig, d. h. unter ihre Einheit zu bringen.« — »Mit den Teleskopen der Epopöen und Dramen,« sagt mein Korrespondent, ich weiß nicht, ob mit seinen eigenen, oder mit erborgten Ausdrücken, »gelangen wir durch den Ausblick in das Unermeßliche zur Ahnung, zu dem Glauben an ein Universum; das Distichon hingegen scheint uns in seinem engbeschränkten, scharfbegränzten Raum einzuladen, mittelst Versenkung in die unendliche Fülle, die Einheit des Universums zu suchen und zu finden.« — Da in dem Sonntagsblatte weder für Skandale, noch für so platten Unsinn Raum ist, so muß ich die Herren, die zu solchen Spielen des Witzes aufgelegt sind, ernstlich ersuchen, sich damit an

andere Journalisten zu wenden, welche in denselben vielleicht sogar eine edle Gesinnung, Verstand und einen dichterischen Geist erkennen möchten.

Von ungefähr einem Dutzend anderer Briefe, weniger unbedeutenden und nicht anstößigen Inhaltes, glaube ich den Lesern vorläufig folgende zwei, von mir unbekannten Verfassern, und dann das Schreiben einer hiesigen beliebten Schriftstellerin mittheilen zu müssen, deren Verdienst und guter Ruf, durch das aufrichtige Bekenntniß, welches sie darin ablegt, in den Augen des gebildeten Publikums schwerlich etwas verlieren werden.

Th. West.

Mein Herr!

Ihre Gesellschaft scheint es sich recht ernstlich vorgesetzt zu haben, der echten Literatur und dem guten Geschmacke mehr Eingang unter uns verschaffen zu wollen, als der ist, dessen sich diese verehrliche Anlegenheit seit einiger Zeit zu erfreuen hat. Eine schöne Unternehmung; Apoll und die neun Schwestern mögen ihr Gedeihen und Wachsthum verleihen!

Wenn es richtig ist, was der alte Markus Tullius sagt: »die Literatur verschönert unsere heiteren Tage, und gewährt Trost in den trüben«*), so ist die gegenwärtige Zeit allerdings recht wie gemacht, um uns zur Literatur aufzumuntern; denn so trübselig hat es in Europa wol seit Langem nicht ausgesehen, wie jetzt. — —

Was erstickt die echte Literatur? Was verdirbt den guten Geschmack? — Hauptsächlich wol unstreitig das viele kunterbunte Zeug, welches in unserer neuesten Zeit der allgemeinen Verwirrung, aus Eitelkeit, aus der Sucht, originell und neu zu scheinen, Systemen-Erfinder und Schulenstifter zu seyn, so häufig zu Markte gebracht wird, welches dann der Ton des Tages zur Modeleserei stämpelt, und dem Publikum fast gewaltsam aufdringt.

Man werfe einen Blick auf die Kameel-Ladungen von Ritter-, Geister- und Zauber-Romanen, auf die Banditen-Geschichten, auf die drastischen, plastischen, nonsensikalischen Schau-

*) Studia secundas res ornant, *in adversis solatium praebent.*

spiele, auf die poetischen Poesien rc., woraus sich der Geschmack bilden soll! Man besehe die Schreibereien über den transcendentalen Idealismus, den transcendentalen Synthetismus, den transcendentalen Skepticismus, den Empirismus, die Apodiktik, die Archimetrie, das Absolute rc. rc., auf die sich unsere philosophischen Kenntnisse gründen sollen!

Solche lose Speisen dem lesehungerigen Publikum aus den Zähnen zu schaffen, solche geschmackleere Waare jeder Gattung strenge hintan zu halten, dieß wäre allerdings die erste nothwendige Arbeit, um bessere Kenntnisse zu verbreiten, weil ja bekanntlich geschrieben steht: Sapientia prima est, stultitia caruisse.

Leider vergehen immer kaum ein paar Jahre, wo nicht eine neue Albernheit im Gebiete der Literatur erscheint, die sogleich Proselyten macht, und oft schon weit um sich gegriffen hat, ehe noch rechtliche Männer Zeit und Gelegenheit finden, gegen dieselbe zu warnen und sie zu entlarven. Um solchem Unheil zu steuern, mache ich Ihnen einen Vorschlag.

Wie wäre es, zum Beispiel, wenn Ihr Verleger alljährlich zu Ende der Fasten — weil

bis dahin, aus Mangel öffentlicher Lustbarkeiten, und wegen der unpraktikabeln Spaziergänge, noch etwas mehr gelesen wird — mit den übrigen Buchhändlern, aus den Verkaufsbüchern derselben, eine ordentliche Lese-Bilanz zöge, und dann eine literarische Konsumtions-Tabelle über die verkauften Bücher verfertigte, wie man über die jährlich zu Markte gebrachten körperlichen Nahrungsartikel hat? Vielleicht thäten diese Tabellen für das Reich der Wissenschaften eben so ersprießliche Dienste, wie weiland das Wargentinische Tabellenwerk für die genauere Kenntniß des Schwedischen Populations-Zustandes gethan hat.

Indessen, bis diese heilsame Anstalt zu Stande kommt, will ich Ihnen mittheilen, was ich — freilich nach sehr unvollkommenen und mangelhaften einzelnen Nachforschungen und Nachrichten, — über diesen Gegenstand gesammelt, und nach analogen Datis über die ganze Sache abstrahirt habe.

Ich nehme das Maximum von Lektüre für eine Stadt wie Wien = 100 an; was darüber geht, ist Schwelgerei und Exceß; ein Fall, der in Lektüre-Angelegenheiten bei meinen lieben

Landsleuten seit Menschengedenken nur zwei Mal eingetreten ist, im neunten Decennio des achtzehnten Jahrhunderts, mit den damaligen Tagesbroschüren, und noch vor Kurzem mit den Ritter- und Geister-Romanen.

Was in öffentlichen Lehranstalten, so wie von Männern, die sich ernsthaft mit den Wissenschaften beschäftigen, gelesen wird, kommt hier nicht in Anschlag. Es ist nur von derjenigen Lektüre die Rede, welche sich die eleganten Leute haben zu Schulden kommen lassen; und da sind bekanntlich nur die philosophischen Schriften und die Werke der schönen Literatur in Gefahr, von ihnen gelesen zu werden. Von diesen Geschenken der Musen wurden nun, so viel ich in Erfahrung gebracht habe, vom Oster-Sonntage 1806, bis zum Char-Samstage 1807, gelesen:

Klassiker	1/100.
Romane, schlechte	33.
dito, gute	2.
Komödien, Tragödien, Singspiele, Liederspiele, dramatisirte Mährchen, und sogenannte dramatische Gedichte	27.

Lyrische Gedichte, Epopäen, Lehrgedichte, Satiren, Sinngedichte und andere regelmäßige Dichtungsarten	2.	
Gründliche Kritiken		17/100.
Erziehungsschriften		13/100.
Länderkunde	3.	
Geschichte	1	29/100.
Politik		1/100.
Artistische Schriften		39/100.
Alterthümer		1/4.
Griechische Klassiker	—	—
Journale und gelehrte Zeitungen	30	3/4.
Summa Summarum	100.	

Eingeschwärzt sind 19 einzig mögliche Philosophieen, die aber ungelesen von Tabackskrämern in Beschlag genommen wurden.

Von jenen 100 waren:

Deutsche Lektüre		64.
Französische	—	28 1/2.
Englische	—	6.
Italienische	—	1 1/2.
Facit		100.

Salvo errore calculi.

Sie, mein Herr, und Ihre Gesellschaft, werden diesen ersten mangelhaften Entwurf leicht berichtigen, ergänzen und vollständiger ausbilden können. Zu einem größeren Grade von Vollkommenheit gebracht, würde eine solche Tabelle, meines Erachtens, als ein ziemlich richtiger Geschmacksmesser dienen können, und nach den jährlichen Oscillationen desselben, nach dem merkbaren Steigen und Fallen dieser oder jener Leserei, würde es Ihren Verbündeten nicht schwer fallen, der Lektüre überhaupt, und somit auch der Literatur, von Zeit zu Zeit gewisse vortheilhafte Richtungen zu geben.

M. G.

Mein Herr!

Seit Ihrem Gespräche am Eingange des Kärnthnerthor-Theaters, wo uns ein Fremder, der nicht in die Vorstellung der Minna ging, auf eine ziemlich neue Art sagte, was an jenem Abende wirklich in der Minna zu sehen war, werde ich sogleich aufmerksam, wenn Sie, oder

Ihre Freunde vor der Aufführung des Stückes ein Wort darüber fallen lassen. Ich schließe daraus, daß Sie keine Lust haben, uns nach der Aufführung Ihr Urtheil davon zu sagen. So war es mit Herrn Ochsenheimer's Marinelli; so ist es jetzt mit Herrn Haide's Debut. Wir haben Ihre und Ihrer Freundin ehrliche Meinung von jenem Marinelli bis jetzt nicht gehört; allem Anscheine nach möchten wir wol auch Ihre eigentlichen Gedanken über Herrn Haide's Debut nicht zu hören bekommen. Sollte es dennoch geschehen, so ersuche ich Sie, mein Herr, auf folgende Bemerkungen oder Einfälle einer Ihrer Leserinnen dabei Rücksicht zu nehmen.

Ich bin noch nicht alt genug, um mich an die Zeit erinnern zu können, da man in Wien den hübschen Weibern die Cour à la Lange machte. Herr Lange ist nicht mein sentimentaler Held. Ueberhaupt ist es kein Schauspieler, den ich bis jetzt sah; und ich gestehe, daß ich keine große Meinung von einer Dame habe, welche das Vorbild des Mannes, der ihr gefallen könnte, auf dem Theater sucht. Ausgezeichnete Charaktere, anziehende Gestalten kommen im Leben nicht häufig vor, aber man findet deren in der

Gesellschaft zwanzig, ehe auf dem Theater Eine nur erträglich ist. Das Beste, was ich auf den Bretern sah, waren einzelne Züge, zuweilen auch eine ganze Figur, die ein verständiger Künstler dem Leben entwendet hatte. Die Schauspieler sollten ihre Muster in der Societät finden; wo die Gesellschaft sie vom Theater borgt, da steht es schlimm um beide. — »Und doch ist das der Fall,« werden Sie mir sagen. — »Leider ja!« muß ich Ihnen antworten.

Wie dem aber auch sey, mein Herr, ich wenigstens bin für keinen unserer Schauspieler besonders eingenommen, und zur Zeit eben auch für keinen Mann, der nicht Schauspieler ist. Mein Urtheil ist frei, wie mein Herz; — ich werde Herrn Haide mit keinem Nebenbuhler vergleichen, kaum mit dem Andenken eines Nebenbuhlers. Es hängt also nur von ihm ab, mir so sehr zu gefallen, als er kann. Noch mehr, ich gestehe, daß ich sehr aufgelegt war, ihn mir gefallen zu lassen. Alle Zeitungen und Journale für die elegante und gebildete Welt, haben uns so viel Rühmliches von diesem Schauspieler gesagt! Nur mit dem Rufe, der vor ihm herging, nahm ich mir vor, ihn zu vergleichen, und

mit der Idee, die ich mir von seiner Rolle machte.

Ich habe den Beaumarchais des Hrn. Haide gesehen. Einen Charakter, von Göthe gedacht, durch einen Mann dargestellt, der sich in Göthe's Schule zum Schauspieler gebildet: — das zu sehen, meinte ich, sollte wohl der Mühe lohnen. Die Mühe ist gering; wie kommt es, daß ich sie doch nicht belohnt fand? — Oder hätte ich Unrecht gehabt, mich Göthe's und seiner Schule bei der Rolle des Beaumarchais zu erinnern? Diese Rolle ist so einfach und bestimmt gegeben, daß der Schauspieler von dem Dichter nichts darüber erfahren kann, was nicht schon deutlich genug darin läge. Was für eine Rolle müßte das überhaupt seyn, die nur der Dichter dem Schauspieler verständlich machen könnte? — Gewiß, ich hatte Unrecht, mich Göthe's dabei zu erinnern, und von Hrn. Haide mehr, als von jedem anderen Schauspieler, in dieser Rolle zu erwarten. In der That, was soll man sich von einer Schule Göthe's denken, in der sich ein Schauspieler bilden könnte? — Was heißt überhaupt Schule, und worin besteht die Bildung eines Schauspielers? Gibt es eine andere Schule für ihn, als die Welt, und ein an-

deres Muster für das Leben, das er darstellen soll, als das Leben selbst? — Er muß die Sprache, den Ausdruck, den Styl seiner Kunst an den Originalen studieren, die ihm die Natur darbietet, — wir haben keine Antiken in dieser Kunst, — oder an Schauspielern, die gute Kopien jener Originale sind. — Ist Göthe Schauspieler? Ich zweifle; kein großer Dichter, sagt man, ist je ein guter Schauspieler gewesen. Steht er einer Bühne vor, die jemals einen großen Schauspieler gehabt hätte? Hat diese Bühne auch nur ein Publikum? Und kann da eine Schaubühne entstehen, wo kein Publikum ist?

Ich glaube, nein, mein Herr. Und so wenig ich von einem Maler oder Bildhauer etwas Großes erwarte, der seine ganze Schule in Weimar gemacht hat, wo es weder Muster noch praktische Künstler gibt, von denen er lernen könnte; eben so wenig, ja noch weniger hätte ich einen vollendeten Schauspieler aus einer Stadt erwarten sollen, der außer der Theorie Alles fehlt, was den Schauspieler macht. Ein Talent allenfalls, vielleicht aber auch ein schon verbildetes Talent, kann uns daher kommen; ein

Meister gewiß nicht, oder er müßte es doch nicht ganz in Weimar geworden seyn.

Pauline von * *.

Mein werthester Herr West!

Die Gefälligkeit, mit der Sie manchen, das Theater betreffenden, Aufsatz in Ihr Sonntagsblatt einrückten, macht mich so kühn, mich in einer ähnlichen Angelegenheit an Sie zu wenden, und Sie zu bitten, folgende Bekenntnisse meines ängstlichen Gewissens dem Publikum mitzutheilen. In einigen Tagen wird ein Stück von mir gegeben werden, das, wegen seines etwas romanhaften Ganges, manchem Tadel ausgesetzt seyn wird. Das öffentliche Geständniß seiner Schwäche soll den scharfen Stachel des Witzes, der mir deßhalb drohet, ein wenig abstumpfen, und die Herren Kunstrichter der Mühe überheben, Mängel aufzudecken, die mir — nicht verborgen sind.

Seit einigen Jahren treibe ich, unter keines Mannes Schutz und Schirm, und vielleicht eben darum sehr verfolgt, das Dichter-

handwerk. Ich muß diesen niedrigen Ausdruck wählen; denn bis jetzt haben die grausamen Journalisten meine Stücke nicht als Kunstwerke behandelt, und Mancher hat sie öffentlich gemeistert, dessen Werke den meinigen eben auch nicht zum Muster dienen konnten. — Demüthig schwieg ich stille, welches bei einem Weibe gewiß eine seltene Tugend ist, zumal, da ich auf so Vieles viel hätte antworten können. Ich tröstete mich mit dem Bewußtseyn, daß ich, wenn auch nichts sehr Gutes, doch auch nichts sehr Schlechtes geschrieben hatte, und wunderte mich oft, wie dagegen wahrhaft elende Machwerke eines Mannes, von dem man doch mehr zu fordern berechtigt war, so schonend behandelt wurden. Nie habe ich Dinge berührt, die, der allgemeinen Meinung nach, außer dem weiblichen Wissen liegen; mich leitet auf meiner gefährlichen Bahn nichts, als gesunde Vernunft, die nicht hoch fliegt, und eine durch Erfahrung berichtigte Beurtheilungskraft. Ich hütete mich wohl, wenn ich auch hier und da ein Sprüchelchen eines graubärtigen Griechen oder Römers wußte, es unter meine, damit so sehr abstechende, Dichtung zu mischen; und so gerne wir

Weiber uns auch schmücken, mit fremden Federn habe ich mich doch nie geziert. Die Geschöpfe, denen meine Einbildungskraft das Leben gibt, fragen und antworten, wie es ihr angelegter Charakter und die Handlung des Stückes erfordert; sie kramen nie alles aus, was sie, vermöge der Stufe, auf die ich sie stelle, wissen können, sondern nur das, was sie zum Zwecke des Ganzen sagen müssen. Daß die Art, wie sie das sagen, nicht immer — interessant genug ist, fühle ich wohl selbst. Ich bemerke jeden Mangel, jede Lücke, aber ich besitze nicht die Fähigkeit, sie würdig auszufüllen. Diese Schwächen meiner Weiblichkeit bekenne ich gern.

Nun muß ich aber doch meinem Hauptzweck näher rücken. Unter 18 Stücken, die ich bis jetzt geschrieben, ist manches, in dem ich auf alle Theater-Regeln Rücksicht nahm, — in sofern wir Weiber etwas nach Regeln machen können. — Aber die Regelmäßigkeit ermüdet, da das Auge durch prächtige Opern und Ballette an Prunk und Abwechslung gewöhnt ist. Ein einfaches deutsches Stück ist für das Publikum Hausmannskost, die man täglich hat; deßhalb sieht es sich nach Leckereien um, die nun freilich

im Moralischen eben so ungesund für den Geschmack, als im Physischen für den Magen sind. Meine sehr mäßige Hausmannskost wurde von Vielen mit ziemlichem Behagen verzehrt; aber sie reizte meine Gäste nicht, sich öfter an meiner Tafel einzufinden, und meine Stücke kamen also, aus ökonomischen Rücksichten, ganz vom Repertoire. »Wage Dich in die Schranken,« lispelte der böse Geist, der mich immer zum Schreibtische zieht; »es gibt auch weibliche Helden!« — »Aber, hilf Himmel!« — sagte eine Stimme in mir — »wenn sie Dich gerüstet sehen; ein ganzes Heer von Skriblern wird sich gegen Dich waffnen. Du bist verloren.« — Der böse Geist, der mich nun einmal ganz in seiner Gewalt hat, siegte, und ich schrieb ein Ritterstück: Adelheid, Markgräfin von Burgau. — Heimlich, wie ein falscher Münzer, den das Gewissen drückt, arbeitete ich daran; ohne meinen Namen zu nennen, wurde es gegeben, und, siehe da! meine Gäste verschmähten nicht das Wiederkommen. — Auch diese Adelheid hat manches weibliche Gebrechen; aber, lieber Gott, wenn wir nur das geben wollten, was vortrefflich, was klassisch ist, so dürfen wir die Bühne

des Jahres vielleicht nur drei oder vier Mal öffnen, um ein Mal Minna von Barnhelm, das andere Mal Emilia Galotti, und das dritte Mal Iphigenia in Tauris zu geben.

Nun — zu meinem jüngsten dramatischen Vergehen! Es fiel mir ein französisches Stück in die Hände, zu dem, wie der Verfasser sagt, der Stoff von einem deutschen Autor genommen ist, der die Geschichte für wahr ausgibt. Es heißt: der Wald bei Herrmannstadt. — Ich wollte aus der Quelle schöpfen, suchte in der Geschichte von Siebenbürgen, und fand, bis in die grauesten Zeiten zurück, keine Spur von dem Inhalte meines Stückes.

Ich änderte also nach Gefallen, zog dem Kinde, welches übrigens ganz artige Sprünge macht, die wol einen Abend belustigen können, ein deutsches Kleidchen an, deckte, so viel mir möglich war, seine Blößen, und überlasse es nun seinem Schicksale. Hält man es für eine kleine Missgeburt: — je nun, eine Mutter, die viele Kinder hat, bringt ja wol mitunter auch ein übelgestaltetes zur Welt; — ich will damit keineswegs sagen, daß meine übrigen Kinder wohlgestaltet und gesund seyen. Blatternarben we=

nigstens haben sie alle, aber das Herz ist bei jedem gut; der Kopf könnte freilich besser seyn.

Nun höre ich Sie, mein werther Herr West, sagen: — »Aber, Madame, wenn Sie Ihr letztes Stück selbst für fehlerhaft halten, warum geben Sie es der Welt?« — Ja, mein bester Herr West, ich glaube, daß mein Stück nur das Tageslicht nicht vertragen kann; bei'm Fackelscheine, mit schimmernden Gewändern, mit der Kunst und dem guten Willen der Schauspieler, von dem ich im Voraus überzeugt bin, und von dem ich schon so manche schöne Beweise habe, — mit dem allen, denke ich, soll es unterhalten. Also ist es, im wahren Sinne, ein weibliches Produkt, weil es nur ergetzen, nicht — was die Männer ohnehin nicht an uns leiden können — belehren, noch zum Muster dienen soll. Nach dieser offenherzigen Beichte mag nun immer Ihr grundgelehrter Herr Doktor seine Experimente mit meinem Stücke vornehmen; ich werde nicht erschrecken, wenn er es unter 0 setzt. Da er selbst nicht alle Stücke von Lessing und Göthe für ganz gesund erklärt, so wird es mich nicht wundern, das meinige auf der Todtenliste zu sehen.

Ich würde, mein bester Herr West! diese Gelegenheit benutzen, Ihnen recht viel Schönes über Ihr Sonntagsblatt zu sagen: allein die Welt möchte glauben, es geschähe aus der eigennützigen Absicht, Sie zu bewegen, daß Sie nicht viel Böses von mir sagen. Also — Punktum! — Ich gebe Ihnen freies Spiel. Nur muß ich Ihnen gestehen, — das witzige Sticheln kann ich nicht leiden; — wenn Sie es aber der Mühe werth halten, mich zu belehren, wie ich es besser machen soll, so wird dieß gewiß dankbar erkennen

Ihre

ergebene

J. Weissenthurn.

20.

Ueber Romanen-Lektüre.

In dem Kreise der vertrauteren Freunde, welche sich ein paar Mal in der Woche bei Frau von Norberg versammeln, fiel neulich die Unterredung auf unsere Romanen-Literatur. Man

war darüber einig, daß dieser Theil der modischen Unterhaltung unmöglich schlechter bestellt seyn könnte, als es gegenwärtig in Deutschland der Fall ist. Der Wust der elenden Romane, bemerkte Serena, nehme noch täglich zu, und verdränge nach und nach alles Bessere gänzlich. Die Abgeschmacktheit der neuesten Romantiker habe dem Unsinne und der Rohheit vollends Thür und Thor geöffnet. Cramer und Spieß seyen durch die Ungenießbarkeit der poetischen Faseleien dieser Schule wieder zu Ehren gekommen, und es sey kein Wunder, daß der große Haufe der Leser an dem Derbsten und Gemeinsten, was die letzten Jahrzehende hervorgebracht, noch mehr Behagen finde, als an den sublimirten Schaumgerichten der neuen ästhetischen Kochkunst, die man ihm als Ambrosia und Nektar auftische.

Serena fing nun an, ein paar neuere Werke dieser Art mit der ihr eigenen Laune zu charakterisiren, wobei es ohne einige Uebertreibung und Ungerechtigkeit gegen die ihr verhaßten Autoren nicht abging. Sie schonte, in ihrem Eifer gegen die neue Dichterschule, auch Tieck und Novalis nicht, und erlaubte sich selbst gegen Jean Paul einige spöttische Bemerkungen. Es schien ihr

eben kein Fortschritt des guten Geschmackes in Deutschland zu seyn, daß Quintus Fixlein die Musarion und den Agathon, Prinz Zerbino die Geschichte der Abderiten, und Sternbald's Wanderungen die Reise in das mittägige Frankreich zu verdrängen drohten. Sogar Heinrich von Ofterdingen dünkte ihr des Aufhebens nicht werth, welches die Partei davon gemacht. In ihren Augen schweifte dieser nebelhafte Roman eben so weit über die Linie des wahren Schönen hinaus, als der verrufene Ardinghello unter derselben geblieben.

Theodore, eine andere Freundin der Frau von Norberg, konnte das Mißfallen nicht verbergen, welches Serenens schneidende Urtheile ihr verursachten. Sie ist eine erklärte Verehrerin Jean Paul's, und verhehlt überhaupt ihre Vorliebe für die neue deutsche Dichterschule nicht. Die Vergleichung eines Werkes von Novalis mit dem Ardinghello schien ihr eine Entweihung. Sie nahm davon Anlaß, mehrere unserer älteren Schriftsteller, die sich Serenens besonderer Gunst erfreuen, von Seiten der Sittlichkeit und der Zartheit der Empfindung heftig anzugreifen. Theodore fragte mich,

ob wol in der Frauenzimmer-Bibliothek, zu der ich nach Sophroniens Wunsche*) den Entwurf machen sollte, der neue Amadis, Peregrinus Proteus, und Thümmel's Reisen eine Stelle finden würden? In diesem Falle würden hoffentlich auch die Bijoux indiscrets und die allerliebsten Mährchen von Voltaire und Hamilton darin nicht fehlen. Da wäre dann nur noch Ein Schritt bis zu den Liaisons dangereuses und dem Faublas, um die ästhetische Erziehung eines jungen Frauenzimmers nach den Grundsätzen des guten alten Geschmackes vollständig zu machen.

»Die Lucinde nicht zu vergessen,« fiel Serena lebhaft ein, »die wir den neuesten Grundsätzen des guten Geschmackes und der ästhetischen Verfeinerung unseres Zeitalters verdanken. Es wird übrigens vermuthlich darauf ankommen, für welche Klasse von Frauenzimmern die Damen-Bibliothek bestimmt ist, zu der man einen Vorschlag von Herrn West erwartet. Wahrscheinlich hat er für Sophroniens Betty und die kleine Ursula andere Bücher in Petto,

*) In Nro. 16. des Sonntagsblattes.

als für mich und Elisen. Junge Mädchen sollten vielleicht gar keinen Roman lesen; der unschuldigste enthält noch des Giftes zu viel für die leicht verführbare Einbildungskraft der ersten Jugend. Aber was sollen an uns, die wir in der sogenannten großen Welt leben, Bücher verderben, welche die Menschen und Sitten dieser Welt darstellen, wie sie sind? Hören und sehen wir nicht täglich anstößigere Dinge, als in irgend einem Werke von Wieland oder Thümmel vorkommen?«

»Desto schlimmer für unsere Gesellschaften,« versetzte Theodore, »wenn sie uns nöthigen, das Ungeziemende anzuhören. Das eben tadle ich an den witzigen Schriftstellern der früheren Periode, daß sie sich so selten über die Wirklichkeit erheben, und mich in Werken, worin das Ideal herrschen sollte, nur die Sitten und Gesinnungen unserer guten, oder vielmehr schlechten Gesellschaften finden lassen.«

»Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung,« sagte Frau von Norberg. »Man merkt es einigen unserer älteren schönen Geister an, daß sie ihre Bildung in einem Zeitalter und von einer Nation erhalten haben, deren Societät noch

verderbter war, als die ist, mit welcher wir jetzt leben. Ein zarter Sinn wird nur zu oft von Schilderungen verletzt, in deren Ausmalung sie sich mehr, als billig ist, gefallen.«

Ferdinand, Elisens Bruder, nahm jetzt das Wort. Er gab zu, daß dem Zartsinne der Frauen vor Allen ein Urtheil über das, was sich geziemt, zustehe; aber er wollte diesem Zartsinne nicht auch das Recht einräumen, über die Sittlichkeit einer Handlung, eines Charakters, oder eines schriftstellerischen Werkes in letzter Instanz abzusprechen. Ferdinand glaubte Serenen beistimmen zu müssen, wenn sie es mit ihrer Lektüre nicht genauer nähme, als jeder Gesittete es im Umgange mit den Menschen zu thun pflegte. — »Es gibt eine Verworfenheit des Charakters und eine Rohheit der Sitten,« sagte er, »die den, welchem sie anhängen, von jeder guten und ehrbaren Gesellschaft ausschließen. Gebrechen und Unvollkommenheiten minderer Art kommen bei Personen, mit denen wir in der Societät nur beiläufig zusammentreffen, nicht in Betrachtung. So, meine ich, sollten wir es auch mit den Büchern machen, wenn wir uns nicht manchen Genuß, und selbst manchen Anlaß zu

unserer Bildung wollen entgehen lassen. Man kann von einem geistreichen Buche, wie von einem solchen Menschen, noch immer viel lernen, wenn es auch nicht eben die Tugend ist, die sein Inhalt oder Beispiel lehrt.«

»Die Bücher,« erwiederte Elisa, »könnten und sollten besser seyn, als die Menschen, deren Bekanntschaft wir oft wider Willen machen müssen. Ein Buch ist kein gesellschaftlicher Scherz, welcher flüchtig vorüber geht, wie er entstand, und dessen Kühnheit um so weniger zu bedeuten hat, je weniger er die Oeffentlichkeit scheuet. Der zuversichtlichste Witzling wird es nicht wagen, einer ehrbaren Frau auf ihr Boudoir nachzuschleichen, und ihr unter vier Augen zu sagen, was er vor zwanzig Zeugen keck ausspricht. Manches Buch, dem seine unschuldige Miene, oder der Name des Autors, den Weg in unser Kabinet bahnt, ist ärger, als solch ein Roué. Es muthet uns zu, Dinge zu lesen, welche der Verfasser nie das Herz gehabt hätte, Einer von uns in's Angesicht zu sagen.«

»Ein deutscher Schriftsteller,« sagte Ferdinand, »kann in diesem Punkte leicht zu viel, oder zu wenig thun. Er kennt sein Publikum

selten, und weiß kaum, ob er ein solches hat. Er wird bald zu blöde, bald zu dreist auftreten, und die Einen durch seinen Cynismus erschrecken, während die Andern seine pedantische Aengstlichkeit belächeln. Der Begriff der Schicklichkeit ist in der deutschen Societät noch so unbestimmt; wie sollten unsere Schriftsteller darüber im Reinen seyn?«

»Ich möchte so wenig, als Sophronie, für eine Prüde gelten,« antwortete Elisa, »aber ich gestehe, daß auch mir, in Bezug auf die Geschlechtsverhältnisse, das Unzarte sehr oft zugleich als das Unsittliche erscheint. Die verunreinigte Einbildungskraft unserer Mädchen und Jünglinge, unserer Frauen und Ehemänner, dünkt mich eine fruchtbare Quelle moralischer Unordnungen; und ich zweifle, ob die bürgerliche Gesellschaft von den Uebeln, an welchen sie leidet, befreit werden kann, wenn sie nicht in dieser Hinsicht zu der Reinheit und Strenge der alten Sitten zurückkehrt.«

»Ist es denn auch gewiß, daß die alten Sitten in diesem Punkte so rein und streng waren?« fragte Serena. »Ich habe gelehrte Männer das Gegentheil behaupten hören; und wenn

gewissen Auszügen aus den alten Chroniken und Ritterromanen, die ich durchblätterte, zu trauen ist, so waren die Sitten jener berühmten alten Zeiten nicht weniger verderbt, als die unsrigen, und dabei um ein gutes Theil roher.«

»Unsere witzige Freundin weiß so gut, als ich, was ich unter der alten Zeit verstehe, deren Sitten ich zurückwünsche,« erwiederte Frau von Norberg. »Es ist die Zeit, wo die jungfräuliche Schamhaftigkeit, die eheliche Treue, die Verhältnisse zwischen Kindern und Aeltern, Gegenstände der Ehrfurcht, und nicht des Spottes oder einer sophistischen Zweifelsucht waren; wo Tugend und Gottesfurcht sich öffentlich zeigen durften, ohne der Heuchelei verdächtig zu seyn, und das Laster wenigstens genöthigt wurde, sich mit dem Mantel der Scham und des äußeren Anstandes zu bedecken. Sie war, diese Zeit; wir selbst sahen sie noch zum Theil. Unsere Mütter waren besser, als wir, und die Männer, welche sich ihnen näherten, hatten noch etwas von jener Scheu, die, nach Plato's schöner Allegorie, zur immerwährenden Begleiterin der Menschheit bestimmt war. Auch unsere Mütter lasen in ihrer Jugend Romane: aber diese Ro-

mane waren züchtig, wie sie selbst, und lehrreich, wie das Beispiel der Tugenden, welches sie uns zur Nachfolge zurückließen.«

»Den Alfred, z. B., den Usong, die Geschichte der schwedischen Gräfin v. G**,« fiel Serena lächelnd ein. »Die Pamela und den Grandison habe ich selbst noch gelesen. — Allen Respekt für unsere Mütter und Großmütter; doch in der Wahl meiner Lektüre habe ich eben so wenig Lust, sie mir zum Muster zu nehmen, als in der Art, meinen Kopf aufzuputzen, oder meine Taille auszustaffiren.«

»Unsere Jugend,« versetzte Elisa, »fiel in eine Zeit, welche der Bildung unseres Geschmackes günstiger war, als der Erhaltung einfacher Gefühle und Sitten. Der erste Roman, den ich las, da mir nach dem Tode meiner Mutter erlaubt wurde, meine Lektüre selbst zu wählen, war — Agathon, der zweite Werthers Leiden, der dritte die neue Heloise, der vierte Candide! Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des außerordentlichen Eindruckes, welchen diese Werke auf mich machten. Es war ein Aufruhr von Empfindungen und Gedanken in meinem Inneren, der meinem Kopf und mei-

nem Herzen hätte gefährlich werden können, wenn ich mir allein überlassen geblieben wäre. Meine Unbefangenheit war dahin; ich hatte die Früchte vom Baum der Erkenntniß gekostet, und mußte nun die ganze Schule unserer zweideutigen Kultur durchlaufen, um wieder mit mir selbst einig zu werden.«

»Es wäre interessant,« sagte Ernst, der bisher der Unterredung der Frauen mit stiller Aufmerksamkeit zugehört hatte, »den Weg kennen zu lernen, welchen eine Frau von Ihrem Geiste und Charakter in dieser Beziehung ging. Wollten Sie uns nicht wenigstens noch einige Bücher nennen, die nächst denen, welche Sie anführten, den meisten Einfluß auf die Ausbildung Ihres Urtheils und Geschmackes in dieser Hinsicht hatten?«

»Wenn ich mich in den Irrgängen der Romanenwelt eher, als Andere, zurecht fand,« erwiederte Frau v. Norberg, »so verdanke ich dieß meinem edlen Vater, der, seinen Grundsätzen getreu, mich meinen Weg selbst suchen ließ, aber so oft ich auf einen Abweg gerieth, mich unmerklich wieder auf die rechte Bahn zurückzubringen wußte. Er schlug mir von Zeit zu Zeit

selbst einige Romane zum Lesen vor, auf welche er mich hinlänglich vorbereitet glaubte. Ich erholte mich bei der Lektüre des Dorfpredigers von Wakefield, des Thomas Jones, der Reisen des Humphry Klinker, des Gil Blas und einiger anderen solcher Bücher, von den ersten gewaltsamen Eindrücken, welche die Welt der Romane in ihren verschiedenartigsten Gestalten in mir hervorgebracht hatte. Yorick's empfindsame Reisen, Clarissa und Rousseau's Emil gaben hierauf dem sentimentalen Hange in mir wieder auf einige Zeit das Uebergewicht. Jetzt hielt mein Vater mich für reif, die großen satyrischen Schriftsteller kennen zu lernen. Ich las, anfangs mit einigem Widerwillen, aber bald mit zunehmendem Interesse die Werke Lucian's, Rabelais und Swift's, zuletzt den Don Quixotte, das Buch aller Bücher im Fache der Romantik, und ohne Zweifel dasjenige, welches am meisten geeignet ist, den Geist und das Gemüth von romanhaften Ueberspannungen herabzustimmen, und in beiden das Gleichgewicht zwischen der Wirklichkeit und der Welt der Einbildung herzustellen.«

»Sie waren glücklicher, als ich, in der Wahl Ihrer ersten Lektüre,« sagte Serena. »Mir ward es nicht so gut, gleich anfangs lauter klassische Romane zu lesen; von deutschen, englischen und spanischen Werken dieser Art bekam ich fast keines zu Gesichte. Meine Tante, bei der ich erzogen wurde, versah mich mit einer Menge französischer Liebesgeschichten, größtentheils von weiblichen Verfassern, worunter Frau v. Genlis und Mad. Cottin die vorzüglichsten waren. St. Pierre's Paul und Virginia und die Contes moraux des Marmontel, die sich zufällig darunter verirrten, waren für mich ein wahres Labsal unter dem ganzen Braß dieser schalen Lesereien. Ich war noch sehr jung, als ich heirathete. Mein seliger Gemahl, der meine Neigung zur Lektüre kannte, hatte die Galanterie, mich mit einer großen, prächtig gebundenen Romanen-Bibliothek zu beschenken, deren Auswahl er seinem Buchhändler überlassen hatte. Ich erstaunte über den Reichthum der deutschen Literatur an Werken solcher Art, und über die Fruchtbarkeit einiger Schriftsteller dieses Faches. Es ward mir nicht leicht, unter dieser Menge mittelmäßiger und schlechter Bücher eine Wahl

zu treffen. Die mäßige Unterhaltung, welche mir einige Romane von Stilling, von Müller (aus Itzehoe), von der Naubert und A. Lafontaine verschafften, wurde mir durch den Ekel und die Langeweile sehr verleidet, womit ich mich durch mehrere dicke Bände von Hermes und Sintenis, und durch die wilden Produkte von Albrecht und Cramer arbeiten mußte. In dieser Stimmung fielen mir die allerliebsten Mährchen von Wieland, sein Danischmende, die Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens, und endlich Thümmel's Reisen in die Hände. Ich war davon entzückt; und ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich diesen frivolen Büchern, zu denen ich mehr als ein Mal zurückkehrte, den Anfang meiner geistigen Ausbildung, und ungleich mehr Vergnügen verdanke, als ich in hundert anderen, zum Theil hochgepriesenen Unterhaltungsschriften gefunden habe.«

»Sie haben uns den Grund Ihrer Vorliebe für die genannten Schriftsteller hinlänglich erklärt, schöne Frau,« entgegnete Ferdinand. »Theodore selbst wird gestehen müssen, daß man

von so schlimmen Meistern, als Wieland und Thümmel in ihren Augen sind, unmöglich mehr Nutzen ziehen, und weniger Ungebührliches annehmen kann, als es bei unserer Freundin Serena der Fall ist. Doch im Ernste! Es hieße den moralischen Rigorismus im Gebiete der schönen Literatur doch etwas zu weit treiben, wenn man Werke, wie die zuletzt erwähnten, daraus verbannen wollte. Unsittliche Bücher dürfen nie und nirgends geduldet werden; kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand hat ein Vorrecht, sich über Scham und Sitte hinweg zu setzen. Ein Mann, der am Faublas Gefallen findet, und sich von dieser schmutzigen Lektüre nicht losreißen kann, ist eben so verächtlich, als ein Weib, das dieses Buch nicht unwillig von sich wirft, wenn es mehr als funfzig Seiten darin gelesen hat. Aber Schriften, welche, ohne die Absicht, zu verführen, die Menschen und die Sitten schildern, wie sie sind, und selbst die blendende Seite des Lasters unverstellt darlegen, mögen unbedenklich in den Händen aller Leser seyn, die es nicht vermeiden können, mit diesen Menschen zu leben. Ein wenig Ruchlosigkeit muß man dem Witze verzeihen, und der Humor kann nicht

immer am Leitbande der Decenz geführt werden.«

»Das mag seyn,« erwiederte Frau v. Norberg; »dagegen wird auch Niemand, der mit der Welt lebt, viel einzuwenden haben. Dem Witz und Humor soll die Freiheit, die ihr Element ist, unbenommen bleiben; aber sie können nur dabei gewinnen, wenn sie sich dieser Freiheit in den Schranken des Anstandes und der guten Sitten bedienen lernen. Es würde manchem geistreichen Werke schwerlich zum Nachtheile gereicht haben, wenn der Autor vor der Bekanntmachung den Versuch angestellt hätte, welchen Eindruck gewisse Stellen seines Buches auf eine gemischte Gesellschaft von Lesern und Leserinnen hervorbrächten, wie sie z. B. jetzt zufällig hier beisammen ist.«

»Sehr wohl bemerkt,« sagte Ernst; »und mit dieser Ansicht muß sich die Stimme eines Jeden vereinigen, dem das Interesse der Kunst und der Sitten zugleich am Herzen liegt. Ich bin überhaupt der Meinung, daß in diesem Theile der Literatur eine gewisse gegenseitige Toleranz durchaus nothwendig ist, wenn er seine Bestimmung erfüllen und, neben einer anstän-

digen Unterhaltung, zugleich als ein Mittel der Kultur benützt werden soll. In den jetzigen gesellschaftlichen Verhältnissen sind die Romane ein Bedürfniß, wie das Theater. Sie haben, wie dieses, ein großes, gemischtes Publikum; die ganze weibliche Welt wenigstens, von der Prinzessin bis zum Kammermädchen und zur Nähterin herab, liest Romane. Eine zweckmäßige Romanen-Bibliothek wird daher nur auf demselben Wege zu Stande gebracht werden können, auf welchem man Hoffnung hat, ein gutes Theater zu erhalten. Der Eigensinn der Schule, die Einseitigkeit des Geschmackes sind, bei der einen wie bei dem andern, eben so wenig an ihrer Stelle, als eine übertriebene Strenge der Moral. Alle Gattungen sind gut, nur die langweilige nicht; und jeder Roman, der gesitteten Leuten eine geistreiche Unterhaltung gewährt, ist ein so moralisches Buch, als es bei dieser Art von Lektüre gefordert werden kann. Die Frivolität, im Sinne gewöhnlicher Sittenlehrer, ist schwerlich die schlimmste Seite der deutschen Romanen-Literatur. Der Wust schlechter Bücher thut hier, wie überall, den größten Schaden. Von diesem muß man die Lesewelt zuerst

befreien, um Raum für das Bessere zu gewinnen, es mag neu oder alt, deutschen oder fremden Ursprunges, klassisch oder romantisch seyn. Nur aus dem Vorzüglichsten aller Zeiten, Nationen und Dichterschulen läßt sich eine Sammlung von Unterhaltungsbüchern wählen, die allen Anforderungen genügen und, gehörig verbreitet, zur Verbesserung des Geschmackes wesentlich beitragen kann.«

Serena. Da wären wir also wieder bei dem Entwurfe zu einer Romanen-Bibliothek, den man von Ihnen, meine Herren, erwartet. Sagen Sie, Herr West, welche Hoffnung haben wir, den Wunsch der würdigen Sophronie bald erfüllt zu sehen?

Ich. Es hängt nur von Ihnen ab, meine Damen, daß dieß sogleich geschehe.

Serena. Wie das? Lassen Sie doch hören!

Ich. Das Hören ist vielmehr an mir. Was braucht es mehr, um eine Musterbibliothek für Romanenleser zu erhalten, als daß Sie fortfahren, uns die Werke zu nennen, die Ihnen selbst am meisten Vergnügen gemacht, und welche Sie für werth achten, einen Platz in dem Bü-

cherschranke eines gebildeten Frauenzimmers einzunehmen?

Ferdinand. Ich unterstütze West's Vorschlag.

Ernst. Und ich nicht minder. Niemand ist mehr geeignet, in dieser Sache einen Ausspruch zu thun, als ein Verein von Frauen, wie wir gegenwärtig einen vor uns sehen.

Ferdinand. Allerdings! Und dieser Ausspruch wird um so zuverlässiger seyn, wenn in einem solchen Vereine, wie es hier wirklich geschieht, alle Parteien ihre Vertreter finden, das Schlechte allein ausgenommen.

Serena. Eine Jury von Leserinnen also? Der Einfall ist so übel nicht. Was meinen Sie, Elisa? Sollen wir den Herren ihren Willen thun? — Sie denken vermuthlich bei dieser Gelegenheit zu erfahren, in was für eine Art von Romanhelden die Eine oder die Andere von uns verliebt ist.

Frau v. Norberg. Glauben Sie? — Je nun, ich mache kein Geheimniß aus meinen gedruckten Liebschaften.

Theodore. Ich eben so wenig. — Aber wie sollen wir bei diesen Bekenntnissen zu Werke

gehen? Man verlangt doch keinen Katalog unserer Lieblingshelden in alphabetischer Ordnung von uns, wie die Leihbibliotheken ausgeben?

Ferdinand. Ein systematischer, nach der Ordnung der Empfindungen, in welchen die Handlung eines Romans fortschreitet, wäre noch lehrreicher, Theodore! Ein wirklicher Liebhaber wüßte sogleich, wie er seinen Angriff auf Ihr Herz einzurichten hätte, wenn er — nach der Wirkung, welche gewisse Situationen auf dasselbe machten — die Stellen kennen lernte, wo es am zugänglichsten ist, und wo er Ihre Wachsamkeit am leichtesten zu überrumpeln hoffen kann.

Serena. Allerliebst! Man setzt also voraus, daß es schwache Seiten gibt, von denen wir anzugreifen, und mit einem Coup de main zu erobern wären?

Fr. v. Norberg. Lassen Sie uns beweisen, meine Freundinnen, daß wir uns keiner solcher Schwächen bewußt sind, und daß wir keine Kundschafter zu scheuen haben. — Uebrigens liegt hier ein neues Verzeichniß der beliebtesten Romane in allen Sprachen, das mir mein Buchhändler gestern zuschickte, und von dem wir

zu unserer Absicht Gebrauch machen können. Wir wollen es, wenn wir allein sind, mit einander durchsehen, und versuchen, zu welchem Resultat wir auf solche Weise gelangen.

Serena. Gut, gut! Das wird bald gethan seyn, wenn anders nicht einhellige Stimmen zu einer gültigen Wahl erforderlich sind.

Ferdinand. Zwei Stimmen entscheiden. Es wäre zu viel verlangt, daß drei Frauenzimmer über Fragen einstimmig seyn sollten, worüber sich noch nie ein Kollegium von Kunstrichtern vereinigen konnte.

Serena. Da weiß ich schon, wie unser Romanen-Katalog ungefähr aussehen wird. Aber obgleich ich meist überstimmt seyn werde, will ich Sophronien doch rathen, sich an die Entscheidung meiner Freundinnen zu halten. Sie wird dabei, wenigstens in Bezug auf die kleine Betty, am sichersten gehen.

Die Damen brachten hierauf das Gespräch auf andere Gegenstände, und ich weiß nicht, wie weit sie seither mit ihrer Arbeit gekommen sind.

Aus einigen Bemerkungen Serenens schließe ich, daß sie dabei auf unvermuthete Schwierigkeiten stießen. Ich hoffe indeß noch immer, das von Ihnen redigirte Verzeichniß der Romane zu erhalten, und werde dann nicht säumen, es den Leserinnen mitzutheilen.

Nachricht.

Meine Freunde, Brink und Solms, und unser neue Bundesgenosse, der Klatscher, lassen sich durch meine Zweifel und Einwürfe nicht abhalten, ihr gemeinschaftliches Projekt unverzüglich in Ausführung zu bringen. Die Maschine des Kapitäns ist bereits fertig; der kleine Pfeifer und Trommelschläger sind wirklich drollige Figuren, die sich auf dem Souffleurkasten recht artig ausnehmen werden. Nur besorge ich, das Zugwerk, womit ich — wie verlangt wird — die Maschine dirigiren soll, möchte einige Verwirrung verursachen. Die Federn, worauf die Figürchen gehen, sind nicht am besten gerathen; manchmal springen Beide in die Höhe, wenn ich doch nur Einen will aufstehen

lassen; und wenn der kleine Trommelschläger einmal auf den Beinen ist, hat man Mühe, ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Bei der Probe habe ich mich auch einige Male vergriffen, und statt des linken, den rechten Ring angezogen. Das sind, wie gesagt, bedenkliche Umstände: aber der Kapitän versichert, daß sich alles geben werde, wenn die Maschine nur erst im Gange sey. Um meinen Freunden gefällig zu seyn, habe ich ihrem vielfältigen Andringen endlich nachgegeben; ich zeige dem Publikum daher an, daß künftigen Dienstag der kleine Trommelschläger, in dem neuen Schauspiele der Mad. Weissenthurn, seinen ersten Versuch in der Kunst, den öffentlichen Beifall zu signalisiren, machen wird. Die Vorstellung wird am folgenden Abende wiederholt, und was etwa bei der ersten versehen seyn sollte, bei der zweiten nach Möglichkeit verbessert werden. Da dieses die erste Einladung ist, die ich an das Theater-Publikum gelangen lasse, so schmeichle ich mir, ein volles Haus und, falls der Tambour zu erscheinen Ursache hätte, bereitwillige Hände zu finden.

Th. W.

21.

Dramaturgische Briefe.

Siebenter Brief.

Eilen Sie, in die Stadt zu kommen, theuerste Freundin! Ein großer Genuß steht Ihnen bevor. Wir werden in der künftigen Woche den Fiesco sehen, außer der Hauptrolle, beinahe ganz neu besetzt, und mit unseren besten Schauspielern. Brockmann wird den Andreas, Koch den Verrina, Korn den Bourgognino, Mad. Roose die Leonore, und Hr. Roose den Mohren spielen. Schon um der beiden letzten willen werden Sie, ich weiß es, Ihre Rückkehr beschleunigen, wenn auch der Graf von Lavagna selbst, troß seinen sechs und funfzig Jahren, nicht noch immer Anziehendes genug für eine Freundin der guten alten Theaterzeit hätte.

Serena, die ihre Gunst seit einiger Zeit den jüngeren Bühnentalenten zuzuwenden scheint, kam auf den Einfall, dem Herrn Korn die Rolle des Fiesco verschaffen zu wollen. Aber ihr Kredit bei einigen einflußreichen Personen des Thea-

ters war nicht groß genug, dieses Projekt durchzusetzen. In der That möchte dem talentvollen jungen Manne diese Aufgabe noch zu schwer seyn. Nach einigen Jahren wird er sie mit Sicherheit lösen können; jetzt würde ein mißlungener Versuch seine ganze theatralische Existenz auf das Spiel setzen, zum großen Nachtheile der Bühne selbst, deren Zierde er einst zu werden verspricht. Warum sollten wir auch dem Hrn. Lange gerade im Fiesco seinen Geburtsschein vorhalten, da wir in so manchen andern Rollen nicht darnach fragen? — Seine Gestalt, sein adeliger Anstand, der kräftige Ton seiner klangvollen Stimme, vor Allem das innere Feuer, das ihn belebt, machen ihn noch immer zu einem würdigen Repräsentanten dieses modernen Cäsar, besonders für Zuschauer, die seit zwanzig Jahren den Fiesco auf der Bühne sich nur in der Person des Hrn. Lange vorzustellen gewohnt sind. Es gibt bevorrechtete Naturen, auf dem Theater wie im Leben, welche nie aufhören, jung und liebenswerth zu seyn; und unser Darsteller des Fiesco ist eine dieser Naturen, wenn es je dergleichen gab.

Sie waren immer eine erklärte Verehrerin

des Grafen von Lavagna, und ich habe nicht vergessen, daß Sie versucht waren, den Fiesco, zwar nicht dem Egmont, aber doch dem Julius Cäsar von Shakspeare vorzuziehen. Von solchen Vergleichungen abgesehen, die, wie Sie wissen, nicht nach meinem Geschmacke sind, bin ich selbst kaum weniger, als Sie, für dieses Trauerspiel eingenommen, und in theatralischer Hinsicht stelle ich es höher, als mehrere von Schiller's späteren Tragödien, so große Vorzüge diese auch im Uebrigen vor demselben haben. — Fiesco ist das Jugendwerk eines feurigen Kopfes, der, mit der Bühnenwelt beinahe früher bekannt, als mit der wirklichen, die Uebertreibung der Bühne in die Schilderung der Menschennatur überträgt, aber seinen phantastischen Gestalten, mit der ihm inwohnenden Schöpfungskraft, die Bewegung, Wärme und Frischheit des Lebens einhaucht. Die Anordnung des Ganzen verräth schon die Meisterhand, und beweiset, von welchem Nutzen die genauere Bekanntschaft mit einem wohlbestellten Theater für den Dichter war. Der Fortschritt, welchen der Verfasser der Räuber in der dramatischen Komposition machte, ist auffallend; man glaubt ihn hier dem Ziele schon

ganz nahe zu sehen, von dem er sich später wieder entfernte. Auch Kabale und Liebe, Schiller's nächstes Werk, zeigt den Einfluß, welchen damals die Bühne, in guter wie in schlimmer Beziehung, auf den Dichter ausübte. Dieses bürgerliche Trauerspiel, voll Unnatur und Uebertreibung in den Charakteren, und sehr schwach in der Motivirung der Handlung, ist gleichwol von großer theatralischer Wirksamkeit; und es ist kaum zu zweifeln, daß Schiller's dramatisches Genie sich weit schneller, fruchtbarer und folgenreicher für die deutsche Schaubühne entwickelt haben würde, wenn seine nähere Verbindung mit dem Theater länger gedauert, und er darin Anlaß gefunden hätte, sein großes Talent für die dramatische Kunst auf dem praktischen Wege ohne Unterbrechung auszubilden.

Aber dieselben Verhältnisse und Umstände, welche in dem zersplitterten Deutschland nie eine wahre National-Bühne, noch einen eigentlichen Mittelpunkt der Literatur werden aufkommen lassen, haben auch Schiller'n, gleich nachdem er seinen Beruf zum ausgezeichneten Schriftsteller dargethan hatte, von einer Laufbahn entfernt, die er in Frankreich oder England nicht mehr

verlassen haben würde. Die deutsche Bühne, wie sie jetzt ist, kann einem Manne von Genie nichts bieten, was ihn an sie zu fesseln vermöchte; weder Unabhängigkeit, noch einen Ruhm, welchen er nicht, nur allzu oft, mit der Mittelmäßigkeit zu theilen hätte. Schiller, wie vor ihm Lessing, machte sehr bald diese leidige Erfahrung. Er ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sich von dem Theater zu trennen; und von diesem Zeitpunkte an konnte man die dramatische Poesie und die deutsche Bühne für geschieden betrachten, zum großen Nachtheile der einen, wie der andern.

Die dramatische Literatur aller Zeiten und Nationen ging von dem Theater aus, und die Dichter gaben ihren Werken die Form, welche der Grundeinrichtung der Bühnen, die sie vorfanden, angemessen war. In Deutschland bildete sich die dramatische Dichtkunst schon frühe nach fremden Mustern, ganz unabhängig von der Volksbühne, die lange keinen festen Stand zu erringen vermochte. Als unsere schöne Literatur, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, schnell einen mächtigen Aufschwung nahm, folgten die ersten Genies — Klopstock, Gersten-

berg, Göthe — dieser Weise, und dichteten Dramen, ohne alle Rücksicht auf die bestehende Bühne, welche sie kaum kennen zu lernen würdigten. Da nun auch Schiller denselben Weg einschlug, ward es unter den deutschen Schriftstellern von einem gewissen Range zum Ton, bei ihren dramatischen Hervorbringungen das Theater völlig unbeachtet zu lassen. Das Beispiel der Griechen, Shakspeare's und der Spanier galt den Dichtern in jeder Beziehung ungleich mehr, als die Gewohnheiten und Forderungen der Theaterverwaltungen und des Publikums. Weil die Werke des Sophokles und Shakspeare die Schaubühnen überlebt haben, für welche sie gedichtet wurden, hielt man sich für berechtigt, Schauspiele zu schreiben, die gleich anfangs auf keine Bühne passen, und also Anspruch haben, alle gegenwärtigen und künftigen Theater in der Welt zu überleben. Für das Bedürfniß der bestehenden Bühnen zu sorgen, ward den Theaterdichtern vom Handwerk überlassen, auf welche wahre Poeten von jetzt an mit vornehmer Verachtung herabzusehen anfingen. Das war wenigstens nicht die Denkungsart der großen Dichter aller Zeiten und Nationen, welche

Epoche in der dramatischen Kunst gemacht haben. Sie würden das Unternehmen, Schauspiele, nicht für die Darstellung, sondern bloß zum Lesen zu schreiben, für widersinnig und abgeschmackt gehalten haben; dieß überließen sie stümpernden Dilettanten und verunglückten Kunstgenossen, deren schwache Produkte der Aufführung unwerth befunden wurden.

Wohin diese Trennung der dramatischen Literatur und der Schaubühne geführt hat, davon sehen wir die Belege in dem gegenwärtigen Zustande des Theaters sowol, als der dramatischen Poesie in Deutschland. Die Bühne ist im Besitz mittelmäßiger Skribenten, unter welchen man froh seyn muß, Talente wie Kotzebue und Iffland zu erblicken. Dagegen hat sich der dramatischen Literatur eine Formlosigkeit ohne Maß und Gränzen bemächtigt; das Ungeheuerste entsteht, und zugleich das Possierlichste, wobei es ein betrübter Anblick ist, wahre Dichter, wie Tieck und Werner, den Reihen bei dieser poetischen Fastnachtsposse anführen zu sehen. Auf einem Abwege, auf welchem Geister von Göthe's und Schiller's überlegener Urtheilskraft Verirrungen nicht vermeiden konnten, müssen

Köpfe von weniger Geistesstärke und Selbstständigkeit nothwendig in's Ungereimte und Geschmacklose verfallen, bis endlich der große Haufe unfähiger Nachahmer, in seinen eben so geist- als formlosen Produkten, den Gipfel des Unsinns und der Abgeschmacktheit ersteigt.

Von dem Zeitpunkte an, wo eine Kunst sich von ihrer natürlichen Bestimmung entfernt, und die Gegenprobe der praktischen Anwendung entbehrt, muß sie in das Willkührliche und endlich in das ganz Zweckwidrige ausarten. Das größte musikalische Genie, das seine Musik immer nur auf dem Papiere vor sich sieht, ohne sie zu hören, wird am Ende nichts als bizarre, ungenießbare Kompositionen zu Stande bringen. Ein Architekt, und wäre er der talentvollste, der auf den Einfall geriethe, Gebäude aufzuführen, worin Niemand wohnen, und wovon auch sonst kein bestimmter Gebrauch gemacht werden sollte, würde damit aufhören, die allerwildesten und lächerlichsten architektonischen Ungeheuer hervorzubringen, auf welche jemals die Kindereinfalt oder die Barbarei roher Völker verfiel. Dasselbe muß dem Dichter begegnen, der Dramen schreibt, welche nie und nirgends aufgeführt werden sol-

len, und bei deren Verfertigung er nicht die Erfahrung — d. h. die Wirkung auf die Zuschauer — sondern bloß seine Einfälle, und bald diese bald jene Kunsttheorie zu Rathe zieht, welche vielleicht auch nur auf Einfällen beruht.

Der gesunde Verstand, der mit dem wahren Genie nothwendig verbunden ist, bewahrte Schiller'n vor so ganz gehalt- und zwecklosen Kunstschwärmereien; aber den Nachtheil, welchen Grübelei und Verachtung der Erfahrung einem so vortrefflichen Kopfe zufügen können, haben sie ihm wirklich zugefügt. Davon enthält die Folge seiner dramatischen Werke, mit allen ihren Mängeln und Vorzügen, den augenscheinlichsten Beweis. — Weniger begünstigt von der Erziehung und dem Glücke, als Göthe, dessen geistige Ausbildung mit der Entwicklung seines Genies von Kindheit auf gleichen Schritt hielt, empfand Schiller, gleich nach der ersten Befriedigung der Autor-Eitelkeit, wie viel noch an seiner Bildung mangelte, um sich selbst und den Besten genug zu thun. Zweifelhaft über seinen Lebensplan und von den entgegengesetztesten Studien angezogen, schwankte er mehrere Jahre hindurch zwischen verschiedenen Berufswissenschaften und der

dramatischen Dichtkunst, mit welcher ihn sein schnell aufgeblühter Ruhm, und die fortgesetzte Herausgabe der Thalia in vielfältige Berührung brachten. In dieser Zeit wurde Don Carlos entworfen und, nach mehrmaligen Unterbrechungen, geendigt. Wenn in der Grund-Idee, den Charakteren, den Gesinnungen und der Sprache dieses merkwürdigen Trauerspieles die mächtigen Fortschritte sichtbar sind, welche der Dichter in seiner eigenen Ausbildung machte: so ist dagegen in dem schwankenden Gange der Handlung, in dem getheilten Interesse, in dem Uebergewicht der Reflexion, in der undramatischen Breite des Ganzen, auch der nachtheilige Einfluß nicht zu verkennen, welchen die zweifelhafte Stellung des Verfassers zwischen Theorie und Praxis, und ein gewisser Hang zu spekulativen Ideen auf sein produktives Dichtungsvermögen ausübten.

Dieser Einfluß schien noch bedenklicher zu werden, als Schiller durch mehrere Jahre sich fast ausschließend mit der Geschichte beschäftigt, und die Kantische Philosophie, nicht eben aus der lautersten Quelle, kennen gelernt hatte. Die Horen erschienen und darin Bruchstücke eines ästhetischen Systems, das die Kunst des Genies

in ein Spiel mit abstrakten Begriffen zu verwandeln drohte. Bei ganz idealistischen Ansichten und der höchsten Kultur des rednerischen Vortrages, bemerkte man doch in der Kunstphilosophie des Verfassers weder einen großen Ideen-Reichthum, noch die Klarheit und logische Kraft der Gedanken, welche man von einem genialen Künstler, in der Entwicklung seiner eigenen Kunstprinzipien, erwartet. Man war begierig, zu erfahren, ob die künftigen Werke des Dichters der etwas abstrusen Theorie entsprechen würden, die er ihnen vorausschickte. Einige kleinere Gedichte in der lyrischen und elegischen Gattung, welche die Horen enthielten, zeigten indessen eine klassische Gediegenheit der Form, bei großer Einfachheit der Gedanken und Empfindungen; — der Dichter hatte seine Persönlichkeit bis zum Ideale ausgebildet, und sein Geist stand offen bar auf dem Höhepunkt der Reife.

Inzwischen vergingen einige Jahre, bevor ein größeres Werk die Ungeduld des Publikums befriedigte. Manche fingen an zu besorgen, die Spekulation und die Strenge seiner eigenen Kritik möchten der Fruchtbarkeit des Dichters Eintrag gethan haben. Aber schon die beiden

Musenalmanache, welche neben den Horen erschienen, bewiesen in höchstem Grade die ungeschwächte Produktionskraft des außerordentlichen Mannes. Endlich traten die drei Theile des Wallenstein an's Licht, und ganz Deutschland wiederhallte von dem Rufe des Enthusiasmus, mit welchem dieses Meisterwerk auf und außer der Bühne empfangen wurde. Schon im nächsten Jahre erschien Maria Stuart, nebst der Bearbeitung des Macbeth, hierauf, in einem gleichen Zwischenraume, die Jungfrau von Orleans und Turandot, dann die Braut von Messina, zuletzt Wilhelm Tell und Racine's Phädra. — Diese Fruchtbarkeit an lebensfrischen Geisteskindern gab sich in einem Zeitraume kund, während dessen der Dichter mit einer zerstörten Gesundheit kämpfte. Sie schien nur den Anfang einer langen Reihe von Meisterstücken zu bezeichnen, wovon er die Entwürfe in seinem Kopfe trug, und über deren Ausführung ihn ein unzeitiger, nie genug zu betrauernder, Tod überraschte. Was würde er geleistet haben, wenn er nur noch zehn Jahre gelebt hätte! Die deutsche Schaubühne, mit welcher der Dichter, durch Göthe's Vermitt-

lung, nun wieder in lebhafter Wechselwirkung stand, würde endlich doch durch ihn ihre wahre Gestalt und, für die ganze Folgezeit, eine bestimmte Richtung erhalten haben.

Denn, was bei Schiller's neu erwachter Thätigkeit für die dramatische Kunst das Erfreulichste ist, jeder Schritt, welchen er auf dem praktischen Wege that, befreite seinen Geist von einer der Fesseln, die eine allzu lange Ruhe und der darin genährte Hang zum Theoretisiren demselben angelegt hatten. Die Einwirkung der, zum Theile seltsamen, theoretischen Kunstansichten Schiller's auf einige Werke aus seiner letzten Periode, ist zwar unverkennbar; aber man sieht, daß der kräftige Geist des Dichters die Hemmketten, womit ihn seine eigene Laune behing, mehr spielend zur Schau trägt, als darunter gebeugt einher geht. In den letzten Jahren seines Lebens warf er sie, als unnütz und lästig, ganz weg. Seinem Genius und der Erfahrung allein vertrauend, verließ er für immer den unfruchtbaren Boden der Spekulation, und bereitete sich vor, durch eigene Schöpfungen, und durch die Aneignung fremder Meisterwerke, den Deutschen ein Theater zu geben, wie es ihrem

Volkscharakter und ihrem jetzigen Kulturzustande angemessen ist.

Die Werke, über deren Vollendung Schiller starb, und diejenigen, mit deren Uebertragung in's Deutsche er sich in der letzten Zeit beschäftigte, deuten an, welche Gestalt und Ausdehnung dieses Theater ungefähr erhalten haben würde. Briefliche und mündliche Aeußerungen des Dichters gegen seine Freunde, erklären seine Meinung und sein Vorhaben in dieser Hinsicht noch deutlicher. Wenn diejenigen, welche sich berufen glauben, die, durch Schiller's Tod zurückgelassene, Erbschaft der deutschen Dramatik anzutreten, den Ansichten des verehrten Mannes entsprechen wollen: so werden sie besser thun, hierbei seiner letzten, reiflich erwogenen, Willenserklärung zu folgen, als einigen, früher von ihm gegebenen, Beispielen oder den Anweisungen einer unzusammenhängenden Theorie, von welcher sich ihr Urheber später selbst feierlich lossagte.

Ich werde Gelegenheit haben, auf diese Theorie, so wie auf Schiller'n und dessen Werke überhaupt zurückzukommen, da Sie verlangen, daß ich meine Briefe über dramaturgische Gegen-

stände auch nach Ihrer Zurückkunft fortsetze. Für heute erlauben Sie mir nur, Ihnen noch meine Theilnahme an der freudigen Ungeduld zu bezeigen, mit welcher Sie in dem Kreise Ihrer hiesigen Freunde erwartet werden. Ich bin u. s. w.

Th. W.

Die Gräfin Orsina.

Ich war neulich etwas zu früh in das Deklamatorium der Madame Bürger gekommen, und hatte mich in eine der vorderen Reihen gesetzt, um den Anfang zu erwarten. Als ich mich nach einer Weile gegen die andere Seite kehrte, fand ich, daß ein bejahrter Mann neben mir saß, in welchem ich den Freund der Minna von Barnhelm wieder erkannte. Ich grüßte den alten Herrn, und indem ich ihm näher rückte, fragte ich, ob er Mad. Bürger schon im Schauspiele gesehen habe?

Er. Als Gräfin Orsina; dem gräulichen Marinelli zum Trotz. — Ich bin ein erklärter Freund dieser Rolle, obschon ich nicht sagen

kann, daß sie mir öfter als ein paar Mal zu Dank gespielt worden wäre.

Ich. Sie haben unstreitig das Beste gesehen, was uns Mad. Bürger gab.

Er. Das ist möglich: aber ich glaube nicht, daß es das einzige Gute ist, was sie uns geben könnte. Wer eine Rolle, und eine Rolle von solchem Gewichte, fast durchaus vortrefflich spricht, und größtentheils glücklich darstellt, muß fähig seyn, in mehreren Rollen zu gefallen. Ich erinnere mich keiner Schauspielerin, die so viel Empfindung in der Rolle der Orsina gezeigt hätte, ohne doch den Geist zu verlieren, der das Charakteristische derselben ausmacht. Es ist ein Herz in dieser Gräfin Orsina. Die meisten Aktricen lassen uns in ihr nur die beleidigte Courtisanne sehen. Mit allem Respekt für abgedankte Sultaninnen gesprochen, scheint mir das aber doch ein ekler Anblick; und wenn die spitzfindige Wuth der Gräfin nicht lächerlich und verächtlich zugleich seyn soll, so muß sie eine tiefe, von betrogener Liebe, Stolz und Wehmuth zerrissene Seele verrathen.

Ich. Sehr wahr. Haben Sie Madame Unzelmann als Orsina gesehen?

Er. Ja. Eine allerliebste, kleine Dame, diese Mad. Unzelmann!

Ich. Sie gefiel in dieser Rolle, und ich denke, mit Recht.

Er. O! eine Frau wie sie, gefällt immer; sollte es auch nicht immer die Richtigkeit des Spieles seyn, was an ihr gefällt. Eine so angenehme Person, eine so geschmackvolle Künstlerin, kann durch keine Fehler anstößig werden, wie sich Mad. Bürger einige zu Schulden kommen ließ. Mad. Unzelmann ist höchstens zu zierlich für ihre Situation, aber sie übertreibt die theatralischen Zierlichkeiten nicht. Wenn sie Manieren hat, so sind es doch nur solche, die man artigen Frauen im Umgange überall gelten läßt, und die sogar zu den Liebenswürdigkeiten ihres Geschlechtes gehören.

Ich. Verstehe ich Sie anders recht, so hat das Publikum geurtheilt, wie Sie. Man hat an Mad. Unzelmann einige Minauderien, an Mad. Bürger überhaupt die Affektation ihres Spieles getadelt. Die ersteren werden leicht, die andere wird sehr schwer verziehen.

Er. In der That, Mad. Bürger läßt den Tanzmeister hin und wieder zu sehr durchblicken;

Mad. Unzelmann dagegen macht uns die Schulen und die Meister vergessen, und wir haben nicht Zeit, an sonst etwas, als an sie selbst zu denken. Aber dafür ist sie Schauspielerinn, Mad. Bürger nur — Dilettante. — Bei alle dem hat mich diese mehr gerührt, als jene; und, sey es Natur, Takt, oder Zufall, in der Rolle der Orsina stellte die Anfängerin, nach meinem Gefühle, eine mehr tragische Person dar, als die geübte Aktrice.

Ich. Sie könnten Recht haben. Schade, daß Sie nicht in dem Falle waren, eine ähnliche Vergleichung der Mad. Bürger mit Mad. Roose, in der Rolle der Oktavia, anzustellen.

Er. Ich habe die Oktavia des Herrn von Kotzebue, oder vielmehr der Mad. Roose, zwei Mal gesehen. Wenn ich sie noch ein Mal sehen sollte, so müßte es doch nur der Mad. Roose wegen seyn. Die Oktavia ist kein Stück, nicht einmal ein Charakter; sie ist eine Rolle, und mehr das Werk der Schauspielerin, als des Dichters. Man kann mit Verstand und Empfindung, ohne alles Kunsttalent, den ausgeführten Charakter eines Meisterstückes glücklich darstellen: aber die unbestimmte, auf bloßen

Effekt berechnete Anlage eines Charakters, wird nur das wahre mimische Talent bedeutend und interessant machen, und gleichsam erst vollenden können. Mad. Bürger ist zu schwach für diese Rolle; oder, wenn Sie lieber wollen, die Rolle ist zu schwach für sie.

Ich. Ihre Bemerkung däucht mir treffend; sie erklärt zum Theil eine Erfahrung, die sehr allgemein ist. Die größten Schauspieler gefallen sich vorzüglich in Rollen, die beinahe nur skizzirt sind, und zu denen der Dichter, außer einigen glücklichen Situationen, bloß die grellen Umrisse gab. Die Darstellung eines Charakters, den der Autor dem Schauspieler Zug für Zug vorgezeichnet hat, die Deklamation eines Dialogs, in dem kaum ein Wort verrückt werden kann, ohne daß eine Schönheit dadurch verloren geht, — kurz, eine Rolle, die sich nicht ein wenig freier behandeln läßt, und wobei der Empfindungskraft des darstellenden Künstlers nichts zu thun übrig bleibt, scheint für einen geübten und talentvollen Schauspieler etwas Beschränkendes und Peinliches zu haben.

Er. So ist es. Durch vortreffliche Stücke wird man ein Schauspieler; in mittelmäßigen,

wenn sie mit Theaterkenntniß geschrieben sind, kann man zeigen, wie sehr man es schon ist. Die Lessinge, Engel, Göthe, sind keine Schriftsteller für unsere großen Akteurs und Aktricen; Schröder, Iffland, Kotzebue, Babo sind es ungleich mehr. Die letzteren haben größtentheils nur Rollen geschrieben; denn sie schrieben bloß für das Theater, und um darauf zu wirken. Die Kunst der Schauspieler erst macht ihr Werk zu etwas Ganzem und Lebendigen. Marinelli, die Orsina, brauchen beinahe nur gesprochen zu werden, und alle Kunst der Herren Brockmann und Koch, der Mad. Roose und Unzelmann reicht nicht zu, mehr aus einem Charakter von Lessing, Göthe oder Schiller heraus zu spielen, als der Dichter hinein gelegt hat. Betrachten wir dagegen die Oktavia, die Bianka und zwanzig ähnliche Rollen. Sie lassen uns kalt und zweifelhaft über das, was sie vorstellen sollen, ehe wir sehen, was eine Künstlerin, wie Mad. Roose, daraus zu machen im Stande ist. Diese Rollen sind nichts, wenn sie nur gesagt, oder gelesen werden; und das mimische Talent spielt nicht sowol den Dichter, als sich selbst, aus der Rolle heraus.

Ich. Sie erinnern mich an mehrere Stücke, die beinahe ganz unter der Kritik sind, und doch durch eine Rolle, die zufällig in die Hand eines Meisters fiel, Glück gemacht und sich erhalten haben. Ich nenne nur ein Paar der auffallendsten: die seltsame Audienz, und das neue ländliche Gemälde des Hrn. v. Holbein.

Er. Haben Sie Mad. Roose in diesem kleinen Stücke gesehen? — Welch eine Schauspielerin! Wer, der sie in dieser Rolle, oder als Margarethe, in den Hagestolzen, sah, sollte glauben, daß sie ein Fach haben könne, in dem sie noch bewundernswürdiger ist? — Johanna, Ophelia, Nina! Jede dieser Rollen wäre allein hinlänglich, den Ruhm einer Aktrice zu gründen. Und Oktavia! — Wie kann man es wagen, der Mad. Roose die Rolle der Oktavia nachzuspielen? —

Ich. Man beobachtet uns; und das Deklamatorium nimmt seinen Anfang. — Was erwarten Sie davon?

Er. Nichts, als die Entscheidung der Frage: ob die Natur, die Kunst oder eine zufällige Kenntniß der Situation, der Mad. Bürger die Rolle der Orsina einstudieren half.

Ich. Ihre Vermuthung über diesen Punkt?

Er. Nach einer halben Stunde will ich Ihnen mein Urtheil sagen, wenn Sie noch geneigt sind, es zu hören.

Die Ouvertüre hatte indeß angefangen. Einige Damen näherten sich meinem Sitze; ich stand auf, ihnen Platz zu machen, und zog mich unter die Menge zurück. Das Deklamatorium ging vorüber, ohne daß ich meinen alten Gesellschafter wieder ansichtig wurde.

22.

Viel Lärm um Nichts.

Vorigen Freitag kam Herr Morfeld, gerüstet und eilfertig, als ob er, seines Podagra's vergessend, einen Spaziergang nach dem Vorgebirge Trafalgar anzutreten gedächte, auf mein Zimmer, mir einen guten Morgen zu sagen.

Nachdem er einige Male in der Stube auf und ab gegangen war, fragte er: ob ich wisse, was es Neues gebe?

»Nichts Besonderes,« antwortete ich; »denn daß der Kapudan Pascha mit seiner Flotte ausgelaufen seyn soll —«

»Es ist weder von dem Kapudan Pascha, noch von dem Kapidschi Pascha die Rede,« fiel Morfeld ein, »sondern von unserm Kollegen, Herrn Samuel Brink.«

»Bewahre! Was ist unserm Freunde begegnet?« fragte ich besorgt.

»Noch so eigentlich Nichts,« erwiederte Morfeld; »aber zwischen heute und morgen kann ihm etwas sehr Menschliches begegnen, sein letztes Ende nämlich.«

»Um's Himmels willen!« rief ich aus. »Welche plötzliche Krankheit! Reden Sie deutlicher, liebster Morfeld.«

»Keine Krankheit; Herr Brink befindet sich vollkommen wohl. Es ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Duell.«

»Pah!« sagte ich lachend, »Sie scherzen, Hr. Morfeld. — Ein Duell! Brink und ein Duell!«

»Ich scherze nicht, Herr West. Und in der ganzen Sache gibt es keinen Scherz, wenn nicht etwa der Doktor einen daraus macht; — denn die Waffen sind noch nicht gewählt.«

»Was für ein Doktor denn? Kann ich den Hergang nicht im Zusammenhange erfahren?

»Wer sonst, als Ihr Doktor E.?« antwortete Morfeld. »Der kaustische kleine Mann ist wieder in Wien, und scheint dießmal seinen Eintritt durch ein Epigramm mit der Degenspitze bezeichnen zu wollen. Brink und er geriethen im Theater an der Wien an einander; der Zischer und der Klatscher waren mit dabei im Spiel. Um den weiteren Zusammenhang bekümmerte ich mich nicht. — Genug, die Sache hat ihre Richtigkeit.«

»Possen!« sagte ich. »Der Doktor und seine Epigramme sind gut genug für die Pritsche des Harlekins, aber nicht für den Degen eines Mannes, wie Samuel Brink.«

»Darin irren Sie, Freund,« erwiederte Morfeld. »Es kommt hierbei nicht auf den Gegner und die Wichtigkeit der Ursachen an. Die Araber schlagen sich der geringsten Kleinigkeiten wegen. Und kein Mensch versteht sich besser auf den Punkt, als ein echter Araber von altem Stamm. Ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich zutrug, als ich in Jemen war

Ein junger Emir, den ich in Beit-el-Fakih kennen lernte —«

In diesem Augenblicke hörten wir Brink's Stimme auf der Treppe. Gleich darauf trat er, mit dem Kapitän v. Solms, selbst herein.

Brink sah ungemein heiter aus, und grüßte uns freundlich. So ist der Schalk immer, wenn er etwas im Schilde führt. Er fragte nach meinem Befinden, und nach dem unserer Freundinnen v. Norberg und Sorben, die er seit einer Ewigkeit nicht gesehen habe. —

»Höre, Samuel!« unterbrach ich ihn, »es gehen wunderliche Geschichten von Dir herum; und Du siehst ziemlich darnach aus, als ob etwas Wahres daran wäre.«

Brink. Geschichten? Wohl möglich. Das müssen sich publike Personen, wie ich und Du sind, gefallen lassen. Aber was für Geschichten wären es denn?

Ich. Nicht eben die klügsten. Ist es wahr, Brink, was mir Herr Morfeld von Deinem Handel mit dem Doktor E. erzählt?

Brink. Meinst Du das? — Eine Kleinigkeit! Es wird gleich abgethan seyn. Du kannst

mittlerweile die Leichenrede des Doktors machen, Thomas.

Morfeld. Nun, Herr West? — (Mit einer Verbeugung.) Und ich bin so frei, lieber Brink, Ihnen meinen Arm als Sekundant anzubieten, wenn anders der Herr Kapitän nichts dagegen einzuwenden hat.

v. Solms. Ganz und gar nichts. Ich chlage mich nur an der Spitze von 200,000 Mann.

Ich. Aber seyd Ihr denn wirklich toll? Was für eine Ehrensache kann man mit einem Fanfarone, wie der Doktor ist, abzuthun haben?

Brink. Ein Defi, sonst nichts. Ich bin herausgefordert, Freund West! Du erinnerst Dich, hoffe ich, daß ich zum diplomatischen Corps gehört habe.

Ich (ärgerlich). Darf man nicht wenigstens wissen, was zu diesem wichtigen Handel Anlaß gab? Ich war mir nicht vermuthend, Herrn Samuel Brink den Don Quixotte des Wiener Geschmackes gegen einen kritischen Klopffechter aus Jena machen zu sehen.

Brink. Verwünscht, Thomas! Da hsta

Du einen Einfall, gerade wie der Doktor einen hatte. Er meinte, die Ritter und Knappen des Sonntagsblattes machten die Don Quixotte's des leidigen Menschenverstandes, der in dem Lande der Fajaken für Philosophie gälte. Nach seiner Behauptung besitzt Wien nur einen erleuchteten Kopf, und das ist der Zischer, von dem er hofft, er werde die stille Gesellschaft und ihre nüchterne Kritik aus dem Theater und der Journalistik hinauspochen.

Morfeld. Ist der Kerl rasend?

Ich. Laßt es ihn versuchen! Was nicht stehen kann, mag fallen. Nur geistige Waffen sollen meine Kritik und das Sonntagsblatt vertheidigen. Die Muse, der ich diene, will kein blutiges Opfer haben.

Brink. Damit ist es nicht gethan, Thomas, und wenn Du dem Unholde Deine Muse selbst auslieferteſt, obwol das eben nicht der schönste Zug in dem Charakter eines tapferen Mannes wäre. Wenn ich auch Dich, das Sonntagsblatt und alle Schriftsteller Wiens im Stiche lasse, so muß ich mich dennoch schlagen, und das um keiner geringeren Ursache willen, als um

die Ehre des deutschen Südens gegen die Insulten eines Norddeutschen zu retten.

v. Solms. Hat der Doktor die deutschen Südländer auf der ganzen Linie angegriffen?

Brink. Herr E. verachtet Alles, was südlich unter der Breite von Jena liegt, welches er als den eigentlichen Wendepunkt des deutschen Genies und Verstandes betrachtet. Er nimmt für bekannt an, daß der Kopf, oder eigentlich das große Gehirn und das Herz Deutschlands im Norden seyen; das kleine Gehirn, dessen Funktion durch Gall näher bestimmt ist, das Gebiß und den vierfachen Magen aber sucht er im Süden. Denn nach des Doktors Vorstellung ist Deutschland ein wiederkäuendes Thier von gar seltsamer Art und Gestaltung; er scheint es zu dem Geschlechte der Krabben zu rechnen.

Morfeld. Der Mensch weiß nicht, was er redet. Im ganzen Orient ist über dem 42sten Grade der Breite keine Kultur zu finden. Die größten Talente, wie die herrlichste Natur, sind zu allen Zeiten der Antheil und der Stolz südlicher Länder gewesen. Eine kleine hübsche Bäuerin in der Provence oder in Valencia hat mehr Witz, als nöthig ist, dem gelehrtesten deut-

schen Professor und allen Studenten zu Halle und Jena die Köpfe zu verrücken.

Brink. Ich war so frei, die Einfälle des Doktors mit einigen Sarkasmen zu beantworten, die das Lachen der Umstehenden erweckten, während zugleich unser Freund, der Klatscher, einen vollkommenen Sieg über das giftige Gezische seines Nebenbuhlers davontrug. Eine ältliche Dame, mit viel Feuer in Augen und Geberden, welche anfangs die Partei des Doktors zu nehmen schien, schlug sich nun unvermuthet auf meine Seite, und lachte herzlich über meine Scherze. Da wurde der Mann grimmig, und verließ das Haus mit drohenden Blicken, wovon ich heute die Auslegung in einem Billette erhielt.

Morfeld. Sie haben Recht, Herr Brink. Der ganze deutsche Süden ist durch das Betragen des Doktors herausgefordert. Die Algonkins sind von den Irokesen einer geringeren Beschimpfung wegen ausgerottet worden.

v. Solms (in Gedanken). Der Süden gegen den Norden! Das ist eine Kombination, aus der sich etwas machen läßt. Ich habe immer gedacht, daß die Parallelkreise des Aequa-

tors die vollkommenste Linie für den Krieg im Großen gäben.

Brink. Die Parallelkreise? Was Du sagst! Und sind sie zur Vertheidigung eben so tauglich, als zum Angriffe?

v. Solms. Zu einem so gut, als zum andern. In der neuen Strategie ist das eine ausgemachte Sache.

Brink. Das will ich mir merken, Solms.

Ich. Die satyrischen Ausfälle des Doktors sind nichts Neues. Wenn Ihr Euch deßhalb schlagen wollt, so müßt Ihr gegen alle Journalisten Norddeutschlands in die Schranken treten, von Nikolai's Schatten angefangen, bis auf Falk und Merkel.

v. Solms. Das schadet nichts. Die norddeutsche Coalition hat die Basis gegen sich *). Wenn wir auf dem kürzesten Schenkel des Dreieckes vordringen, so müssen die Journalisten ihre Position verlassen, oder kein Mann entkommt, falls sie eine Schlacht wagen. Auf je-

*) Man vergleiche die strategischen Schriften des Hrn. v. Bülow.

den Fall haben sie ihre ganze Operationslinie verloren.

Brink. Sie warten nicht, bis Du vordringst. Die Herren sind auf den Angriffskrieg gestellt. Ist uns der Doktor nicht schon in's Land gefallen? Das ist ein Riß in Deinen Operationsplan, Solms. Nimm Dich in Acht!

v. Solms. Das sind bloße Streifpartheien, Brink, aus denen sich kein Feldherr etwas macht. Mit dem Haupt-Corps und dem Train können die Journalisten nicht vorwärts gehen. Sie haben zu viele Blößen in ihrem Rücken und ihre Flanken zu vertheidigen.

Morfeld. Gut bemerkt! Von Kriegssachen weiß der Kapitän zu reden, daß es eine Freude ist.

v. Solms. Topp, Samuel! Wenn Du mit den norddeutschen Journalisten anbinden willst, so bin ich dabei. Nicht als Anführer; dazu tauge ich nicht, wie Du weißt, aber im Generalstabe kann ich Dienste thun. Ich habe lange einen Zahn auf die Herren gehabt. Sie geberden sich auf dem Tummelplatze der Literaturbriefe, wie siebzehnjährige Gens d'Armes in den Rüstkammern des alten Friedrich. Wir ha-

ben zu lange still gesessen; daran liegt es. Sie sollen die Süddeutschen und meine Taktik kennen lernen. Der ganze Heerhaufen: die Journalisten von Berlin, Leipzig und Weimar, sollen es mit uns aufzunehmen haben; — einen einzelnen Traineur, wie der Doktor ist, wollen wir laufen lassen.

Brink. Wenn er selbst läuft, will ich ihn nicht aufhalten; das ist Alles, was ich Dir versprechen kann. Aber wegen der Journalisten nehme ich Dich bei'm Wort; und da wir eine so gute Basis haben —

v. Solms. Die beste Basis von der Welt!

Brink. So hoffe ich, wird auch West sich dazu verstehen, seiner langweiligen Friedfertigkeit ein Ende zu machen.

Ich. Wer den Frieden will, bereitet Krieg. Ihr sollt mich auf alle Fälle gefaßt finden.

Morfeld. Gut; so wären wir einig. Aber was soll denn mit der Herausforderung des Doktors geschehen, die so förmlich gemacht und angenommen wurde? — Ich muß Euch sagen daß ich mein verwünschtes Bein nicht umsonst in den Stiefel gezwängt haben will. Sehen Sie, Herr Brink, daß wir zur Sache kommen.

Ehe ein Europåer nur weiß, ob er sich schlagen soll, hätte ich mir mit einem Mauren oder Neuseelånder schon zehn Mal den Hals gebrochen.

Während wir redeten, war Herr Gregorius Palmer fast unbemerkt hereingetreten, und hatte sich, da er uns im eifrigen Gespräche fand, ganz stille niedergesetzt. Er winkte nun Herrn Brink zu seinem Stuhle, und fragte: ob er die Herausforderung bei sich habe?

»Ich glaube, ja!« antwortete Brink; und nachdem er alle seine Taschen durchsucht hatte, brachte er ein ziemlich unansehnliches Papier zum Vorschein, das er dem Herrn Palmer hinreichte.

»Der Herausforderer hat eine Hand, wie eine alte Köchin,« sagte Palmer, indem er das Blatt nach allen Seiten kehrte, um den Anfang zu finden. »Ich verstehe mich ein wenig auf die Physiognomie der Handschriften. Diese hier weissagt Ihnen nichts Gutes, Freund Brink. Ein Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts hat schon bemerkt, daß eine solche Hand einen blutdürstigen Charakter verrathe; und Gall's System bestätigt diese Beobachtung, wie Sie wissen. Er hat das Organ der Mordlust an

einigen Küchen-Tyranninnen sehr ausgebildet gefunden, die sich, wie Marat, durch eine ähnliche Alte-Weiber-Physiognomie ihrer Gesichts- und Schriftzüge auszeichneten. — Doch lassen Sie uns sehen, wie diese jungfräuliche Hand sich ausdrückt. (Er liest.) »Mein Herr! Sie kennen mich, wenn ich mich auch nicht nenne. Nach Ihrem Aussehen und Ihrer Sprache zu urtheilen, sind Sie ein Mann von Herz. Ich war daher erstaunt, Sie mir nicht schon gestern folgen zu sehen. Sie sind empfindlich für das, was man in der galanten Welt Ehre nennt, so finden Sie sich, heute oder morgen, nach sechs Uhr Abends an dem Orte ein, den Ihnen der Ueberbringer bezeichnen wird.

E —.«

v. Solms. Für den Doktor klingt die Ausforderung noch ganz manierlich.

Ich. Ist der Name nicht ausgeschrieben?

Palmer. Sehen Sie selbst!

Ich. Das ist des Doktors Hand nicht. Das Rendezvous, zu dem Brink in diesem Billette eingeladen wird, scheint eben auf keinen Todtschlag abgesehen zu seyn.

Morfeld. Auf was denn sonst, wenn ich bitten darf?

Ich. Die Dame mit den Feueraugen, — haben Sie die vergessen, Herr Morfeld? — Ich wünsche Dir zu Deiner Eroberung Glück, Samuel!

Brink. Hole der Henker Deine Scharfsicht! Ich glaube beinahe, Du hast Recht.

Palmer. Ei, ei, Herr Brink! Ich war darauf gefaßt, Ihnen eine Predigt über die Sündlichkeit der Duelle zu halten. Wie ich nun sehe, muß ich Ihnen den Text über einen Hang zur Galanterie lesen, die ich Ihnen gar nicht zugetraut hätte.

Brink. Man traut Manchem nicht zu, was man von ihm erfährt. Hätte ich doch eben so wenig gedacht, daß unser decente Herr Ernst mir einen solchen Streich spielen könnte, als er mit diesem Billette gethan hat.

Morfeld. Wie kommt der alte Classicus in die Geschichte?

Brink. Er saß im Theater überaus ruhig und anständig neben der bewußten Dame, und hörte dem ganzen Auftritte zu, ohne ein Wort darein zu reden. Wie er mir vor einer halben

Stunde gestand, nahm er sich jedoch gleich vor, sich einen Spaß mit mir zu machen. Heute früh sandte er mir nun durch einen fremden Burschen diesen Fehdebrief, den ich zuerst selbst für eine Ausforderung, dann für die Einladung zu einem Rendezvous hielt, und dem Palmer nicht ohne Grund etwas Jungfräuliches anzumerken glaubte; denn Ernst's alte Haushälterin hat die Hand dazu geliehen.

Morfeld. Der Spaß ist ihm trefflich gelungen; er hat uns alle zu Narren gehabt. Mich ärgert dabei nur, daß ich mich so in den Staat geworfen habe. Es hätte kaum mehr Umstände gebraucht, mich zu meiner Afrikanischen Reise auszurüsten.

Brink. Apropos, Morfeld! Hätten Sie wol Lust, noch einmal nach China zu gehen?

Morfeld. Warum nicht?

Brink. Wenn Sie das thun, so lassen Sie sich doch von dem Kapitän seine Theorie der Parallelkreise zuvor recht deutlich machen. Hat es mit dieser Vertheidigungslinie seine Richtigkeit, so können die Chinesen die große Mauer ganz eingehen lassen; welches eine namhafte

Ersparung für die Finanzen dieses Reiches seyn würde.

Morfeld. Sie haben Recht, Brink! Ich will daran denken, wenn ich meine Freunde, die Mandarinen, wieder sehe.

Palmer. Da sich die Sache so vernünftig aufklärt, könnte man nicht einen Nutzen für das gemeine Wesen daraus ziehen, und den Stoff, mit ein wenig Moral versetzt, zu einem erbaulichen Theaterstück verarbeiten?

Ich. Ein dramatisches Sprichwort wäre allenfalls daraus zu machen. Aber welchen Titel würdet Ihr dem Impromptu geben?

Brink. Die stille Gesellschaft im Harnisch, oder viel Lärm um Nichts.

Der Wald bei Hermannstadt.

Das neue Schauspiel der Frau von Weissenthurn: Der Wald bei Hermannstadt, ist in der vorigen Woche im k. k. Hoftheater drei Mal aufgeführt, und von dem, jedes Mal

zahlreich versammelten, Publikum mit einem Beifall aufgenommen worden, welcher die Frau Verfasserin über die Mißgunst der Kritiker und mancher ihrer Nebenbuhler mit voller Beruhigung hinweg sehen lassen kann. Das theatralische Glück dieses Drama's scheint entschieden gemacht zu seyn; ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich dem Wald bei Hermannstadt auf allen Bühnen Deutschlands eine gleich günstige Aufnahme und eine längere Dauer auf dem deutschen Repertoire verspreche, als dem Machtspruch, und vielleicht selbst der Bianca della Porta. Der Kapitän von Solms und Herr Mörfeld sind hierin mit mir völlig Einer Meinung, und unser neuer Alliirte, der Klatscher, war von dem Stücke so sehr entzückt, daß er es für ganz überflüssig hielt, das Signal des kleinen Trommelschlägers abzuwarten, um das Haus von seinen stärksten Beifallsbezeigungen erschallen zu machen. Bei diesen Umständen habe ich als Journalist nichts zu thun, als der Frau Verfasserin zu dem Erfolge ihres Werkes Glück zu wünschen, und allenfalls die einzelnen Urtheile bekannt zu machen, die mir darüber zukommen. Der nachstehende Brief kann

zugleich dazu dienen, die Verfasserin von den wohlwollenden Gesinnungen eines Mannes zu überzeugen, von dessen kritischer Strenge man ihr, ohne hinlänglichen Grund, eine unvortheilhafte Meinung beigebracht zu haben scheint.

Mein Herr!

In dem Schreiben der Madame Weissenthurn findet sich eine Stelle, die mich betrifft. So angenehm und schmeichelhaft es in der Regel ist, von einer Dame bemerkt zu werden, so sehe ich doch mit Bedauern, daß die Verfasserin der Adelheid von Burgau mich für einen strengen Richter hält. Auch nennt sie mich einen grundgelehrten Doktor. Da man nun durch Strenge und Gelehrsamkeit den liebenswürdigen Frauen wol nicht am besten empfohlen ist, so liegt es mir am Herzen, mich von diesen lobenden Vorwürfen frei zu machen, wenn ich nur wüßte, wie ich dieß anstellen soll.

Das beste Mittel wäre vielleicht, wenn ich öffentlich bekannt machte, daß, nach meinen Beobachtungen, der Wald von Hermann-

stadt die Erregung bis auf 40 Grade gebracht habe. Allein ich kann dieses, um der Wahrheit willen, nicht thun. Denn mein gesunder Mann, an welchem ich die Experimente anstelle, befindet sich gegenwärtig auf dem Lande, und nicht in Wien. Man kann ihn überhaupt nicht leicht bewegen, in den heißen Sommertagen das Theater zu besuchen. Nun habe ich zwar bemerkt, daß bei mehreren sehr robusten Naturen das genannte Stück eine auffallend gute Wirkung hervorgebracht hat; allein diese Herren waren nicht meine Patienten, und ich kenne sie zu wenig, um mich auf sie zu verlassen.

Ich bin daher selbst in's Theater gegangen, um für's erste nur an mir einige Beobachtungen anzustellen, und muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir der Wald von Hermannstadt recht wohl gefallen hat. Die Temperatur im Schauspielhause stand sehr hoch, gleichwohl fühlte ich mich durch das Stück in eine behagliche Stimmung gesetzt, und durch mehrere Scenen recht eigentlich erfrischt. Meine Frau hatte mich begleitet, und theilte mit mir das Vergnügen an dieser Vorstellung. Besonders lobte sie den lebhaften romantischen Gang des ersten Aktes, die Cha-

rakteristik der redlichen Waldbewohner, und den sinnreichen Einfall, daß der unerkannten Prinzessin von Bulgarien zur Probe gehuldigt wird. Sie fand die Begebenheiten verständig an einander gereiht, und die Aufmerksamkeit fast durchgängig beschäftigt. Nur im letzten Akte schien es mir, als ob die Erregbarkeit sich, aus Mangel an reizenden Potenzen, zu sehr anhäufte, und den Zuschauer in einen Zustand von direkter Schwäche versetze. Meine Frau, welche viel Takt besitzt, meinte, das Stück würde überhaupt gewinnen, wenn die beiden letzten Akte in einen zusammengezogen würden. »Der bulgarische Gesandte,« sagte sie, »streitet ein wenig zu lange mit dem Herzoge, ob dieser ihn anhören soll oder nicht, die Entwicklung hängt an einem Faden, die Hitze ist groß, und man wünscht das Ende, das so leicht herbei zu führen ist.«

Trotz dem sind wir Beide ganz gesund nach Hause gegangen. Wie viel wir, bei diesem guten Erfolge, der Verfasserin, wie viel wir der vortrefflichen Aktion der Schauspieler zu danken haben, läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen. Gewiß ist es aber, daß unser Brockmann

auch hier sein großes Talent, einen kräftigen, gefühlvollen Naturmenschen mit Wahrheit darzustellen, in vollem Lichte gezeigt hat. Dieser treffliche Künstler könnte kranke Herzen gesund machen, aber er ergreift auch das gesunde Gefühl und rührt es, besonders, wenn er nicht durch Dichter, die sich in langen Predigten gefallen, genöthigt wird, den Lehrton anzunehmen. Wo Leidenschaft, oder wo eine einfach große Gesinnung aus ihm sprechen soll, da ist er selbst der Liebling meines gesunden Mannes.

Meine Frau, die mich bei diesem Briefe überrascht, dringt darauf, ich möchte Sie, bester Herr West, bitten, das heitere Spiel und die angenehme Natur des Herrn Roose recht ausführlich zu loben. Auch wünscht sie, daß der Madame Koberwein ein artiges Kompliment gemacht werde, weil sie an jenem Abende sich besonders Mühe gab, und weil ihre Mühe oft so schön und glücklich gelang. Von Herrn Koberwein schweigt meine Frau; ich weiß aber, daß er ihr sehr wohl gefällt.

Sollten Sie, mein werthester Herr West, sich durch diesen Brief bewegen lassen, meinen und meiner Frau Wunsch zu erfüllen, so werde

ich mich von Neuem gegen Sie verpflichtet erkennen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Dr. Wiederhold.

23.

Die Dunsenstühle.

Sonntag, den 2ten August.

Alle Welt kennt die berühmte Familie der Dunse, aus deren Schooße einige der tiefsinnigsten Kritiker und die allerernsthaftesten Gesichter hervor gegangen, welche die neuere Zeit sah: aber nicht Jedermann weiß, daß ein paar Zweige dieses erlauchten Stammes, ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach Deutschland verpflanzt, und seit geraumer Zeit auch bei uns einheimisch geworden sind. Die Katastrophe, die, nach der Geschichte, das Haus der Dunse um das Jahr 1742 in England erlitt, scheint die Auswanderung mehrerer Abkömmlinge desselben zur Folge gehabt zu haben; denn ich finde in den gelehrten Streitschriften der da-

maligen Zeit verschiedener Dunse erwähnt, die in Deutschland gelebt, und mit dem Herrn Professor Gottsched in sehr vertrauten Verhältnissen gestanden haben müssen. Etwa ein Jahrzehend später machte sich ein Nebenzweig der Familie in Frankreich bekannt, wenn den etwas zweifelhaften Nachrichten des Charles Palissot de Montenoy anders zu trauen ist. Wann die ersten Dunse nach Wien gekommen seyen, bin ich außer Stande zu sagen, doch hat sich vermuthlich schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Magister Nathanael Duns einige Zeit in unserer Stadt aufgehalten, und zwar in Begleitung des berühmten Cavaliere Pococurante, Nobile di Venezia, dessen Sekretär und eigentliches Orakel er gewesen seyn soll; wie ich dieß in meiner Geschichte der deutschen Dunse, die in der nächsten Ostermesse erscheinen wird, ausführlich zu berichten gedenke.

Die größte Merkwürdigkeit, welche mir in der besagten Geschichte auffiel, ist ein Familien-Pakt, den die Dunse, bald nach ihrer Einwanderung in Deutschland, wie es scheint, unter sich geschlossen haben. Ich halte dieses Aktenstück für eine der interessantesten Urkunden der

neueren Zeiten, denn es enthält die unerwartetsten Aufschlüsse über mehrere, außerdem unerklärbare, Erscheinungen der deutschen Kultur- und Gelehrten-Geschichte. Der Verfasser des Familien-Paktes war unstreitig ein sehr scharfsinniger Kopf, und seine Absicht scheint nichts geringeres gewesen zu seyn, als eine Art literarischer Freimaurerei zu stiften, deren oberste Leitung den Abkömmlingen der Dunse, durch diesen Vertrag, auf ewige Zeiten gesichert werden sollte. Vermöge des ersten Artikels leisten die Dunse — ganz gegen ihre ehemalige Gewohnheit — feierlich Verzicht auf die Ehre der Schriftstellerei, und auf allen Antheil an der Verwaltung öffentlicher Aemter und Würden. Dagegen nehmen sie förmlich und für immer Besitz von dem weitläufigen Gebiete der Kritik, und machen es sich zur allgemeinen Pflicht, alles zu ergründen, abzuwägen und haarscharf zu recensiren, was hinfort von Andern gedacht, gethan, gesagt oder geschrieben werden sollte. Die jungen Dunse werden durch das Familiengesetz angewiesen, die höchste Sorgfalt auf die weise Komposition ihrer Gesichtszüge und auf den sparsamen Gebrauch der Worte zu wenden, deren Kraft und Gewicht

durch eine große Anzahl besonderer Regeln genau bestimmt werden. Ein Duns soll nie den Mund öffnen, ohne Etwas zu sagen, das klingt wie ein Orakelspruch. Wenn er über das, was von einer Sache zu denken sei, zweifelhaft ist, so soll er weislich mit dem Kopfe nicken, die rechte Schulter ein wenig sinken lassen, oder den Blick bescheiden zur Erde richten. In Gegenwart von schwachen Brüdern aber, und unter Leuten, von deren Köhler=Glauben er überzeugt ist, soll er decidirt und trocken vor sich hinsehen; mitunter ein Mal hohnlächeln oder die Nase rümpfen und den Fall mit einem kurzen: passe! oder dumm! entscheiden. Die einzige Absicht eines echten Dunses muß seyn, den Kredit und Einfluß seiner Familie, und die Autorität der ernsthaften Gesichter gegen alle Welt zu behaupten und auszubreiten, sich selbst aber allenthalben in das Ansehen eines durchdringenden und überlegenen Geistes zu setzen. Deßhalb wird den jungen Zöglingen eingeschärft, nie auf einer eigenen Meinung zu beharren — als welches oft gefährlich sey — und keinen anderen Grundsätzen, als denen des Familien=Paktes, anzuhängen; vielmehr sich immer klüglich der herr=

schenden Partei anzuschließen, auch mit der Mehrheit der Schriftsteller, besonders der Journalisten, mit den Mäcenaten und anderen markanten Personen im Publikum sich in scheinbar gutem Vernehmen zu erhalten. Schließlich und hauptsächlich sind sämmtliche Mitglieder und Angehörige des Familienvereins gehalten, verpflichtet und an Eides Statt verbunden, für die ehr- und glorwürdige Sache der Dunsenschaft so viele Proselyten, Freunde und Vertheidiger anzuwerben, als irgend thunlich und möglich ist; welches mit anderen Worten heißt: den Schein der Vernunft und Rechtlichkeit, so viel an ihnen liegt, allgemein zu machen, der Entwickelung des eigenen Verstandes und Charakters aber, auf alle nur erdenkliche Weise, entgegen zu arbeiten.

Ohne Zweifel haben es die deutschen Dunse diesen außerordentlichen Vorsichten und der beispiellosen Beharrlichkeit, womit sie auf ihrer Familienregel bestanden, zuzuschreiben, daß sie das Schicksal, welches ihre Vorfahren in England und Frankreich traf, bisher in unserem Vaterlande nicht nur nicht erfahren, sondern sich vielmehr zur Zeit noch überall in gutem Ansehen

und bei ihrem stillen Einflusse erhalten haben. Die Familie hat sich mittlerweile durch Verschwägerungen und Adoptionen ungemein ausgebreitet. Es gibt jetzt kaum eine mittelmäßige Stadt in Deutschland, welche nicht, wenn auch keinen ordentlichen Dunsen-Stuhl, doch wenigstens ein delegirtes Schöppengericht der Dunsenschaft aufzuweisen hätte. In Jena, Tübingen, Berlin, und seit Kurzem auch in Wien, befinden sich dermalen die vier Hauptstühle der Verbrüderung deutscher Nation; und ich weiß, daß seit einigen Jahren davon die Rede ist, in der Nähe der zuerst genannten Stadt noch einen höheren, oder Königsstuhl, für das erst zu erwählende sichtbare Oberhaupt der Dunse, zu errichten. Von den besagten Stühlen und Gerichtshöfen werden nun Tag für Tag alle literarischen Angelegenheiten in höchster Instanz, jedoch in aller Stille abgeurtheilt, die Sentenz, wo es nöthig scheint, an die dienenden Brüder unter den Journalisten zur Kundmachung abgegeben, und — was die Hauptsache ist — durch eine zahllose Menge unsichtbar geleiteter Zöglinge und blinder Anhänger, vermittelst des gesellschaftlichen Umtriebes, zur

wirklichen Exekution gebracht. Ein Buch oder Kunstwerk, das von dem Dunsenstuhle gerichtet ist, wird dadurch, im Umfange seiner Jurisdiktion, gleichsam für vogelfrei (hors de la loi) erklärt. Jedem Mutterkinde und Gelbschnabel, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, ist erlaubt, dasselbe, so viel an ihm liegt, todt zu reden, und die furchtbaren Worte: fade — ennuyant — gemein — geistlos — platt — erbärmlich! — darüber auszusprechen. Gegen die Sentenz des Dunsengerichtes gilt kein Ansehen der Zeit noch der Personen. Man hat, durch seine Aussprüche, Meisterwerke, welche das Vorurtheil von Jahrhunderten für sich haben, an Einem Abende — in der Meinung der Dunse und ihres Anhanges — vernichtet gesehen. Wieland wie Kotzebue, Lessing wie Jünger und Iffland, sind auf solche Weise der Spott unserer kleinen Söhne und Töchterchen geworden. Ich habe bemerkt, daß manches sechzehnjährige Fräulein, welches ihren Katechismus noch nicht recht inne hat, sich heraus nimmt, über den Inhalt und Werth von Schriften, die ihre Fassungskraft offenbar weit übersteigen, ganz kurz und bündig abzuurtheilen; eine Erscheinung, die

mich besorgen läßt, daß die löbliche Anstalt der Dunsengerichte zur Ausbreitung der Nasenweisheit in unseren Landen mehr beitragen möchte, als zum Nutzen und Frommen der Welt geradezu nöthig ist.

Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß die sonderbare Einrichtung der Dunsenstühle ungleich mehr auf die Literatur unseres Vaterlandes gewirkt hat, als die Schriftsteller gewöhnlich glauben. Die zunehmende Petulanz der Jugend, der immer allgemeiner werdende Hang zu losen Machtsprüchen und wegwerfenden Urtheilen über Gelehrsamkeit, Verstand und Regeln, hat, allem Ansehen nach, tiefere und verborgenere Quellen, als diejenigen sind, die man in den öffentlichen Verhandlungen der literarischen Welt erkennet. Es scheint darauf angelegt zu seyn, die alte Konstitution der deutschen Gelehrten-Republik insgeheim gänzlich zu untergraben, die Wissenschaften und die eigentlichen Gelehrten in den Augen des Volkes täglich entbehrlicher zu machen, und so, auf den Ruin aller wahren Talente und Kenntnisse, die lange vorbereitete Usurpation der Dunse zu gründen. Ich bin benachrichtigt, daß die dirigirenden Häupter

und geheimen Emissäre dieser gefährlichen Sekte nie thätiger gewesen sind, als in den letzten acht bis zehn Jahren. Sie haben gewußt, durch Schmeicheleien und Vorspiegelungen von mancherlei Art, einige vorzügliche Köpfe der Nation in ihr Interesse zu ziehen, und solchergestalt die Optimaten und natürlichen Vertreter der Gelehrten-Republik selbst in ihre schlimmsten Feinde zu verkehren. Vornehmlich aber haben sie keine Mühe gespart, um einen der genievollsten (und, gebe Gott! auch der weisesten) Männer unsers Jahrhunderts, zu dem Ihrigen zu machen, indem sie seine Menschlichkeit, durch das hinterlistige Anbieten von Alleinherrschaft und abgöttischer Verehrung zu berücken, und seinen Ehrgeiz, durch die vorgespiegelte Aussicht auf den königlichen Stuhl der Dunse, oder auf einen angeblich für ihn zu errichtenden moralisch-ästhetischen Kaiserthron, zu verführen suchten — wozu er doch weder nach ihrer wahren Absicht bestimmt ist, noch, vermöge seiner Geburt, Abstammung und natürlichen Anlagen, jemals gelangen kann — über welche seltsame, und in vieler Rücksicht merkwürdige, Umstände ich nicht verfehlen werde, der wißbegierigen Welt in mei-

nem großen historischen Werke die weiteren Aufschlüsse mitzutheilen, vorläufig aber nicht für unnütz erachtet habe, durch diese wenigen Winke, den Verständigen einen ersten Anlaß zur Vorsicht und zum Nachdenken zu geben.

Da ich mit einem, für den Kredit und das vermuthliche Stehen oder Fallen der deutschen Dunse, so wichtigen Unternehmen beschäftigt bin, so befremdet es mich in der That, zu hören, daß einige Angehörige und dienende Brüder des hochachtbaren Dunsen-Stuhles in Wien sich, auf eine etwas vorlaute und ungebührliche Art, über mich, meine Freunde, und den Zweck und Ton dieser Blätter, haben vernehmen lassen. Sie stellen sich erstaunt, daß Leute, die von keinem ordentlichen Dunsen-Gerichte dazu autorisirt sind, sich herausnehmen, ihren Verstand zu gebrauchen, und über Sachen des Geschmackes ein eigenes Urtheil zu haben. Noch mehr setzt es sie in Verwunderung, daß die Lesewelt von diesem Urtheile Notiz nimmt und sich hin und wieder darnach zu richten scheint. Nach ihrem Betragen zu schließen, wäre das Sonntagsblatt ein Ding, das nicht ist, und um das sich kein Mensch in der Welt be-

kümmern sollte. Auf das Stillschweigen der angesehensten Dunsen-Stühle und die dummdreisten Angriffe eines fremden Werkeltagsblattes gestützt, glauben die besagten Vettern und Basen leichtes Spiel mit mir und meiner Wochenschrift zu haben. Sie sind daher seit einiger Zeit ungemein neckisch geworden, und haben es offenbar darauf angelegt, das Sonntagsblatt, durch die gemeinen Mittel der Afterrede und des gesellschaftlichen Schnickschnacks, in Verruf und allgemeine Ungunst zu bringen. Ihr hoher Gönner, der Herr Doktor Ezechiel Jonathan Godofred Duns, dermaliger Stammhalter der Familie und Meister des Stuhles von Wien, hat es jedoch bisher noch immer für rathsamer gehalten, wenigstens scheinbar gute Nachbarschaft mit mir und den Meinigen zu pflegen; und wirklich ist nicht abzusehen, welche Eifersucht oder Kollision zwischen der ehrwürdigen Physiognomie des Herrn Dr. Duns und meiner eigenen drolligen Gestalt sollte entstehen können. Ich weiß demnach auch nicht, ob die mehrbelobten Herren und Damen dem Interesse, und selbst dem Willen ihres Patrons und Meisters, durchaus gemäß verfahren, da sie ihn in offen-

baren Unfrieden und Zwiespalt mit Menschen setzen, denen er nicht schaden kann und nicht zu nützen braucht, die mehr dazu aufgelegt sind, sich und Andere zu ergetzen, als eine wichtige Figur in der Welt vorzustellen, und die — was ich sie wohl zu bemerken bitte — vor dem allerernsthaftesten Pagodengesichte nicht mehr Respekt haben, als vor einer gelben Rübe, falls nämlich eben so wenig Gehirn darin ist. In Betrachtung dessen versehe ich mich zu der bekannten Politik und klugen Mäßigung aller echten, der Ueberlegung noch fähigen Dunse, daß sie dem unziemlichen Betragen ihrer jüngern Söhne und Töchter förderſamst Einhalt thun, ja selbst nichts außer Acht lassen werden, um die freundnachbarlichen Verhältnisse herzustellen, welche bis jetzt zwischen der ehrbaren Familie der Dunse und der harmlosen Gesellschaft der Stillen im Lande so glücklich bestanden haben.

Th. W.

Der Kunstrichter und die Recensenten.

(Aus Palmer's Wörterbuche.)

Der vielbedeutende Name eines Kunstrichters soll einen Mann bezeichnen, welcher Macht hat, über Werke der Kunst ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen, und dieses Urtheil durch die Bekanntmachung zugleich in Ausführung zu bringen. Hierbei tritt nun der bedenkliche Umstand ein, daß es keine Autorität gibt, welche einen solchen Richter in sein Amt einsetzte, oder ihn vorher einer Prüfung unterzöge, ob er auch der Gesetze hinlänglich kundig sey, und überhaupt die Eigenschaften besitze, die von einem Richter gefordert werden. Vielmehr setzt ein solcher Richter in der Regel sich selbst ein, und handelt aus eigener Machtvollkommenheit, ohne auch nur über die Gesetze, nach denen er verurtheilt und losspricht, genügende Auskunft zu geben. Denn das Schlimmste ist, daß im Gebiete der Kunst die Gesetzgebung selbst voll Zweifel und Unsicherheit, und (nach der Behauptung Vieler) nirgends ein Kodex vorhanden ist, an den ein Richter, der es redlich meint, sich mit vollem

Vertrauen halten könnte. Wer in Sachen des Geschmackes mit Sicherheit urtheilen soll, muß das Gesetz in sich selbst tragen, und indem er sein Gefühl frei walten läßt, der Eingebung des Augenblickes die Deutlichkeit und Haltung eines Grundsatzes zu ertheilen wissen.

Hieraus scheint zu erhellen, daß der Kunstrichter eben so wohl geboren werde müsse, als der Künstler, und daß es eine nicht minder fruchtlose Anmaßung sey, sich ohne innern Beruf zum Beurtheiler von Kunstwerken aufzuwerfen, als, der Natur und den Musen zum Trotz, die göttliche Kunst wie ein niedriges Handwerk zu treiben. Der gemeine Verstand reicht schlechterdings nicht zu, ein Werk des Genies in seiner Fülle und Tiefe zu ermessen; wer nicht wenigstens Sinn für das Höchste in der Kunst hat, bemüht sich umsonst, es zu erkennen und in seinem Wesen zu ergründen. Aber mit diesem ursprünglichen Kunstsinne muß die größte Unbefangenheit des Urtheils, die reinste Wahrheitsliebe, und das tiefste Studium der alten und neuen Meisterwerke verbunden seyn, wenn die Naturanlage sich zu der Reife und Sicherheit des Geschmackes erheben soll, die den wahren Kunstrichter in sei-

nen Entscheidungen allein leiten dürfen. Kunstsinn und vielseitige Ausbildung, ohne Tiefe und Wahrheitsliebe, machen den Kunstsophisten; alle diese Eigenschaften vereinigt, ohne völlige Deutlichkeit der Begriffe und Grundsätze, den Kunstschwärmer. Man kann viel Geschmack und Geist haben, und doch ein schlechter Kunstrichter seyn. Voltaire deräsonirt, wenn er ein Urtheil über Shakspeare oder Calderon fällen will; Herr Schlegel dichtet dem Woldemar und Wilhelm Meister an, was ihm beliebt, um aus dem einen ein unsittliches Buch, aus dem andern ein Wunderwerk des Genies und der planvollsten Absichtlichkeit zu machen; manche unserer neuesten Aesthetiker faseln, wenn sie die Principien ihrer Kritik festsetzen sollen. Der wahre Kunstrichter wird die Strenge seiner Grundsätze zuerst wider sich selbst richten, und das System seiner Kritik nicht eher für begründet halten, als bis er es mit sich selbst und den großen Mustern in Uebereinstimmung gebracht hat. Kunstprincipien, mit denen das Vortrefflichste, was die Kunst geleistet hat, nicht zusammen bestehen kann, sind eben so gewiß falsch, als diejenigen, nach welchen alles, was das

Genie hervorbrachte, für musterhaft gelten muß. Ehrerbietung für die großen Meister ist der Anfang aller Kritik; die Selbstständigkeit des Urtheils, ungeachtet jener Ehrerbietung, kündigt ihre Reife an. — Bei so bewandten Umständen möchte man fast glauben, daß es noch weniger große Kunstrichter als Künstler gebe, und daß selbst von denen, welche in neuerer Zeit unter den Deutschen für Aristarchen der Kunst erklärt wurden, kaum Einer die Eigenschaften in sich vereinige, die den Kunstrichter im eigentlichen Sinne des Wortes ausmachen.

Es gibt jedoch eine zweite, noch immer sehr achtungswerthe Klasse von Beurtheilern, die, mit gewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet, gar wohl geeignet sind, dem Publikum von den Erscheinungen der Kunst einen verständigen und unparteiischen Bericht zu erstatten. Das Letztere scheint die Bestimmung der, nach der Einrichtung unserer Literatur, nothwendig gewordenen Recensions-Anstalten zu seyn. Das Urtheil eines Recensenten ist die einzelne Stimme eines mehr oder minder sachkundigen Mannes, über ein Werk oder eine Kunstleistung, welche der öffentlichen Beurthei-

lung zugänglich sind, und die daher nöthigen Falls von Jedermann, der sich mit der Sache bekannt machen will, berichtigt werden kann. Eine solche Stimme gilt nicht mehr, und muß nicht mehr gelten wollen, als jedes andere Privaturtheil; weßhalb es schon für unziemlich, und nach Umständen wol auch für lächerlich gehalten wird, wenn ein Kritiker solcher Art seine einzelne Meinung als Aussprüche der Kritik ankündigt und, auf das oft usurpirte Ansehen eines recensirenden Blattes gestützt, ohne hinlängliche Gründe und Beweisstellen über den Werth oder Unwerth eines Kunstproduktes abspricht, dessen Hervorbringung in der Regel doch mehr Verstand und Geist voraussetzt, als nöthig sind, eine ganz lesbare Recension zu machen. Bescheidenheit, die den Schriftstellern und Künstlern so häufig empfohlen wird, scheint daher eine Tugend zu seyn, deren sich zu befleißigen auch ein gewöhnlicher Kunstrichter alle Ursache hat.

Neben diesen, mehr oder minder ehrenwerthen, Meistern und Dienern der Kritik hat man aber auch zu allen Zeiten noch eine Gattung kritischer Freipartisten sich hervorthun sehen, die,

mit oder ohne Talent, das Kunstrichteramt als ein Mittel behandeln, sich eine Art von Ansehen und Wichtigkeit in der Kunstwelt zu verschaffen, und aus Lob und Tadel ein regelmäßiges Gewerbe zu machen. Ein wenig derber Menschenverstand, einige Gewandtheit in der Dialektik, ziemlich viel Skurrilität, vor Allem aber eine nie errõthende Stirn, das sind die Eigenschaften, welche einem solchen Kritiker zu Gebote stehen müssen. Eigentlicher Kunstsinn und gründliche Kenntnisse sind ihm überflüssig, selbst das, was er beurtheilen will, braucht er nicht besonders zu kennen, denn sein Urtheil muß immer schon zum Voraus fertig seyn, und es kommt bei dieser Art von Kritik nicht sowol auf das an, was eine Sache *ist*, als auf das, was man daraus *machen will*. Das Gute loben und das Schlechte tadeln, kann Jeder, der das gewöhnliche Maß von Einsichten besitzt: aber eine Stümperei zum Meisterwerke zu stämpeln, und das Werk eines Meisters zur Pfuscherarbeit herabzuziehen, dazu gehört *Genie*, und das lernt man nicht von Aristoteles, Kant und Lessing. Im schlimmsten Falle findet sich wol auch Jemand, der dem Kritiker seine Kenntnisse oder seinen

Witz um ein Billiges leiht, und die alten Pedanten selbst in die Schule nimmt, wenn sie seinem Patron zu nahe treten sollten.

Bei allen dem ist es nöthig, daß ein solcher Mann einige Vorsichten treffe und sich gewisse Praktiken eigen mache, vermittelst deren man über Alles in der Welt urtheilen und für einen profunden Kenner gelten kann, ohne von der Sache eben mehr zu verstehen als ein Anderer, der seine fünf Sinne beisammen hat. Man muß nämlich im Ganzen nie auf die Sache selbst eingehen, sondern nur einige Einzelnheiten herausheben, diese aber so scharf und grell, daß Jeder, der es nicht besser weiß, sich einbildet, er hätte das auch gedacht; dann muß man vom Einzelnen gleich einen tüchtigen Schluß auf's Ganze machen, und mit den hergebrachten Recensentenformeln recht platt und durchgreifend darüber absprechen. Ist das Urtheil gar zu impertinent, so, daß dem Schwächsten die Nullität des Rechtsspruches einleuchten muß: so sagt man, eine erschöpfende Erörterung des Gegenstandes werde nächstens in einer besonderen Abhandlung folgen. Eine solche Abhandlung (wenn der Recensent zur Probe eine liefern will)

braucht nichts als ein Kommentar über den nützlichen Satz zu seyn: »wie man seicht denken und doch gründlich schreiben könne;« welcher Satz, im Vorbeigehen gesagt, für einen Kritiker dieser Gattung von der größten Wichtigkeit ist, wie wir demnächst, ebenfalls in einer besonderen Abhandlung, ausführlich zeigen werden.

Die Hauptsache ist, daß ein solcher Kritiker sich frühzeitig bei den Leuten, die selbst kein Urtheil haben, in ein gewisses Ansehen setze, und sich den Kunstgenossen als einen Mann zu erkennen gebe, von dem sie, nachdem er bei Laune ist, das Beste oder Schlimmste zu erwarten haben. Man muß bei Zeiten erfahren, daß, wer nicht mit ihm ist, ihn wider sich haben werde; und diese Maxime ist es, worauf eigentlich der Recensent das ganze Gebäude seiner kritischen Furchtbarkeit gründen muß. Zum Anfang wird es jedoch rathsam seyn, daß er sich durch Lobsprüche und Schmeicheleien einige Freunde unter den Schriftstellern erwerbe, und durch die bescheidene Anerkennung dieses oder jenes beliebten Autors, oder durch einen beherzten Angriff auf einen vorlauten Stümper sich die unparteiische

Lesewelt geneigt mache; dann wagt er es ein Mal, einen Autor oder Künstler von Talent, aber noch nicht entschiedenem Rufe, mit vornehmer Miene in die Schule zu führen; von einem Anderen gibt er zu verstehen, daß er wol Vieles an ihm zu tadeln wüßte, wenn es der Mühe werth wäre, u. dergl. Ueberhaupt ist es dem Recensenten sehr zu empfehlen, im Loben und Tadeln neben dem direkten, auch den indirekten Weg einzuschlagen, seine schärfsten Pfeile aus dem Hinterhalte abzuschießen, und die gröbsten Schläge dann auszutheilen, wenn der, den sie treffen sollen, gar nicht weiß, wie er dazu kommt. Dieß muß so oft, und an so vielen Orten als möglich, geschehen, bis selbst der behutsame Leser zweifelhaft wird, ob die Sache nicht doch einen guten Grund habe.

Ist der Kritiker erst so weit, so darf er schon etwas mehr versuchen. Er spricht nun einem Werke, worin sich unläugbar Genie zeigt, und welches entschiedenen Beifall gefunden hat, nicht nur auf die wegwerfendste Art alles Verdienst ab, sondern macht es recht eigentlich zur Zielscheibe seiner kritischen Strategie und Schwarzkunst. Weil es doch etwas gefährlich ist, sich

allein gegen die allgemeine Meinung aufzulehnen, so sucht man noch ein paar Stimmen gegen das verhaßte Werk zu gewinnen, welches auf allerlei Wegen zu erreichen ist, und der Sache wenigstens den Schein gibt, als hätte der Recensent nur die Ueberzeugung vieler gleichgesinnten Kenner ausgesprochen. In solchen Umständen ist es besonders zuträglich, eine auswärtige Unterstützung zu finden, wozu die nie genug zu lobende Einrichtung der Korrespondenz-Nachrichten eine immer bereite Gelegenheit darbietet. Da kann man den erwähnten Beifall entweder ganz wegläugnen, oder ihn allerlei zufälligen Ursachen, wol auch unlauteren Einwirkungen zuschreiben, nach der bekannten Regel:

Willst du lügen, lüg' von fern;
Wer geht hin und fraget gern?

Ist es möglich, die Grundsätze des Autors verdächtig zu machen und sich anzustellen, als ob man die Sache der gesunden Vernunft, der Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung verfechte, so ist es um so viel besser; denn zu solch

einem löblichen Zwecke sind, wie bekannt, alle Mittel erlaubt, und

»Qui méprise Cotin, n'estime point son Roi,
Et n'a, selon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi!«

Erhebt sich ein Widerspruch, so gilt es, das ausgesprochene Verdammungsurtheil mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Mit Gegnern von ungefähr gleichem Range macht man es kurz, erklärt die Sache für längst abgethan und in höchster Instanz entschieden, und begnügt sich damit, den inkompetenten Einspruch aus oberrichterlicher Machtvollkommenheit abzuweisen. Tritt unvermuthet ein Mann von Ansehen mit der entgegengesetzten Meinung auf, so wirft man diese für's erste mit anderen unbefugten Einsprüchen keck in einen Haufen; und nun ist es Zeit, die Gegner fühlen zu lassen, was es heiße, mit einem Tageblatts-Recensenten, der das Handwerk versteht, zu thun zu haben. Die göttliche Grobheit muß dann die Muse seyn, die ihn begeistert, und ihm Verstand, Witz und Gelehrsamkeit völlig entbehrlich macht. Sey der Schriftsteller, den er angreift, auch ein Mann von anerkannten Verdiensten um die Literatur, er muß ihn dennoch wie einen

Schulknaben behandeln, und annehmen, alle Welt sey überzeugt, ein tüchtiger Recensent müsse einem Autor schlechtweg in jeder Hinsicht weit überlegen seyn. Wenn der Gegner Gründe braucht, muß der Recensent sagen, das sey langweilig; wenn jener sich auf die alten Muster bezieht, muß er alle Beispiele und Autoritäten (versteht sich, die seinige ausgenommen) für nichtig erklären. Hat der Gegner Witz, so kann der Recensent ihn durch Aberwitz zu überbieten suchen, und wenn nichts Anderes mehr helfen will, muß er zu solchen Waffen greifen, welche zu gebrauchen ein ehrliebender Gegner sich wol hüten wird. Ein kritischer Klopffechter, der auf solche Weise einen Widersacher von Ansehen zum Schweigen gebracht hat (wäre es auch nur, weil dieser sich schämt, in gleichem Tone zu antworten), der mag sich seines Sieges laut rühmen, und forthin thun und sagen, was er will. Er kann dem Shakspeare das Genie, Voltaire'n den Witz, Leibnitzen die gesunde Vernunft und dem Kaiser Antoninus Pius die gemeine Ehrlichkeit absprechen. Man wird ihm nicht glauben, aber man wird — es dabei bewenden lassen; und das ist genug für

einen Mann, der sich nur von einem Tage zum andern auf seinem usurpirten Richterstuhle zu behaupten sucht, und am Ende keine andere Absicht haben kann, als einigen gutmüthigen Leuten einzubilden, er habe Recht und sey, was man auch sonst von ihm denken möge, doch einer der sinnreichsten Köpfe, welche jemals die Lesewelt mit der edlen Taschenspielerkunst, Tageblatts-Kritik genannt, zum Besten gehabt haben.

24.

Ueber den Chor im Trauerspiele.

Ein junger Gelehrter, der in dem Hause der Frau von Sorben Zutritt hat, brachte vor einigen Tagen das Gespräch auf die Vorstellung der Braut von Messina, die, wie man hört, in dem Hoftheater vorbereitet wird. Er hatte dieses Trauerspiel in Weimar aufführen sehen, und versicherte, daß der Chor hier, wie überall, außerordentlichen Eindruck auf die Gemüther machen müsse.

»Das ist etwas, das ich Mühe habe zu begreifen,« sagte Frau von Sorben.

»Nichts ist doch begreiflicher!« fiel ihr der junge Mann etwas schnell in's Wort. »Der Chor gibt der Tragödie erst ihre wahre Bedeutung; ja, wir haben auf unserer modernen Bühne kein anderes Mittel, die Poesie hervor zu bringen: — und nur die Poesie wirkt eigentlich auf das Gemüth, in der Kunst, wie im Leben, aus dem sie, leider, verschwunden ist.«

»Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr,« erwiederte Frau von Sorben. »Indessen fürchte ich, unser Publikum wird wenig Sinn für die Poesie zeigen, wenn sie sich ihm in dieser Form offenbart. Die prächtigen Reden des Chorführers werden Langeweile, die kurzen Refrains seines Gefolges Lachen erregen.«

»Desto schlimmer für das Publikum, wenn dem so wäre!« rief Hr. L. — so heißt der junge Gelehrte — eifrig. »Aber, mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Frau, ich besorge das nicht. Das Publikum braucht nichts, als Empfänglichkeit, und die besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem viel-

seitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; — und wenn der Künstler nur den Muth hat, dieses darzustellen, so wird das Publikum bald lernen, es sich gefallen zu lassen.«

»Haben wir das nicht irgendwo gelesen, Herr Ernst?« sagte Amalie, sich gegen diesen wendend. »Herr L. drückt sich sehr gut aus, wie mir däucht.«

»Und was er behauptet, ist vollkommen wahr!« erwiederte Ernst, indem er sich dem jungen Manne näherte. Indessen, mein Herr, könnten sie, oder Schiller, hierin sehr richtig geschlossen haben, und unsere schöne Freundin mit dem Publikum in der Hauptsache doch Recht behalten. Ohne Zweifel hat das Publikum Empfänglichkeit für das Vollkommenste und Höchste. Aber sind Sie auch so gewiß, daß der Chor, und gerade der Chor, wie er in diesem Trauerspiele erscheint, das Höchste der tragischen Kunst ist?«

Herr L. (lächelnd.) Haben Sie Schiller's Abhandlung über den Gebrauch des Chors in der Tragödie gelesen?

Ernst. Allerdings, mein Herr! — Und

was mehr ist, ich habe gesehen, welchen Gebrauch Sophokles von dem Chor gemacht hat. Ich halte, mit dem größten Kunstrichter des Alterthums, den Oedipus dieses Dichters für das vollkommenste dramatische Werk, das jemals geschrieben wurde; und ich glaube deutlich einzusehen, welchen Antheil der kunstreiche Gebrauch des Chors an den Schönheiten und der Wirkung dieses unvergleichlichen Meisterwerkes hat —

Herr L. (einfallend.) Nun, mein Herr?

Ernst. Aber ich möchte aus dem großen Effekte, den der Chor in diesem und einigen anderen Trauerspielen der Alten macht, eben so wenig folgern, daß der Chor zur Erreichung des Endzweckes der Tragödie wesentlich nothwendig sey, als ich aus dem Erscheinen des Geistes im Hamlet, und aus den furchtbaren Wirkungen, welche dieß Erscheinen hervorbringt, schließen wollte, daß ohne das Wunderbare, und ohne ein Gespenst, keine wahrhaft tragische Größe auf dem neuern Theater Statt finden könne.

Herr L. Ich bin erstaunt, Herr Ernst! Wie? Sie tragen kein Bedenken, den Chor, auf den das ganze Theater gegründet ist, mit

einer Maschinerie zu vergleichen, deren Einführung bloß aus der Fabel eines einzelnen Stückes erklärt werden muß? Hamlet kann nicht seyn, was er ist, ohne den Geist seines Vaters; die ganze Oekonomie des Stückes bewegt sich um diese wunderbare Begebenheit, wie die Handlung des Oedipus um die Orakelsprüche und das furchtbare Strafgericht, das den Mörder des Laïus verfolgt. Aber das Trauerspiel Hamlet könnte mit dem Oedipus, und mit allen Tragödien der Griechen, den Chor gemein haben; und ohne Zweifel würde es dadurch erst seine volle Bedeutung erhalten.

Ernst. So sagt Schiller. Allein, wenn der treffliche Mann jemals etwas sagte, womit er keinen deutlichen Begriff verband, so ist es dieß, und noch Eines und das Andere, was Sie uns aus seiner Abhandlung über den Chor der Alten, wie es scheint, zum Besten geben. Die Tragödien Shakspeare's haben ein, von dem griechischen Drama, so ganz verschiedenes Maß und Gewicht, sie erfüllen den eigentlichen Zweck des Trauerspieles, auf ihre Weise, bereits so vollkommen, daß der kindische Versuch, den alten Chor in dieselben einzuführen, nichts als

die Ungeschicklichkeit eines solchen Einfalles darstellen, und dieses gepriesene Kunstorgan, wie Schiller den Chor nennt, selbst zu nichte machen würde.

Herr L. Ganz im Gegentheile, mein Herr! Man hat dem Shakspeare, nicht ohne Grund, Uebertreibung und Schwulst vorgeworfen. Die Einführung des Chors in seine dramatischen Gedichte würde seinen Gestalten erst das wahre Maß, seiner Sprache erst den richtigen Sinn ertheilen. »Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tones, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das Gemüth erweitert. Diese eine Riesengestalt in seinem Bilde nöthigt ihn, alle seine Figuren auf den Kothurn zu stellen, und seinem Gemälde dadurch die tragische Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im Ganzen sinken, oder was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen.«

Ernst. Und das gilt auch umgekehrt, nicht wahr? Thut man zu dem Gezwungenen und Ueberspannten den Chor hinzu, so wird etwas Mächtiggroßes daraus. — Doch, mein Herr,

keine Form in der Welt macht den Schwulst zur Poesie. Wenn Shakspeare in dieser Rücksicht Fehler hat, so kann der Chor ihn nicht davon befreien. Thyestes, Medea, in den römischen Trauerspielen dieses Namens, beleidigen den Geschmack durch eine übertriebene, unnatürliche Sprache, ungeachtet des Chors und seiner Privilegien. Die innere Kraft des Charakters, die Gewalt der Leidenschaften, ein ungeheueres Schicksal, nicht der Chor, stellt die Helden des Sophokles und Euripides, wie die des Shakspeare, auf den Kothurn, und berechtigt den Dichter zu der Erhebung des Tones, welche so außerordentlichen Situationen angemessen ist. Der schwärmerische Trübsinn Hamlet's, Makbeth's Ehrsucht, Romeo's und Juliettens Liebe, die gewaltsame Natur und die eifersüchtige Wuth des Othello: — das sind die Riesengestalten, die den Gemälden Shakspeare's eine tragische Größe geben, welche wir, außer in dem Oedipus, selbst in keinen uns bekannten Trauerspielen der Alten finden.

Herr L. Ich fürchte, Herr Ernst, unsere Grundsätze sind zu verschieden, als daß wir einander wohl verstehen könnten. Sie scheinen die

tragische Größe und das Höchste der Kunst überhaupt in die Nachahmung des Wirklichen, und in die Erregung natürlicher Affekte zu setzen, worin Shakspeare's Theater allerdings der Bühne der Alten sogar überlegen ist. Allein gerade darin liegt der große Vorzug der Griechen, daß sie die Nachahmung der Natur verschmähten, und nur nach dem Ideale strebten. Die Kunst ist bloß dadurch wahr, daß sie das Wirkliche ganz verläßt, und rein ideel wird. Das Natürliche leider ist es, was alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. »Wenn der Chor auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer seyn, die die Tragödie um sich herum zieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen, und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.«

Ernst. Ich kenne diese Sprache, mein Herr, wenn ich sie auch nicht ganz verstehe; und meine Beruhigung ist, daß Aristoteles, ja Sophokles, Aeschylus und Homer selbst, sie nicht besser verstanden haben würden, als ich. Die Alten haben sich von allen den schönen Din-

gen, die unsere neuesten Aesthetiker ihnen unterschieben, nichts träumen lassen. Aristoteles setzt das Wesen der Dichtkunst in die Nachahmung, das Wesen des Drama in die Handlung; er ist weit entfernt, dem Chor die Wichtigkeit beizulegen, welche Schiller und seine Nachbeter darin suchen. Die Tragödie der Griechen ist, wie jeder Halbgelehrte weiß, aus dem Chor entstanden. Der Chor hat einen großen Einfluß auf die Form ihres Drama gehabt, aber er steht in gar keinem nothwendigen Zusammenhange mit dem Wesen der dramatischen Kunst. Bei dem Euripides ist er größten Theils ein wahres Intermezzo, das man, dem Interesse der Handlung unbeschadet, wegnehmen, oder mit einem anderen Zwischenspiele vertauschen könnte. Und doch ist Euripides, nach dem Urtheile des Aristoteles selbst, der tragischste aller dramatischen Dichter.

Herr L. Aristoteles, und immer nur Aristoteles! Was hat die Kunst des Ideals mit dem Aristoteles gemein?

Ernst. Sehr wohl, mein Herr! Was gehen die Griechen überhaupt die heutige Kunst an? Der Ideal-Dichter bedarf der Muster nicht. Al-

les schöpft er aus sich: den Stoff, die Form, und die Theorie dazu; denn er ist zugleich Poet und Philosoph, und wie das Ideal an sich, so ist ihm auch die Wissenschaft des Ideals in der Anschauung gegeben. Wenn wir das annehmen, so hört alles Streiten über Kunst und Geschmack auf. Nur, mein Herr, erinnere man uns an die alten Muster nicht! Nur wolle man uns nicht einbilden, daß die Kunst des Ideals, und die Kunst der Griechen einerlei sey! Nur bürde man nicht dem Sophokles auf, was Schiller allein zu verantworten hat! Oder man wird, nächst den griechischen Tragikern selbst, doch den Aristoteles zuerst hören müssen, dessen Poetik nichts Anderes, aber Alles enthält, was sich mit dem feinsten Scharfsinne und dem größten Geschmack, aus den erhabenen Mustern des Alterthums, für die Theorie der Kunst im Wesentlichen ableiten läßt. — Haben Sie den Aristoteles gelesen, mein Herr?

Herr L. (stockend.) Ich glaube mit dem Geiste dessen, was er lehrte, bekannt zu seyn. — Um übrigens bei der Sache zu bleiben, Hr. Ernst! Sie geben zu, daß der Oedipus des Sophokles das vollkommenste Drama sey, das Sie

kennen; Sie leugnen den Antheil nicht, den der Chor an der Schönheit und der außerordentlichen Wirkung dieser Tragödie hat. Der Chor muß also, wenn auch nicht immer, doch in einzelnen Fällen, den höchsten tragischen Effekt, wo nicht allein hervor zu bringen, doch zu unterstützen fähig seyn; und wir hätten daher, nach Ihren eigenen Grundsätzen, alle Ursache, den Chor wieder auf dem Theater einzuführen, sollte das Trauerspiel mit dem Chor auch nicht die einzige Gattung seyn, auf die wir uns beschränken dürften.

Ernst. Ohne allen Zweifel, obwol ich, meiner großen Meinung von dem Oedipus ungeachtet, doch nicht rathen möchte, dieses Trauerspiel, gerade des Chors wegen, für jetzt schon auf unser Theater zu bringen.

Herr L. Aus welchem Grunde nicht?

Ernst. Aus zwanzig Gründen. Zuerst schon darum nicht, weil ich gar keinen deutlichen Begriff von der Art und Weise habe, wie die Alten den Chor auf ihren Theatern vorstellten; weil ich von der Melopöe der griechischen Tragödie, von der Musik und dem Tanze, welche die Worte des Dichters begleiteten, nichts ver-

stehe; weil die Schauspieler und das Publikum noch weniger davon verstehen als ich; und weil ich dem Sophokles keine Lächerlichkeit aufladen möchte, die ihn unvermeidlich treffen würde, und die doch nur mir zur Last fiele, da ich auf unserem Theater etwas auszuführen unternähme, was der ganzen Einrichtung desselben widerspricht.

Herr L. Wie, Herr Ernst? Wir müßten also auf die Hoffnung Verzicht thun, ein so vollkommenes Werk jemals wieder auf der Bühne zu sehen; und das größte Genie, das in unserer oder in der künftigen Zeit geboren würde, wäre, bloß der Einrichtung unsers Theaters wegen, außer Stand gesetzt, Etwas hervor zu bringen, das dem Oedipus des Sophokles an die Seite gestellt zu werden verdiente? — Nein, mein Herr, davon werden Sie mich nicht überreden. »Der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziele, dem Ideale strebt er nach; die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.«

Ernst. Auf die Gefahr, nicht gelesen, oder wenigstens nicht gespielt zu werden, — warum sollte er das nicht? Aber mit einer Inkonse-

quenz, die so schwankender Grundsätze würdig ist, können die Dichter doch nicht umhin, ihre vermeinten Ideale auf unsere bedingte Schaubühne, auf die dünnen Breter und zwischen die engen Kulissen unserer Theater zu bringen. Ich kenne keine Kunst, als die ausübende. Die großen Genies anderer Zeiten und Nationen haben sich bestrebt, den Endzweck der Kunst unter den Beschränkungen, die ihnen die Umstände auflegten, zu erreichen. Indem sie den Meinungen, den Sitten, dem Geschmacke ihres Volkes und Zeitalters sich anzupassen suchten, drückten sie einen edlen und erhabenen Geist, in zufälligen, selbst kunstwidrigen, Formen aus, und brachten so das Ideale, durch gewohnte Wege und Hülfsmittel, dem wirklichen Leben und der Fassungskraft ihrer Zeitgenossen nahe. Die großen Geister unserer Tage hingegen setzen sich über alle Bedingungen der Gegenwart und der Gewohnheit hinweg, und anstatt die eingeführten Gattungen durch eine praktische Behandlung zu wahren Kunstwerken zu erheben, suchen sie die Kunst und das Ideale in fremden, unwesentlichen Formen, die sie ihrem Jahrhunderte aufzudringen die Anmaßung haben. — Wenn denn

eine theatralische Dekoration, wie der Chor, in Euren Augen von so großer Wichtigkeit ist, so schreibt Trauerspiele mit Chören. Aber ehe Ihr von uns verlangt, daß wir sie mit Ernst und Theilnahme ansehen sollen, denkt den Mitteln nach, wie sie ohne Anstoß und Lächerlichkeit dargestellt werden können.

Herr L. Der Chor, eine theatralische Dekoration! Welch ein Ausdruck!

Ernst. Bei den Griechen ist er gewöhnlich nichts anderes; und wie könnte er auch etwas anderes seyn, wenn die dramatische Kunst nicht auf einige wenige Sujets beschränkt werden sollte, die sich mit einer immer anwesenden, handelnden Menge in natürliche Verbindung setzen lassen. In dem Oedipus, in welchem das Interesse der Handlung vorzüglich mit auf dem Chor ruht, ist er allerdings ungleich mehr. Allein in diesem und in jedem ähnlichen Falle entspringt der große Effekt desselben nicht aus seiner allgemeinen technischen Einrichtung, sondern aus aus der inneren Oekonomie des Stückes selbst, in welche der Dichter eine an sich werthlose Maschine kunstreich und glücklich verwebt hat. Diese Riesengestalt, wie sie Schiller nennt,

kommt mir in vielen Stücken der Alten selbst, und beinahe in allen Versuchen der Neueren, nicht weniger unbehülflich vor, als Lessingen das Gespenst in Voltaire's Semiramis, und uns allen der Schatten des Achill in der Polyxena nur immer scheinen konnte. — Und da hätten Sie denn doch noch einen Vergleichungspunkt mehr zwischen den Maschinerien zweier Trauerspiele, die Sie nicht mit einander verglichen haben wollten, zwischen dem Geiste im Hamlet und dem Chor im Oedipus, welche beide, nur durch die Eigenheit des Stoffes und die genievolle Behandlung desselben, das höchste tragische Interesse bewirken.

Herr L. (nach einer Pause). Sie sprechen von Versuchen der Neueren in dieser Gattung. Chöre haben wir zwar in der Athalie und in anderen modernen Tragödien; aber der Chor des griechischen Trauerspieles, wie ihn Schiller in der Braut von Messina gebrauchte, der Chor, als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von jenen opernhaften Chören doch wesentlich verschieden; und es wäre besonders, wenn die Einwendungen, die Sie gegen den Chor erheben, größ-

tentheils nur gegen die Chöre gerichtet seyn sollten. Der Chor der alten Tragödie ist, wie Schiller bemerkt, seit dem Verfalle derselben, nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ernst. Doch, mein Herr! Schillern verließ hierin nur das Gedächtniß, oder vielmehr, er bekümmerte sich wenig, und brauchte sich, als Dichter, nicht viel um die Geschichte des Theaters zu bekümmern. Die Neueren, besonders die früheren Italiener, schrieben Trauerspiele, nicht bloß mit Chören, sondern auch mit dem Chor, ganz nach griechischem Kostüme und Zuschnitt. — Uebrigens halte ich den Unterschied zwischen dem alten Chor, wie er gewöhnlich war, und zwischen den Chören, die einige Neueren in ihre Trauerspiele einführten, nicht für so gar groß und wesentlich. Die wichtigste Veränderung besteht darin, daß die einzelne Stimme aus dem Gefolge, die sich bei den Alten, unter der allgemeinen Benennung des Chors, in die Unterredung mischt, von den Neueren eigene, dem Inhalte des Stückes angemessene Namen erhält; eine Veränderung, wodurch zwar nicht viel gebessert, aber doch auch nicht so viel verschlimmert worden ist, als die gedankenlosen

Verkleinerer des französischen Theaters uns glauben machen wollen. Was soll die charakterlose, langweilig wiederkehrende Figur des Chors, sofern er den Vertrauten macht, und, wie eine Sprachmaschine, bloß Fragen und Antworten gibt, vor einer andern ähnlichen Figur dadurch voraus haben, daß sie nicht, wie diese, bald Petrus, bald Paulus — sondern immer nur Chorus heißt? — Der Chor, als Zwischenredner, ist nichts, als der Vertraute der Franzosen. Das, worin, nach der Meinung des Aristoteles und Horaz, die eigentliche Bestimmung des Chors besteht, kann größtentheils auch durch die Form, welche die Chöre der Neueren haben, geleistet werden:

Ille bonis faveatque, et consilietur amicis,
Et regat iratos, et amet pacare tumentes;
Ille dapes laudet mensae brevis, ille salubrem
Justitiam, legesque, et apertis otia portis;
Ille tegat commissa, deosque precetur et oret,
Ut redat miseris, abeat fortuna superbis *).

---

*) Gegen die Guten bezeig' er sich hold, berathe sie freundlich,
Lenke die Zürnenden, lobe die Furcht, die Pflicht zu verletzen,

Frau v. Sorben (zwischen sie tretend). Wie Flaccus spricht. — Um Verzeihung, meine Herren! Ich habe Ihr gelehrtes Gespräch mit großer Geduld angehört: aber noch weiß ich nicht, ob ich Schiller's Braut von Messina für ein Meisterwerk, oder für ein verunglücktes Produkt halten soll. Was ist Ihre ehrliche Meinung hiervon, Herr L.?

Herr L. Madame, ich fürchte, meine Meinung über diesen Punkt schon allzu ehrlich geäußert zu haben; denn nach den Grundsätzen, zu welchen sich Hr. Ernst bekennt, möchte dieses Trauerspiel von ihm einer sehr strengen Kritik unterzogen werden.

Frau v. Sorben. Ernst's Grundsätze sind zuweilen strenger, als die Anwendung davon; und wie ich weiß, ist er ein großer Verehrer von Schiller's außerordentlichem Talente.

Preise der Mäßigkeit kurzes Mahl, der Gerechtigkeit Wohlthat
Und der Gesetz', und sichere Ruhe bei offenen Thoren;
Berge, was man ihm vertraut, fleh' zu den Göttern, und bitte
Um der Unschuld Triumph, und um des Stolzes Ernied'rung.

Nach J. C. Regelsberger's Uebersetzung.

Ernst. Man kann nur auf die Gefahr, für einen Mann ohne Urtheilskraft zu gelten, Schiller's Verehrer nicht seyn. Meine Meinung von der Braut von Messina ist übrigens kein Geheimniß. Ich halte dieses Stück in literarischem Betrachte für ein höchst interessantes Produkt, aber für keine glückliche Nachbildung der Alten, und für die schwächste Tragödie, die Schiller schrieb.

Frau v. Sorben. Das nenne ich deutlich seyn, Herr L.

Ernst. Es fehlt der Verwicklung an Klarheit, der Handlung an hinlänglicher Verbindung und Dauer. Das ganze Interesse des Stückes ist in ein paar Momente zusammen gedrängt. Don Manuels Ermordung kommt wie ein Blitzstrahl aus unbewölktem Himmel; — das ist schrecklich, aber nicht dramatisch. Nichts kann hingegen kälter seyn, als die Vorbereitungen, die Don Pedro zu seiner Selbstentleibung macht. Isabella ist vortrefflich gezeichnet, in einem beinahe antiken Style; Beatrice scheint mir eine ziemlich moderne Gestalt.

Frau v. Sorben. Sie ist eine schöne Gestalt, Herr Ernst! Mag sie doch modern seyn.

Ernst. Das Auftreten und die Gegenwart des Chors gibt einige prächtige Gemälde. Allein im Ganzen ist die Idee des alten Chors, selbst wie Schiller ihn theoretisch vorstellt, darin verfehlt. Welch ein seltsamer Gedanke, daß der Chor als wirkliche und handelnde Person in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst, als ideale Person aber doch immer Eins mit sich selbst seyn soll! Wo hätte je ein Alter dem Chor so widersprechende Gesinnungen, so viel eigene Leidenschaftlichkeit beigelegt? Und wenn vollends dieser Chor zu den Brüdern sagt:

»Laßt es genug seyn und endet die Fehde;
Oder gefällt's Euch, so setzet sie fort!
Was Euch genehm ist, das ist mir gerecht:
Ihr seyd die Herrscher und ich bin der Knecht;«

so scheint dieß vielmehr eine verspottende Parodie seines allgemeinen Charakters, als eine ernsthafte Darstellung des griechischen Chors zu seyn.

Herr L. Der Dichter schildert die blinde Menge, das Volk. Durch solche Züge erhält Schiller's Chor Individualität und dramatisches Leben. Wenn die Griechen dem Chor einen zu

allgemeinen Charakter gaben: so hat Schiller diesen Mangel ersetzt, und sein Chor verdient vor dem griechischen sogar den Vorzug.

Ernst. Aber der eigentliche Begriff und Zweck des Chors, selbst Schiller's ganze Theorie desselben, geht durch diese Behandlung verloren. Ist es ein solcher individualisirter Chor, der, wie S. sagt: »den engen Kreis der Handlung verläßt, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszusprechen? der das tragische Gedicht reinigt, indem er die Reflexion von der Handlung absondert u. s. w.?« Eine blinde Menge, die von sich selbst sagt, daß sie nicht weiß, was sie will, die sich zankt und prügelt, und ohne Verstand wieder versöhnt, ist ein sehr seltsames Organ, um die Lehren der Weisheit auszusprechen. Allgemeine Reflexionen macht dieser Chor genug; so viele, daß Sophokles leicht ein Dutzend seiner Tragödien damit hätte ausstatten können; aber gereinigt hat er die Handlung von der Reflexion doch nicht; denn Isabellens, Don Manuels, aller Handeln-

den Reden fließen noch immer von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen über.

Frau v. Sorben. Diese Gemälde und Reflexionen sind aber so schön!

Ernst. Das ganze Gedicht ist voll von Schönheiten; ungeachtet der Unvollkommenheiten, die es als Drama hat, trage ich kein Bedenken, es manchem Stücke des Euripides vorzuziehen. Allein eben deßwegen möchte ich es nicht durch eine unüberlegte Aufführung verderben lassen.

Herr L. Sie glauben also doch, daß man es, unter gewissen Bedingungen, aufführen könnte?

Ernst. Ganz gewiß. Man gebe dem Chor, was ihm zur Darstellung fehlt, die Musik, oder man erlaube sich einige Veränderungen mit dem Chor, und die Vorstellung wird dem Publikum wenigstens nicht anstößig seyn.

Frau v. Sorben. Da habe ich einen Einfall, Herr Ernst. Machen Sie uns einmal einen Entwurf zu solchen Veränderungen.

Ernst (lächelnd). Warum nicht? — Doch, Madame, unser Theater hat so viele Männer von Talent, die sich darauf verstehen, was zu

einer hohen Tragödie gehört, daß man meinen Rath sehr überflüssig finden wird.

25.

Der arme Gonzales.

»In einer kleinen Stadt in Estremadura« — erzählt ein bekannter Schriftsteller — »lebte ein Mann, Namens Gonzales, der, von dem vierzehnten Jahre seines Alters bis zu dem zwei und funfzigsten, taub, stumm und blind war. Sein Unglück und die Ergebung, womit er es ertrug, erwarben ihm die Aufmerksamkeit und Theilnahme des ganzen Städtchens; Jedermann liebte ihn, und endlich wurde es für nicht weniger verdienstlich gehalten, dem armen Gonzales, als den Seelen der Gläubigen im Fegefeuer Gutes zu erweisen.«

»Eines Tages, als er vor der Thür seines Hauses saß, und sein Gebet im Innern seines Herzens an den heiligen Jago richtete, trug es sich zu, daß er plötzlich den Gebrauch aller Sinne erhielt, deren er so lange beraubt gewesen war.

Die Nachricht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell in der Gegend, und Alte und Junge, Reiche und Arme, Beschäftigte und Müßiggänger, drängten sich zu dem Manne, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen.«

»Aber den Menschen ist kein reines Glück beschieden, und der höchste Gewinn wird oft von dem größten Verluste begleitet. Gonzales hatte bald Ursache, die zweideutige Wohlthat des Himmels zu beklagen, da ihm seine Sinne nur dazu wieder gegeben zu seyn schienen um die Thorheiten, die verkehrten Absichten und die häuslichen Unordnungen seiner Nachbaren kennen zu lernen.«

»Wiewol die Einwohner seiner Vaterstadt nicht schlimmer seyn mochten, als die Menschen gewöhnlich sind, so konnten ihre Meinungen und Sitten doch unmöglich einem Manne gefallen, dessen Begriffe von der menschlichen Natur aus der Quelle eines reinen, durch keine widrige Erfahrungen verderbten, Gemüthes abgeleitet waren. — Er sah nun den Menschen, wie er in der Gesellschaft ist: Stolz und Uebermuth, List und Falschheit in unwürdigem Wettstreite, sich seiner bemächtigend; den Reichthum

durch Geiz und Habsucht, die Armuth durch Niederträchtigkeit geschändet; Familien von innerem Zwiste zerrüttet, Freundschaft und Liebe von Verrath und Treulosigkeit befleckt; die Frömmigkeit selbst durch Heuchelei verunstaltet und zum Gräuel geworden. Was er sah und hörte, erweckte sein Mitleiden, aber noch mehr seinen Unmuth über die ausgearteten Wesen seiner Gattung; und er glaubte sich berufen, die Unglücklichen von dem Wege der Thorheit und des Verderbens abzumahnen, den sie betreten hatten.« —

»Nach dieser Stelle« — sagt mein Autor — »findet sich eine große Lücke in unserer Geschichte; nur der Schluß ist noch vorhanden, welcher lautet, wie folgt: »Gonzales wurde alt und hin»fällig; die Liebe seiner Nachbaren verwandelte »sich in Haß, weil er es gewagt hatte, sie beleh»ren zu wollen, und die Stimme der Wahrheit »in einem verblendeten Zeitalter zu erheben. Er »verließ diese Welt lebenssatt, aber gleichmüthig, »und seine letzten Worte waren: wer Freunde »haben und glücklich unter den Men»schen leben will, muß bis an sein »Ende taub, stumm und blind gegen

»ihre Thorheiten und Laster seyn.« —

Ich weiß nicht, ob diese seltsame Geschichte mich von dem Unternehmen würde abgehalten haben, worin ich begriffen bin, wenn ich mich ihrer zur rechten Zeit erinnert hätte; aber das weiß ich, daß sie mich in den Grundsätzen nicht irre machen wird, welche ich dabei zu befolgen angefangen habe. Ich werde das, was ich als Wahrheit erkenne, ohne alle Rücksicht der Personen und Parteien, zu sagen fortfahren, bloß darauf achtend, welchen Nutzen das Publikum daraus ziehen kann, aber ganz gleichgültig über den Gebrauch, welchen diejenigen, die sie unmittelbar trifft, davon machen mögen. Die Unverbesserlichkeit und der Haß einiger Thoren benimmt der Absicht, sie klüger zu machen, nichts von ihrem Verdienste. Von unvordenklichen Zeiten her haben die Narren die Freiheit gehabt, ihre Schellenkappe schön und werth zu finden; und weder ich noch meine Freunde sind so eingebildet, das uralte Institut der Unheilbaren, in allen seinen Zweigen und Verflechtungen, ausrotten zu wollen.

Verschiedene Anzeichen und Warnungen, die mir von mehreren Seiten zukommen, lassen mich

nicht mehr zweifeln, daß die Zahl der Mißgönner und Feinde des Sonntagsblattes sich seit einiger Zeit beträchtlich vermehrt hat. Herr Platt der ältere soll sich sehr ungünstig über die neueste Tendenz unserer Zeitschrift erklärt haben. Man spricht von einer Annäherung der platten Partei und der Partei der Ueberspannten, ja, es soll sogar eine förmliche Koalition zwischen diesen zwei mächtigen Sippschaften im Werke seyn, deren Zweck kein geringerer ist, als der stillen Gesellschaft und ihren harmlosen Scherzen den Garaus zu machen. Der wackere Schulmann, Herr Josuah Scharf, beehrte mich in diesen Tagen mit einem Besuche, um mir von einem Anschlage Nachricht zu geben, welcher von einem halben Dutzend junger Genies seiner Bekanntschaft, gegen mich und die unschuldigen Unterhaltungen meiner Feder, gefaßt worden. Der Angriff scheint sehr ernsthaft gemeint zu seyn, und soll, nach einem wohl kombinirten Plane, von den namhaftesten fremden Klatschblättern aus, mit allem Nachdrucke geführt werden. Der Hauptschlag, der mir und dem Sonntagsblatte droht, scheint jedoch hier in dieser guten Stadt selbst geschehen

zu sollen. Man versichert mir, daß in den Bierschenken und Kaffeehäusern einiger Vorstädte sich gewichtvolle Stimmen gegen mich und meine Freunde erhoben haben. Eine zahlreiche Versammlung von vacirenden Tagschreibern, Lakaien und anderen Ehrenmännern dieser Art, welche zur Stümperei und zum Buchmachen ordentlich patentirt zu seyn behaupten, hat den einmüthigen Entschluß gefaßt, es nicht länger zu dulden, daß man sie durch die tyrannischen Anmaßungen des sogenannten guten Geschmackes und der gesunden Vernunft, in der Ausübung ihrer wohlerworbenen Rechte und Freiheiten hindere.

Ein hiesiges Journal, welches man als das officielle Blatt der Stümper von Profession betrachten kann, enthält, unter der Aufschrift: Traum des Fürchtegott Scheueniemand, einen, allem Vermuthen nach, satyrisch seyn sollenden Aufsatz, der mir deutlich ankündigt, wessen ich mich von dem gereizten Grimme der Werkeltagsblätter zu versehen habe. Ich hielt anfangs dieses drollige Kriegs-Manifest der Geistesarmuth gegen Wissenschaft und Kritik, für ein Werk des Redakteurs selbst, dessen urbaner Witz und schalkhafte Schwerfälligkeit

mir darin unverkennbar schienen; aber Doktor Wiederhold belehrte mich, daß ich mich hierin geirrt, und daß der Traum des Fürchtegott Scheueniemand einen seiner Patienten zum Verfasser habe, der mit der angesehenen Familie Plump weitläufig verwandt ist. Der Verfasser heißt nicht Fürchtegott Scheueniemand, sondern Hans Fasel, und der Traum, den er erzählt, ist nicht erdichtet, sondern ein wirklicher Traum, und in so fern merkwürdig, als dadurch die Macht gewisser Vorstellungen über einen, sonst äußerst schwer zu erregenden, Gemüths- und körperlichen Zustand bewiesen wird. Der gute Hans Fasel nämlich, der, als ein etwas blödsinniger Knabe, sich vorher nie um die Literatur bekümmerte, aber mit mehreren Mitarbeitern des erwähnten Journals in freundschaftlichen Verhältnissen stand, ist, durch die vermeinten Beschwerden seiner Freunde gegen das Sonntagsblatt, und durch alles das, was er seit einiger Zeit von mir und der stillen Gesellschaft gehört hat, plötzlich in einen wüthenden Gegner unseres Institutes, und sein angeborner Blödsinn (fatuitas congenita, wie die Aerzte es nennen), in wahre Verrückung (Vesa-

nia) verwandelt worden. In dieser Geistesverrückung, die, wenn sie hauptsächlich die Imagination betrifft, Hallucinatio (Täuschung, Träumerei) heißt, ist nun der theatralisch-poetische Traum des angeblichen Fürchtegott Scheueniemand entstanden, ein Name, von welchem dem ehrlichen Hans Fasel ebenfalls nur geträumt hat. Durch wessen Beihülfe und Vermittelung dieser Traum — oder vielmehr dieser krankhafte Raptus — zu Papiere gebracht und in die besagte Zeitschrift aufgenommen worden, weiß Doktor Wiederhold nicht; aber er findet, daß die Oeffentlichkeit dem Gesundheitszustande dieses seines Patienten eben so nachtheilig gewesen, als die Bekanntmachung der Krankheitsgeschichte des Herrn Bastian Reinhard auf den Zustand des letzteren vortheilhaft gewirkt hat. Der Doktor fürchtet, die Art von Celebrität, welche die Albernheit des armen Blödsinnigen erlangt hat, und die ausschweifenden Lobsprüche, die er von seiner Partei darüber empfängt, möchten die zunehmende Hallucinatio des Kranken bis zur eigentlichen Phrenitis steigern, wo dann sogar der unmittelbare Tod erfolgen könnte.

Der Aufschluß, welchen ich von einem so glaubwürdigen Manne, als Dr. Wiederhold ist, über das erwähnte Aktenstück und dessen Urheber erhielt, würde in mir bloß Mitleid mit dem letzteren, und höchstens einige Verachtung für die Partei erregt haben, die mit solchen Gehülfen und Mitteln gegen mich in die Schranken tritt. Aber andere, nicht minder glaubwürdige, Nachrichten zeigen mir dieselben Gegner in einer so zuversichtlichen Attitüde und Haltung, daß ich — nach der allgemeinen Klugheitsregel, keinen Feind allzu gering zu achten — nicht umhin kann, gegen sie einigermaßen auf meiner Hut zu seyn. Ein Schreiben von fremder Hand, das ich so eben erhalte, legt es eigentlich darauf an, mich zu einer Art von Gegenerklärung zu bringen. Der Briefsteller, der sich Melchior Luna unterzeichnet, scheint mit der Redaktion der hiesigen Stümper-Zeitung enge liirt zu seyn, und daher die Erscheinung des Alletagsblattes, der Konkurrenz wegen, ungern zu sehen. Dessen ungeachtet bietet er dem künftigen Herausgeber dieses Blattes seine geringen Dienste an, — vermuthlich, weil er sich von dem Geiste und dem Namen des Mannes unwillkürlich an-

gezogen fühlt; — wobei er gar witzig versichert, daß er „eine ausgebreitete Kenntniß in der Kunst, Wahrheiten aufzudecken besitze, und überdieß die interessantesten *) Nachrichten aus dem Monde habe.“

Ob Herr Melchior Luna hiermit und durch den läppischen Namen, den er sich beilegt, zu verstehen geben will, daß er zuweilen mondsüchtig sey, kann ich nicht sagen. Sein ganzer Brief ist in einer so erbärmlich schielenden Manier geschrieben, daß man nicht weiß, ob der Verfasser sich selbst, sein Vorbild, den Herrn Platt, oder die stille Gesellschaft damit zum Besten habe. Für mondsüchtig oder verrückt halte ich aber den Verfasser nicht, denn dazu ist er wirklich allzu platt; und wenn seine Nachrichten aus dem Monde — wohin, nach dem Ariosto, der Witz entflieht, der auf der Erde verloren geht — etwa seinen und seiner Mitarbeiter Verstand betreffen: so sind

*) Herr Melchior Luna schreibt: interesant, Dilletant, illuströs, Desserteur, ersprißlich, Verheisung u. s. w., und hat also seine Sprachstudien mit dem Redakteur und Korrektor der mehrbelobten Sudelzeitung in Einer Schule gemacht.

sie offenbar falsch und unterschoben. Die Herren haben ihren Witz sicherlich nicht verloren, denn sie hatten keinen zu verlieren, und es kann also im Monde so wenig als auf der Erde davon die Rede seyn.

Herr Melchior Luna — um unsere Blätter nicht mit dem platten deutschen Namen dieses Skriblers zu verunzieren — scheint keine Lust zu haben, die wiederholten Winke und indirekten Zurechtweisungen sich zu Nutzen zu machen, welche das Sonntagsblatt für ihn und Seinesgleichen enthielt. Er will eine deutlichere Sprache hören, denn er rühmt sich, ein Freund der Wahrheit zu seyn. Das ist recht löblich. Aber um ein Freund — oder gar, wie der possierliche Mensch sich ausdrückt, der Freund — der Wahrheit zu seyn, muß man erst wissen, was Wahrheit ist; und dazu gehört mehr, als sich gewisse Leute in ihrer Ehrlichkeit träumen lassen. Was sie für Wahrheit halten, ist allem Anscheine nach eine sehr abgeschmackte Sache; und von der Wahrheit, welche zu erfahren ihnen am heilsamsten wäre, sind sie gewiß keine Freunde. Indessen, da Herr Melchior Luna und einige Skribler seines Gelichters, — die vermuthlich eben so

ausgebreitetete Kenntnisse besitzen als er, und welche die interesanten Nachrichten, womit sie die Korrespondenzblätter der deutschen Journalisten versehen, gleichfalls aus dem Monde zu haben scheinen, — da diese Herren so eifrig bemüht sind, Wahrheiten aufzudecken, so will ich ihrem Bestreben entgegen kommen, und ihnen einige Wahrheiten enthüllen helfen, welche für ihre Kunst und Scharfsicht bis jetzt noch zu tief verborgen waren.

Der Herausgeber des Sonntagsblattes hat den Charakter des jüngeren Herrn Platt, wie gleich anfangs den Charakter des Doktors E., aufgestellt, um die Gattungen zu bezeichnen, zu denen eine nicht unbedeutende Anzahl unserer jüngeren Landsleute gehört. Die persönliche Satyre ist eben so sehr unter seiner Denkungsart, als die unbedeutenden Personen, die ihre Eitelkeit verführt, eine allgemeine Schilderung auf sich zu beziehen, unter dem dargestellten Originale sind. Herr Platt ist ein überaus seichter Kopf; aber Herr Platt ist ein Mann, den die Verfasser der Sudelzeitung bewundern, den sie ausschreiben, und den zu erreichen sie nie hoffen

dürfen. Er kann für einen Gelehrten gelten, nur hat die Gelehrsamkeit sein Urtheil nicht verbessert; er ist ein Schriftsteller, der weit und breit gelesen wird, und in den berühmtesten Zeitschriften Deutschlands häufig den Ton angibt: — unsere kleinen Plattköpfe hingegen sind kaum unterrichtet genug, eine anonyme Klatscherei orthographisch zu schreiben; ihr Urtheil ist aus Herrn Platt's Trödelbuden kümmerlich zusammengestoppelt, und ihr Publikum erstreckt sich nicht weiter, als auf ihre Mitarbeiter, und auf die Pränumeranten, denen sie ihre Machwerke, wie Brandbriefe, in's Haus schicken. Daß die stille Gesellschaft es nicht darauf angelegt hat, mit solchen Leuten Zeit und Laune zu verderben, wird man ihr auf das Wort glauben. Aber wenn sie Leute dieser Art auf ihrem Wege findet, die ungeachtet der Erbärmlichkeit, deren sie sich bewußt seyn müssen, sich breit machen, ja sogar Verständige zu necken sich erdreisten, so kann Niemand erwarten, daß sie ihnen schonend ausweiche, oder, indem sie über ihre hohlen Köpfe hinweg schreitet, sanfter auftrete, um den getroffenen Thoren unangenehme Empfindungen zu ersparen.

Damit jedoch dergleichen kleine, zornmüthige Geschöpfe — mit welchen uns abzugeben freilich nicht ihre Armseligkeit, wol aber ihre zufälligen Verhältnisse zu der Lesewelt, uns veranlassen konnten — in dem lächerlichen Kriege, den sie gegen uns zu erregen sich anschicken, nicht ganz zwecklos Zeit und Mühe verschwenden, so achten wir es der Offenheit unserer Gesinnungen gemäß, zu erklären, daß wir uns nie weiter um sie bekümmern werden, als das Publikum sich um sie zu bekümmern Lust hat. Alle Ehre, die man einem Autor, mit dem man in Fehde ist, erweisen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihn todt macht; gegen seinen Leichnam oder seinen Schatten zu wüthen, kann keinem wackeren Manne zugemuthet werden. Diesen Grundsätzen zufolge werden wir gar keinen Streit vermeiden, der sich uns darbietet, aber auch keinen länger fortsetzen, als es die Natur der Sache erfordert; und unser Stillschweigen, wenn nicht das Gefühl ihrer Schwäche oder Vernichtung, wird unseren Gegnern anzeigen, wann sie für uns und für das Publikum zu existiren aufgehört haben.

Am Schlusse dieses Blattes erhalte ich noch folgendes Schreiben, das hier an seiner Stelle zu seyn scheint.

Mein Herr!

Ein weiser Mann sagt: Vergehungen dürfen mit Nachsicht behandelt werden, nicht Gräuelthaten. Es scheint, daß Sie es sich in Ihren kritischen Unterhaltungen zum Gesetz gemacht haben, das Mittelmäßige und Alltägliche mit Stillschweigen zu übergehen. Ich kann gegen eine solche Maxime nichts Gegründetes einwenden. Was für die Kritik und den Ernst zu schal, für den Scherz und die Ironie zu plump oder gemein ist, mag, sich selbst überlassen, sein ephemeres Daseyn beschließen. Das gewöhnlich Schlechte hat nichts Verführerisches als die Neuheit. Schlenzheim macht dem Abällino Platz; das Haupt der Banditen muß einem neuen Pierrot weichen; und Friedrich mit der gebissenen Wange ersetzt, so gut es geht, die Stelle von beiden. So lange wir nur Spektakel haben und kein Theater, so lange die Befriedigung der Schaulust, und nicht des Geschmackes, der Zweck der Bühne ist, so lange

werden Produkte dieser Art darauf erscheinen. Es ist ganz gleichgültig, ob die Pritsche des Harlekins, oder ein verrostetes Ritterschwert der Talisman ist, mit dem ein theatralischer Hexenmeister, einen Abend um den andern, das Haus und die Kasse füllt.

Aber es gibt ein Aeußerstes in allen Dingen, und auch das Schlechte hat seine Gränzen, die nie überschritten werden sollten. Ein Autor, der die Geduld des Publikums mehr als ein Mal auf die Probe gestellt hat, sollte bedenken, daß diese Geduld ermüdet werden kann. Wir haben den Fridolin, den Tyrannen von Syrakus gesehen: das war schlimm; wir haben die Vorstellung der Mirina und Ida aushalten müssen: das war ärger; jetzt sollen wir den Brautschmuck ertragen; das ist das ärgste, es ist unleidlich. Der Geschmack ist zu dem Schlechten verwöhnt; ihn noch unter das Schlechte herabziehen, heißt ihn vernichten.

Ich will Ihnen nicht ansinnen, mein Herr, eine Recension des Brautschmuckes zu schreiben. Das Stück ist unter der Kritik, ja, es ist sogar unter dem Spaße. Ueber solche Dinge kann man nur im Aerger lachen. Was

ließe sich, im Ernst oder Scherz, von einem Schauspiele sagen, wogegen der Machtspruch ein Werk voll Geist, Schlenzheim und Abällino Produkte des Genies sind? von einem Schauspiele, das mit dem ganzen Apparate eines Spektakelstückes, mit allen seinen Unwahrscheinlichkeiten und Dekorationen, seinem Bombast und Kleiderprunk, nicht fähig ist, die Aufmerksamkeit eines Kindes zu beschäftigen? Die ganze Intrigue beruht auf moralischen Unmöglichkeiten. Wie kann die Gräfin mit Luitgarden, auf seine so verdächtige Einladung, in den Garten gehen? Wie kommt ein feiger Geck dazu, sich durch ein eben so nutzlos als einfältig ersonnenes Mährchen in augenscheinliche Gefahr zu stürzen? Wie kann, nach Allem, was Fridolin selbst von diesem Gecken weiß und denkt, gleichwol ein Argwohn von so lächerlicher Art in ihm entstehen? Was macht diesen sanftmüthigen Knaben auf einmal so störrisch? Wodurch wird er gleich darauf wieder so frömmelnd zahm? Kann man sich unvernünftiger betragen, als dieser Graf von Savern? Wenn er nicht sprechen darf, kann er auch nichts thun? Wenn seine Amtspflicht als Vehmrichter (eine abscheuliche

Pflicht, denn das ganze Institut ist abscheulich) wenn der unsinnige Eid, den er ablegte, ihn hindert, ganz frei zu reden und zu handeln: kann er nicht wenigstens etwas Klügeres sagen, als die unbeschreiblich läppischen Worte: »Ziehe nach Palästina, und forsche nicht!« Warum nennt er den Räuber nicht gleich? warum erst, da dieser todt ist, um sich auf einer Lüge, die im Grunde keine ist, ertappen zu lassen? Was macht den wackern Felseck eben so stumm, als seinen schwachsinnigen Freund? Und dieser brave Trunkenbold, mit seiner empfindelnden Leidenschaft! Was hat die Dame überhaupt in der Geschichte zu thun? was ihr abgeschmackter Bräutigam? was Fridolin's Vater? — Auf alle diese und hundert andere Fragen gibt es keine Antwort, als die: daß vielleicht der Autor es nicht besser zu machen wußte.

Also, mein Herr, keine Recension von diesem Schauspiele, wenigstens nicht im Sonntagsblatte! Wenn der Brautschmuck beurtheilt werden soll, so mag Hr. *** ihn beurtheilen. Dieses Kritikers ist das Stück werth. Aber eine öffentliche Rüge verdient die Aufführung einer solchen Arbeit in Ihren Blättern.

Welche Vorstellung macht man sich von dem Publikum? Die Herren Stegmayer und von H*** schreiben Theaterstücke, und sie werden gespielt; Hr. *** macht Recensionen, und es findet sich Jemand, der sie druckt. Dieser Skribler läßt sich durch das einstimmige Urtheil aller verständigen Leute und aller Journalisten, selbst derjenigen, deren Klatschereien er ausschreibt, in einem Gewerbe nicht irre machen, wobei sich zwar die Kunst sehr schlecht befindet, er selbst aber sich ganz leidlich zu befinden scheint. Umsonst hat man ihm bewiesen, daß er nicht fähig ist, eine richtige Konstruktion zu schreiben; daß er von den Dingen, die er beurtheilt, nicht das Geringste versteht; daß er mit seinen Freunden überall verlacht wird, daß seine Zeitschrift ein Schandfleck der Literatur ist: — der Mann schreibt doch. Populus me sibilat, denkt er wahrscheinlich, at mihi plaudo ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca. — Ja, Hr. *** und Comp. wagen es, ein neues Journal unter dem Titel: Zeitung für die gebildete Welt anzukündigen. Für die gebildete Welt! Wie weit ist es mit der deutschen Bildung gekommen!

Ich glaube, mein Herr, daß, wenn eine solche Verwegenheit ungestraft ausgeht, die Kritik das Recht verwirkt, geringere Vergehungen zu ahnden. Wenn ein Skribent, der durch die gröbste Unwissenheit und durch die abgeschmackteste Schreibart Gebildeten und Ungebildeten zum Spotte geworden, sich dennoch unterfangen darf, der »gesammten feinen Welt, in der Idealität (?) eines Nationalblattes, Nahrung für Geist und Herz« anzubieten; wer kann es dem Redakteur des Morgenblattes verargen, daß er sich für eine Autorität unter den gebildeten Ständen, und die Dichterlinge, die ihn mit Korrespondenz-Nachrichten versehen, für Leute von Talent und Urtheilskraft hält? Wenn Hr. *** und Konsorten sich anmaßen dürfen, »alle Erfindungen und Schöpfungen der Künste, alle Erfahrungen und Zweige der Wissenschaften, alle Erzeugungen der Industrie und Landeskultur zu erforschen und zu beurtheilen, und mit parteiloser Strenge in die wahre Ansicht zu setzen;« warum sollten die Verfasser einiger beklatschten Schauspiele und Opern sich nicht zutrauen, über Lessing, über die französischen

Tragiker, und über die Epochen der dramatischen Kunst abzusprechen? — Ich wiederhole es, mein Herr! Vergehungen mögen mit Nachsicht behandelt werden, nicht Gräuel.

Josuah Scharf.

26.

Dramaturgische Briefe.

Achter Brief.

Sonntag, den 6. September.

Der Verfasser des Schreibens über das feinere Lustspiel fährt fort, die Freunde einer dramaturgischen Lektüre auf seine angenehme Weise zu unterrichten. Den Briefen über das Lustspiel und das gesungene Drama sind neuere Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele gefolgt *). Ich eile, liebe Freundin, Sie damit bekannt zu machen,

*) Wiener Hoftheater-Taschenbuch auf das Jahr 1808.

um so mehr, da unsere Unterhaltungen dem Verfasser Gelegenheit gaben, auf einige Ausdrücke zurück zu kommen, die in seinem ersten Schreiben aufgefallen waren. Er hat seine Gedanken näher erklärt, oder, wenn Sie wollen, weitläufiger: denn deutlicher ist mir dadurch nichts geworden, nicht einmal der Begriff, den ich mir von der Erklärungskunst des Verfassers machte.

Ich muß Sie bitten, auf meinen zweiten Brief (Nro. 13.) zurück zu sehen. Dort sagte ich unter Anderm: »Glauben Sie nicht, daß unserer Komödie die Lustigkeit noch nöthiger wäre, als der Anstand und die Feinheit? Hätten wir nur erst Lustspiele, worin Leute von Verstand lachen können! Mit der Feinheit, denke ich, würde es sich wol geben. Das wenigstens ist meine Meinung; und, wenn ich nicht irre, so war es auch Lessing's Meinung.«

Der Verfasser hat für gut gefunden, hierauf zu antworten, ohne, nach seiner urbanen Art, mich namentlich dabei zu kompromittiren. »Lachen,« sagte er, »soll man freilich in jedem Lustspiele. In so fern hatte Lessing Recht,

zu sagen, daß der Dichter vor der Hand nur darauf Bedacht nehmen sollte, Lachen zu erregen.« — Hier ist ein Irrthum, wie Sie leicht vermuthen können. Gesagt hat dieß gar Niemand; Lessing am wenigsten. Der Verfasser hat nur Etwas, das ich sagte, so verstanden. Mir ist nicht bekannt, daß Lessing den Dichtern so etwas vor oder nach der Hand zu thun gerathen; und, da ich mich jetzt besser besinne, erinnere ich mich überhaupt an nichts, was er gesagt hätte, und das, auch nur entfernt, einer solchen Auslegung fähig wäre. Ich muß also das In so fern des Verfassers — so weit es einen Tadel enthält — ganz allein auf mich beziehen, und künftig sorgfältiger citiren, um den gelehrten Verfasser zu keiner Ungerechtigkeit zu verleiten. »Wie aber,« fährt der Verf. fort, »auch jedes Lachen? Ein Fleischkoloß mit einer Knabenstimme, ein Mädchen mit einem »Barte, jede Fratze, — erzwingt durch schneidenden Kontrast Gelächter. Ist es aber dieß »Gelächter, welches wir vom Lustspiele erwarten? Gewiß nicht! Das Lachen, welches das »Lustspiel erregt, soll — kein rohes, physisches »Gelächter, auch nicht ein pharisäisches, — noch

»ein schadenfrohes, — noch die Lache der Ver-»zweiflung seyn.« — Freilich nicht. Wer verlangte denn das? — Nicht ich. Die Leute von Verstand, die ich in den Lustspielen gern möchte lachen sehen, auch nicht. Mit wem streitet also der Verfasser? Mit einem Phantom, das er bald Lessing, bald seinen Freund, bald einen Unberufenen nennt, und dem er so beschränkte Begriffe, so seltsame Einfälle, so schwache Argumente leihet, daß es ihm wenig Mühe, aber auch nicht viel Ehre machen kann, damit fertig zu werden.

In meinem zweiten Briefe habe ich mir eine Bemerkung über den schwankenden Ausdruck des Verfassers erlaubt. Er hatte die Begriffe des feineren, hohen und poetischen Lustspieles ziemlich offenbar verwechselt. Doch ein Mann, der mit seiner Theorie noch nicht recht im Reinen ist, kann sich in einem solchen Falle helfen. Wenn sich die Worte nicht nach den Gedanken fügen wollen, müssen sich die Gedanken nach den Worten bequemen. Der Verf. liefert nun eine Theorie des Lustspieles, die ganz aus jenen verfehlten Ausdrücken entwickelt ist, und zu der sie sich also auch vortrefflich schicken. »Das La-

chen, das die Kunst erregt,« sagt er, »soll beruhigen. Wenn das feinere Lustspiel nach diesem höheren Zwecke strebt, werden wir es zugleich das höhere, und da dieser Zweck ein Kunstwerk ist, auch das eigentliche, poetische mit vollem Rechte nennen.« — Sehr wohl! Aber auch die Posse hat einen Kunstzweck, oder es müßte eine sehr elende Posse seyn; und doch ist sie dem feineren Lustspiele entgegen gestellt. Das feine Lustspiel heißt dem Verf. auch das höhere, weil er mit dem Ausdruck eines höheren Zweckes spielt. Diesen Zweck haben alle komischen Darstellungen gemein, oder sie hören auf, ein Gegenstand der Kunst und der Kritik zu seyn. Der Verf. mag zum Behufe seiner Theorie die Worte vermengen, wie er will; die Begriffe sind verschieden, die Gattungen bleiben getrennt, und Jedermann weiß, daß das Hochkomische nur sehr uneigentlich das feine Komische genannt werden kann.

Hören Sie die Erklärung, die der Verf. von dem feinen Lustspiele gibt. »Wenn der Dichter,« sagt er, »den Gegensatz des Ideellen mit dem Gemeinen, Widersinnigen, Ungereimten, in seiner Dichtung entweder wirklich darstellt, oder

durch den Geist einer über das Ganze ausgegossenen Ironie in uns erweckt, so nennen wir solche Lustspiele feinere Lustspiele.« — Eine dunkle Erklärung, werden Sie sagen. Das ist nicht zu leugnen; und doch möchte die Dunkelheit leicht ihr geringster Fehler seyn. Wir wollen versuchen, ihren Sinn zu enträthseln. — Ein Gegensatz also scheint das wesentliche Merkmal des feineren Lustspieles zu seyn, und zwar ein Gegensatz des Ideellen mit dem Gemeinen, dem Widersinnigen und Ungereimten. Das Gemeine, im Gegensatze des Ideellen, gibt einen einfachen Kontrast, und ist nicht lächerlich; das Widersinnige und Ungereimte ist lächerlich an sich, und macht, im Kontraste mit dem Ideellen, einen doppelten Gegensatz. Dieser Gegensatz soll entweder wirklich dargestellt, oder durch den Geist einer über das Ganze ausgegossenen Ironie in uns nur geweckt werden. Das heißt ungefähr so viel, als: der Zweck des Trauerspieles kann entweder durch eine tragische Handlung, oder durch eine über das Ganze ausgegossene Traurigkeit erreicht werden. — Was der Verf. mit diesem Entweder—Oder sagen wolle, ist schlecht-

hin unbegreiflich. Eine über das Ganze verbreitete Ironie ist nur bei einer Dichtungsart möglich, in welcher der Dichter selbst redet; mit der dramatischen Form, mit der Handlung steht sie in geradem Widerspruche. — Ich bin zweifelhaft, ob ich auch ganz verstehe, was sich der Verf. unter dem Ausdruck des Ideellen denkt; wenn er aber den gewöhnlichen Begriff damit verbindet, so ist seine Definition des feineren Lustspieles offenbar zu weit. In den possenhaftesten Stücken des Aristophanes ist der Gegensatz des Ideellen merklicher, als in den feinsten Lustspielen des Menander und Terenz.

Doch vielleicht verstehen wir den Verf. besser, wenn wir vernehmen, was er von der Posse sagt, welche er — dem feineren Lustspiele entgegen stellt. »Mit Recht!« setzt er selbst hinzu, »denn nur bei einer zarten, feinen, spielenden »Behandlung kann es dem Dichter glücken, daß »jene Kontraste nicht unsern ernsthaften Unwil»len, oder, statt eines geistigen Lächelns, bloß »ein rohes physisches Gelächter erregen.« — Verständlicher scheint dieß wirklich: aber wie wir den Verf. mehr verstehen, finden wir, daß es der Mühe nicht werth war, ihn verstehen zu

lernen. Ein Kontrast, der unsern ernsthaften Unwillen erregt, liegt außer dem Gebiete des Komischen; die zarteste, feinste, spielendste Behandlung kann ihn nicht komisch machen. Was ist ein bloß physisches Gelächter? Wenn es nicht die Folge eines krankhaften Zustandes ist, so ist auch das roheste Lachen geistigen Ursprungs. Der Verf. scheint die Posse ganz zu verwerfen; ich möchte doch lieber ein gutes Possenspiel, als sechs mittelmäßige Trauerspiele geschrieben haben; — er will nur lächeln, nicht lachen. So gar fein waren die Alten nicht. Sie lachten und weinten herzlich; und Homer trägt kein Bedenken, die unsterblichen Götter selbst in ein unauslöschliches Gelächter ausbrechen zu lassen.

»Das Lachen,« sagt der Verf., »soll beruhi»gen. Wie aus dem Trauerspiele, wie aus je»dem Werke der Kunst, soll auch aus dem Lust»spiele Beruhigung hervorgehen.« — Das sind Schiller's Grundsätze, auf das Lustspiel angewendet. Wenn etwas Wahres an diesen Grundsätzen ist, so gibt es wenigstens keine, die unfruchtbarer für die Kunst wären. Haben Sie einen Begriff von einem beruhigenden Lachen? Und was hat man gelernt, wenn man weiß, daß

aus dem Lustspiele Beruhigung hervorgehen soll? — So viel sehe ich, daß es leichter ist, diese Sätze zu mißdeuten, als einen Nutzen daraus zu schöpfen. Die Ruhe, wonach die Dichter im Trauerspiele streben, macht ihre tragischen Werke zu einer kalten Schwärmerei; die Beruhigung, die sie im Lustspiele suchen, erlaubt ihnen selbst kaum zu lächeln, und ist Ursache, daß wir in ihren Komödien gewiß nie lachen werden.

Desto mehr, denken Sie vielleicht, könnten wir über die Theorien unserer Dichter lachen. Das ist freilich wahr. Lesen Sie z. B. folgende, von dem Verf. ernstlich gemeinte Stelle. »Man »könnte sagen: das Trauerspiel stelle Kampf und »Sieg, des Schauspiel Kampf und Frieden, das »Lustspiel anscheinenden Kampf und durchgängi»gen Frieden der Freiheit mit der Naturnoth»wendigkeit, vor.« Wenn Sie sich nun bei dem ersteren allenfalls Wallensteins Kampf und Sieg, d. i. seine Ermordung and die Ausrottung seines Hauses, und bei dem letzteren, dem durchgängigen Frieden, etwa die Lästerschule, oder Erklärte Fehde, denken, so werden Sie sich eines kleinen geistigen Lächelns,

gerade wie es der Verf. im Lustspiele haben will, kaum erwehren können. Zu einem etwas lauteren Lachen möchte man durch einen andern Einfall des Verf. versucht werden. Er spricht von dem höchsten Lustspiele, das auf die höheren natürlich folgt. Daß dieses Höchste kommen wird, wie das gesungene Trauerspiel, davon ist der Verf. innig überzeugt. »Glückliche Nachwelt,« ruft er aus, »welcher »dieser höchste Kunstgenuß noch bevorsteht!« Der Titel dieser neuen divina Commedia wird seyn: Die geschlossene Weltgeschichte, ein welthistorisches Lustspiel in beliebig vielen Aufzügen. — Ja, ja, Madame, ein welthistorisches Lustspiel; und ein dichterischer Johannes Müller, oder ein zweiter Wieland, — der eben so viel vor sich in die Zukunft sieht, als der erste zu viel in die Vergangenheit sah, wird es schreiben. — O, liebste Freundin, welche Segnungen sind Ihren Kindeskindern aufgespart! Sie werden die gesungene Tragödie haben, das welthistorische Lustspiel, und sogar — einen Gott! *)

*) Vermuthlich eine Anspielung auf eine Stelle in

Gewiß, meine gute Freundin! wer so leerer Kunstträumereien fähig ist, hat das Höchste in der Kunst nie gekannt. Ich wäre versucht, dem Verfasser ein Buch zu nennen, das, meiner Meinung nach, die wahre divina Commedia des menschlichen Geschlechtes enthält. — Sie errathen, welches ich meine. Es ist der Don Quixotte, das Buch aller Bücher, und der allgemeine Spiegel der Thorheiten, die literarischen nicht ausgenommen.

Neunter Brief.

Die Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele sollen den Beweis enthalten, daß die Handlung, und nicht die Charaktere, das Wichtigste in der Tragödie seyen. Es ist nicht leicht, zu errathen, warum, oder gegen wen der Ver-

---

Schelling's System des transcendentalen Idealismus, wo es S. 441 heißt: »die dritte Periode der Geschichte wird die seyn, wo das, was in den früheren als Schicksal und Natur erschien, sich als Vorsehung entwickeln wird. — Wann diese Periode beginnen werde, wissen wir nicht. Aber wenn sie seyn wird, dann wird auch Gott seyn.«

fasser für nöthig gefunden, diesen Beweis zu führen. Die Sache scheint an sich klar. Kein Kunstrichter von Ansehen hat, meines Wissens, das Gegentheil behauptet. Die Regeln des Aristoteles sind über diesen Punkt so bestimmt und deutlich, daß die Ausleger weder Schwierigkeiten darin entdecken, noch selbst hinein legen konnten. Nicht bloß die Haupterfordernisse des Trauerspieles, auch ihr gegenseitiges Verhältniß und ihre Rangordnung, sind durch diese Regeln festgesetzt. »Das Erste, die Grundlage, gleichsam »die Seele der Tragödie, ist die Fabel (die Hand»lung), das Zweite sind die Charaktere; denn »sie ist die Darstellung einer Handlung, und da»her auch vornehmlich der handelnden Perso»nen.« (De arte poet. Cap. VI. 20. 21.) Ohne eigenthümliche Sitten (ohne Charaktere) kann, nach dem Aristoteles, eine Tragödie seyn, nicht ohne Handlung: daß es aber, wie der Verfasser verwundernd meint, eine gute Tragödie ohne Charaktere geben könne, hat der Philosoph nirgends vermuthen lassen. Das Beispiel der Malerei, welches er anführt, soll bloß seinen Ausdruck erläutern; ein Argument zum Nachtheil der Charaktere in der Poesie, läßt sich daraus

nicht ableiten, da der Zweck und die Mittel beider Künste sehr verschieden sind. Zeuxis brauchte nur Formen darzustellen, keine Handlung, um den Ruhm eines großen Malers zu behaupten; gleichwol scheint Aristoteles dem Polygnot den Vorzug zu geben, weil er zugleich Charaktere in seinen Gemälden darstellte, und zwar veredelte, nicht, wie Dionysius, gemeine. (Cap. II. 2.) Die urbildlichen Formen des Zeuxis, im Gegensatze des Polygnot, die reinen Urbilder der neueren Dichter, welche der Verfasser dem Aristoteles unterschiebt, sind Träume, wie sie nur ein sehr unaufmerksamer Leser der Poetik haben konnte.

Also die größere Wichtigkeit der Handlung, und zunächst die der Charaktere, ist durch den alten Gesetzgeber der Dichtkunst für das Trauerspiel festgesetzt; keine neuere Autorität hat sich dagegen erklärt; unsere jüngeren Dichter scheinen in einer mystischen Tendenz der Fabel den ganzen Zweck der Kunst zu suchen: -- gegen wen glaubt nun der Verfasser die vorzügliche Wichtigkeit der Handlung, in Vergleichung mit den Charakteren, behaupten zu müssen? — Gegen das Publikum, und sodann gegen seinen

Freund. — »Das Publikum,« sagt er, »ist nicht »gewohnt, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze »zu richten. Wer dem Grunde nachspürt, aus »welchem selbst die gebildetere Klasse Wohlgefal- »len an dramatischen Darstellungen trägt, fin- »det bald, daß dieses Wohlgefallen nicht auf der »Wirkung einer Total-Anschauung, sondern auf »dem Interesse beruht, welches jeder Einzelne »an diesem oder jenem, seinem Gemüthe zusa- »genden, Charakter nimmt.« Dieß kann von manchen Herren und Frauen, wenigstens bei unseren gewöhnlichen Theaterstücken, wahr seyn, ohne daß es im Allgemeinen etwas gegen das Publikum bewiese. Ein Stück, das, als ein Ganzes, fehlerhaft und ohne Wirkung ist, hat oft einzelne interessante Situationen und treff- liche Charaktere. Daß diese anziehen und ge- fallen, während das Ganze keinen Eindruck macht, ist nicht die Schuld des Publikums. »Dem »Zuschauer,« bemerkt der Verfasser, »gilt es so- »gar gleich viel, ob er sich für eine Haupt- oder »Nebenperson interessirt, wenn er sich nur stark »interessirt.« Allerdings; und es darf ihm gleich viel gelten. Daß er sich für das Wichtigere in- teressiren müsse, dafür hat der Dichter zu sorgen.

Ein Autor hat immer Unrecht, wenn er über Mangel an Aufmerksamkeit bei seinen Zuhörern klagt. Er lerne, sich ihrer bemächtigen und sie bei der Hauptsache festhalten. Wenn die Handlung den Zuschauer nicht ergreift, wenn sie ihn nicht, wider seinen Willen, bis zum Schlusse mit fortreißt, so hat sie keine dramatische Kraft, und die gutwilligste Anstrengung des Publikums, dem Gange des Stückes zu folgen, wird dem Dichter nur eine kalte Aufnahme verschaffen.

Der Freund des Verfassers ist so sehr für die Charaktere eingenommen, daß er ohne Anstand behaupten zu können glaubt, die Charakteristik sey doch immer die Hauptsache in einem dramatischen Werke. Ich bewundere die Geduld, die der Verfasser mit diesem Freunde hat. Seine Gründe sind sehr schwach; zuweilen thut er Fragen, die man kaum einem Kinde verzeihen würde. »Schon die meisten Titel »der Trauerspiele,« meint er, »deuteten auf Charakteristik, als auf das Wesentlichste, hin. Denn »was kündeten die Aufschriften Oedipus, Ajax, »Philoktet u. s. w. wol anders an, als daß wir »in denselben mit den genannten Heroen bekannt werden sollen?« — Wunderlicher Mann!

Was sollten die Titel Großes zu bedeuten haben? Es sind Namen, womit man ein Trauerspiel von dem andern unterscheidet; der nächste der beste; je weniger er ankündigt, desto weniger hat er zu verantworten. Die Alten insbesondere nahmen es sehr leicht mit ihren Titeln.

Doch der Verfasser selbst nimmt es damit ungemein ernsthaft. »Ich sehe die Sache anders,« antwortet er mit einer Amtsmiene. »Mir erscheinen obige Titel als abgekürzt. »Es würde ermüden, immer und immer zu lesen: tragischer Kampf und Sieg des Oedipus, »Ajax und Philoktet. Dieser Kampf und Sieg »wird als der gemeinsame Inhalt aller Tragödien »ohnehin vorausgesetzt, und durch das Wort »Tragödie sattsam bezeichnet; der Titel soll »uns nur anzeigen, wer den Kampf bestehen, »den Sieg erringen werde. Die Auswahl des »Kampfes bleibt dem Dichter überlassen; »aber einen Kampf zu schauen, sind wir vor »dem Vorhange versammelt.« — Welche Pedanterei! welch ein falsches Spiel mit Pedantereien! Dem alten Sophokles kam von dem Allen nichts in den Sinn. Oedipus verzweifelt, Ajax entleibt sich im Wahnsinne, Philoktet

wird nur durch einen Deus ex machina vom Hungertode errettet. Da ist kein Sieg, als der entsetzliche des Schicksals. Das Trauerspiel ist die Nachahmung einer ernsthaften Handlung, einer Handlung, welche fähig ist, Mitleid und Furcht zu erregen. Der Begriff einer solchen Handlung enthält das Merkmal eines Widerstandes, wenn man will, eines Kampfes; aber das unterscheidende Merkmal dieses Begriffes ist das eines Leidens, unter welchem der Handelnde zu erliegen bedroht ist, und meist wirklich erliegt. Der Ausdruck Kampf ist hier überflüssig, das Wort Sieg lächerlich. Die griechischen Helden waren keine moralische Schwärmer; sie sahen in dem Tode keine Märtererskrone; und wenn sie das Unglück mit starker Seele ertrugen, so waren sie doch zu menschlich geartet, um sich dessen als eines Triumphes zu überheben.

Der Verfasser hat die Griechen gelesen. Ich kann nur wünschen, daß er sie noch ein Mal, noch oft, und mit freierem Geiste lese, als bisher. In dem Aristoteles, den er anführt, aus dem er selbst einige Stellen übersetzt, hat er offenbar nur geblättert. Es ist unmöglich, den Aristoteles zu verstehen, und zu denken, daß sich

die neue Kunsttheorie der Deutschen mit seinen Lehrsätzen in Uebereinstimmung bringen lasse. Einer seiner neuesten Ausleger, der jener Theorie zum Theile anhängt, und dessen Ausgabe der Verfasser sogar gefolgt ist, Herr Hermann, hat dieß sehr wohl eingesehen. Da er seine Philosophie für untrüglicher hält, als den Stagyriten, so glaubt er diesen ohne Bedenken in die Schule nehmen zu dürfen; und wo sich die Poetik des Aristoteles nicht mit den Kantisch-Schillerischen Grundsätzen verträgt, hat der Grieche natürlich Unrecht. Das ist konsequent. Unser Verfasser ahnet die Unvereinbarlichkeit der alten und neuen Principien der Kunst nicht einmal. In seinen Augen behält Schiller immer Recht, aber Aristoteles braucht deßhalb nicht Unrecht zu haben; ja, er läßt sogar Lessing's Kritik den Uebergang von dem System des Aristoteles zu Schiller's Kunst-Metaphysik machen. Wie würde Lessing erstaunen, wenn er hörte, was für eine räthselhafte Weisheit aus seinen klaren Gedanken hervorgegangen ist!

»Eine tragische Handlung« sagt der Verfasser vermeintlich mit dem Aristoteles, »ist diejenige, welche Mitleiden und Furcht erweckt,

»und durch Erweckung dieser und derglei- »chen Leidenschaften, Mitleiden und Furcht »reiniget.« Es sollte heißen: welche durch Er- weckung des Mitleidens und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt. Was Ari- stoteles als Zweck der Tragödie vorgestellt, kann durch kein: und dergleichen ausgedrückt werden; denn dieser Zweck ist ganz bestimmt: Mitleid und Furcht. Man könnte hier einen Schreibfehler vermuthen, aber der Zusammen- hang zeigt, daß der Verfasser nichts anderes schrei- ben wollte. »Lessing,« fährt unser Autor fort, »hat den Schlüssel, wie diese Reinigung bewirkt »werde, in der Bewunderung gefunden.« — In der Bewunderung? Das fand Lessing? Er, der diese kälteste aller Gemüthsbewegungen lie- ber ganz aus der Tragödie verbannt hätte? — Nun, werden Sie denken, er muß es denn doch gefunden haben; wie käme der Verfasser sonst dazu, es ihm so auf den Kopf zuzusagen? — Das weiß der Himmel! Aber mit Lessingen hat der Verfasser nun einmal ein besonderes Geschick. Er mag ihn loben oder tadeln: Lessing ist an dem Einen so unschuldig, als an dem Anderen. Lesen Sie die Hamburgische Dramaturgie, Nro.

74 — 78, wo die Aristotelische Definition des Trauerspieles erläutert wird; Sie werden vortreffliche Bemerkungen über die Reinigung der Leidenschaften, aber keine Spur von der unerklärbaren Behauptung unseres Verfassers finden. Doch ja! Es ist ein Mal S. 179 — 180 von der Bewunderung die Rede; aber bloß, um die unberufenen Ausleger des Aristoteles durch die Frage in Verlegenheit zu setzen: warum z. E. die Tragödie nicht eben sowohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht erregen könne und dürfe? — Sollte den Verfasser diese Stelle zu seinem Mißgriffe verleitet haben? Der Anlaß wäre des Irrthums werth! Der Verfasser muß in der Dramaturgie, und in Lessing's Schriften überhaupt, kaum geblättert haben.

Dessen ungeachtet fährt der zuversichtliche Mann in seiner neologischen Sprache treuherzig fort. »Wie das Mitleid an dem Strahle »der Bewunderung schmilzt, vermindert sich auch »die Furcht vor dem Schicksale, das den gerü»steten Menschen nicht zu unterdrücken vermag.« Eher möchte man sagen, daß das Mitleiden vor der Bewunderung erstarrt, und wenn die

Furcht vor dem Schicksale durch die Bewunderung vermindert wird, so könnte sie dadurch auch wol bis zur Apathie herabgestimmt werden, was wahrlich keine Reinigung dieser, dem menschlichen Geschlechte heilsamen, Gemüthsstimmung wäre. Die Aristotelische Reinigung der Leidenschaften nämlich, um es mit Lessingen kurz zu sagen, besteht in nichts Anderem, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten. »Da bei jeder Tugend,« nach unserem Philosophen, »sich diesseits und jenseits ein Extrem findet, zwischen welchen sie inne steht, so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend seyn, welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ganz und gar kein Unglück fürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste,

auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt.« Diese Vorstellungsart ist die des Aristoteles, wie aus den Parallel-Stellen (besonders Politik B. VIII. Kap. 7.) deutlich erhellet. Das zu viel oder zu wenig der Leidenschaften soll durch die Reinigung weggeschafft werden, nicht die Leidenschaften selbst *). Wer es anders

*) Dem wahren Sinne des Aristoteles in dieser schwierigen Stelle scheint, außer Lessingen, Batteux am nächsten gekommen zu sein. »A qui« sagt er, a pu venir cette pensée inhumaine, de vouloir guérir les hommes de la pitié, qui est le réfuge des malheureux; de la terreur, qui est la sauvegarde de la vertu?« — Er erklärt die Poetik aus der angeführten Stelle der Politik des Aristoteles, und schließt seine Bemerkungen mit folgenden Worten: »Mais que devient l'effet, ou la fin morale de la tragédie, qu'on croyoit indiquée par cette purgation des passions, prise dans un autre sens? Elle est toujours la même, parceque la tragédie est, et sera toujours, un tableau des malheurs et des misères de l'humanité, qui nous apprendra toujours, par la crainte, à être prudents pour nous; par la pitié, à être sensibles et secourables pour les autres. Ce sera toujours un exercice de l'âme aux émotions tristes, une sorte d'apprentissage du malheur, qui nous prépare aux événemens de la vie, comme le soldat qu'on aguerrit par des combats simulés. C'est le seul sens, dans lequel la tragédie puisse avoir un effet moral. Vou-

nimmt, hat weder den Aristoteles, noch den Lessing, noch die wahre Tragödie verstanden.

Unser Verfasser weiß von dem Allen nichts.

---

loir, que l'action de la tragédie soit une allégorie, comme une fable d'Ésope, pour nous enseigner une vérité, importante ou non; c'est un raffinement qui passe le but, qui ne convient point aux plus belles tragédies qui existent, et auquel les poëtes anciens n'ont point pensé, non plus que les modernes. »*Remarques sur Aristote. Ch.* 10. 1. Herr Hermann, als ein konsequenter Anhänger der neueren Stoa, verwirft in seiner Ausgabe der Poetik den Aristotelischen Zweck der Tragödie gänzlich, und stimmt daher auch der Meinung Lessing's über diesen Punkt keinesweges bei. Er, nicht Aristoteles, noch Lessing, sucht die Reinigung des Gemüthes durch das Trauerspiel in der erhabenen Gesinnung und in der Bewunderung, wodurch diese bewirkt wird. Aber nicht Mitleid und Furcht läßt er durch die Bewunderung reinigen; denn das gibt gar keinen Sinn, sondern die Seele überhaupt, welche sich durch eine erhabene Stimmung über Mitleid und Furcht hinweg setzt. »Non enim per miserationem et terrorem istiusmodi purgatio animi perficitur, sed per sublimitatem, quam quum omnium maxime in tragoediae definitione commemorare Aristoteles deberet, omnium minime tetigit. Hac enim fit, ut et miseratione et metu maiores nos esse sentiamus, nec percelli nos his animi motibus patiamur.« *Comment.* ad Cap. VI. 2. — Der Verfasser hat diese Ausgabe gebraucht, und seine Grundsätze stimmen mit denen des Kommentators überein. Wie hat er denn gelesen?

Er schließt vielmehr: »So bahnte Lessing Schil-
»ler'n den Weg zur Erklärung des Trauerspie-
»les, als der Darstellung einer Handlung, aus
»welcher der Sieg der Freiheit über die Natur-
»nothwendigkeit hervorgeht. Und wirklich ist nur
»eine solche Handlung geeignet, durch Be-
»wunderung Mitleiden und Furcht zu reini-
»gen.« O Aristoteles! o Lessing! was wird un-
ter der Hand eines heutigen Schriftstellers aus
euren deutlichsten Worten und Grundsätzen!
Der Verfasser scheint mit seiner sinnreichen Er-
klärung sehr zufrieden. Er sieht selbstgefällig auf
seinen Brief über das feinere Lustspiel
zurück. »Ich schrieb Ihnen jüngst,« sagt er,
»das Höchste und Größte, was seit Lessing über
»Poesie ausgesprochen wurde, hat derselbe nicht
»nur geahnet; der Keim davon war bereits zur
»Knospe aufgeblüht, diese wartete nur, daß die
»Strahlen seines Geistes wohlthätig auf sie. fie-
»len, um sich ganz zu entfalten.« — Hier fin-
den Sie eine Bestätigung des Gesagten. — So
glaubt der Verfasser durch ein vornehmes Ga-
limatias, das er für ein Kompliment ausgibt,
Alles gut zu machen, was er sich beigehen ließ,
von Lessing zu sagen. — Sie, meine liebe

Freundin, werden hier nichts finden, als einen Beweis, wie unsere ersten und schätzbarsten Autoren lesen, was für schülerhafte Begriffe sie von der Kunst haben, worin sie sich Meister zu seyn bedünken, und wie nöthig es ist, die Anmaßung dieser kleinen Meister in Schranken zu halten. Ich werde Ihnen im Folgenden noch einige solcher Beweise vorlegen.]

27.

Dramaturgische Briefe.

Zehnter Brief.

Aristoteles rühmt von der Dichtkunst, daß sie philosophischer und lehrreicher sey, als die Geschichte; und dieß aus dem Grunde, weil die Poesie mehr auf das Allgemeine gehe, die Geschichte aber auf das Besondere. Das Geschäft des Dichters nämlich ist nicht, zu erzählen, was geschehen, sondern von welcher Beschaffenheit das Geschehene sey, und wie es nach der Wahr-

scheinlichkeit oder Nothwendigkeit habe erfolgen müssen. Wie ein Mann von dem Charakter des Alcibiades, nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit, sprechen und handeln würde, dieß ist das Allgemeine; was Alcibiades wirklich gethan oder erlitten hat, dieß ist das Besondere: das erste stellt der Dichter, das zweite der Geschichtschreiber dar.

Unser Verfasser sagt auf Anlaß dieser Stelle: »daß Aristoteles überall auf Allgemeinheit »(Idealisirung), als Eigenheit der Poesie, im »Gegensatze der Individualisirung, als Eigen»heit der Geschichte, dringe,« und folgert daraus etwas schnell, daß eigenthümliche Sitten in der Tragödie und in der Dichtkunst überhaupt fehlerhaft seyen. Er spricht von einer Sittentragödie, deren Aristoteles erwähne, und wovon er zweifelt, ob der Philosoph sie gebilligt habe; ja, er vermuthet sogar, Aristoteles habe diese Gattung, und die pathetische, gänzlich verworfen. — Diese Ansichten und Vermuthungen sind im höchsten Grade willkürlich. Die Allgemeinheit, deren der Philosoph gedenkt, kann nur sehr uneigentlich Idealisirung genannt werden; in der Poetik ist sonst nirgends, geschweige

überall, von dieser Allgemeinheit die Rede; die Geschichte individualisirt nicht, denn die Personen und Begebenheiten, die sie darstellt, sind an sich individuell. Die Tragödie hat nur Sitten (Charaktere), sofern sie die handelnden Personen individualisirt, d. h. ihnen einen eigenthümlichen, von allen andern sich unterscheidenden, Charakter gibt; nicht ein starkmüthiger Mann, sondern Oedipus soll dargestellt werden, und der Charakter des Oedipus soll sich von dem des Herkules, des Ajax, des Philoktetes, welche alle die Starkmuth mit ihm gemein haben, bestimmt unterscheiden. — Die vier Arten der Tragödie, die Aristoteles aufzählt, sind nur zum Behufe der Kritik so genau getrennt; in der Ausübung erscheinen sie mehr oder weniger vermischt. Er verwirft deren keine, es wäre denn die ganz einfache, die weder einen Glückswechsel, noch Charaktere, noch das tragische Leiden (Pathos) enthält. Homer, der unserm Philosophen in allen Rücksichten das höchste Muster ist, hat in der Ilias das Beispiel einer einfachen und pathetischen, in der Odyssee, einer verwickelten und charakterisirten Fabel (eines Sittengemäldes), aufgestellt.

(De arte poet. Cap. 24.) In dieser allgemeinen Beziehung haben die Epopee und das Drama einerlei Regeln. Vermuthet der Verfasser etwa, daß Aristoteles auch die Ilias und Odyssee gänzlich verworfen habe? — Homer, in Allem bewundernswürdig, ist es vorzüglich in der Charakteristik seiner Personen; die Charaktere, die er darstellt, sind, ungeachtet ihrer idealischen Gestaltung, wie aus der Wirklichkeit gegriffen. Jeder ist in sich selbst gegründet, wahr und vollendet. Was sie von einander unterscheidet, sind nicht logische Merkmale, es sind gleichsam Elemente des Lebens, welches, nächst der Natur, das Genie allein seinen Schöpfungen verleihet.

Unser Verfasser ist kein Freund des Lebens in der Kunst, auf dem Theater besonders nicht. »Heut zu Tage,« ruft er entrüstet aus, »ist das »erste, was Ritter und Volk begehrt: Leben, Le»ben, Leben! Mögen immer die Gestalten et»was unförmlich ausfallen, aber lebendig müs»sen sie seyn. Das heißt, nach den Forderun»gen des gemeinen Geschmackes nichts anderes, »als: das Götterbild der Menschheit muß hier »und dort schon so beschmutzt, verrenkt,

»zerfetzt und beladen seyn, daß man keinen »Augenblick zweifeln darf, es habe sich auf der »kothigen Heerstraße des Lebens stark herum »getummelt.« Ein ekelhaftes Bild! noch ekelhafter, wie mich däucht, als das, welches der Verfasser der ergrimmten Claudia nicht verzeihen kann, und um deßwillen er die Emilie Galotti lieber gar nicht geschrieben haben möchte. — Aber was hat dieses Bild mit dem poetischen Leben zu thun, das nicht der gemeine Geschmack allein, sondern auch der edelste und feinste Geschmack von den Dichtern fordert? Der Verfasser verwechselt offenbar die Lebendigkeit der Darstellung, wodurch Homer's, Euripides, Shakspeare's und Göthe's Charaktere so anziehend sind, mit der Nachahmung des niedrigen Lebens, an dessen grotesken Formen sich zuweilen nicht bloß die Menge, sondern auch die Verständigen, wie mir scheint, nicht mit Unrecht, ergetzen. — Noch ein Mal, ich weiß nicht, um was, noch mit wem, der Verfasser eigentlich streitet. Einige Recensenten mögen die Charaktere in den Trauerspielen des Verfassers getadelt haben. In der That fehlt es diesen Charakteren oft an Leben, aber sie sind von dem Ideale

nicht weniger entfernt, als von der Natur. Regulus ist ein raisonnirter Charakter, aber kein idealischer; Polyxena ist ein unnatürliches Geschöpf, aber kein poetisches; der Weise des Verfassers ist wirklich eine Schattengestalt, aber eine sehr gemeine. — Indessen, was auch die Kritik an der Charakterzeichnung des Verfassers vermißt haben mag, so erbärmliche Mißgestalten, als er »Ritter und Volk begehren« läßt, hat gewiß Niemand von ihm verlangt. Man will keine dürftige und ganz ausgetrocknete, aber deßhalb noch keine überladene, oder in Schmutz ertränkte Charaktere. Weder die Kritiker, noch das Publikum, noch die besseren Schauspieler verlangen dergleichen. Wie kommt der Verfasser nur zu seiner üblen Laune gegen das Publikum und die Schauspieler? Ich dächte, er hätte Ursache, mit beiden zufrieden zu seyn. Wenn es nicht der Beifall der Menge ist, worauf sich die große Meinung des Verfassers von seinen eigenen Verdiensten stützt, so errathe ich nicht, was es sonst seyn könnte. Die Wenigen, die sich von der Menge unterscheiden, haben diese Verdienste bisher nicht so unbedingt anerkannt, oder auch vielleicht nur nicht so ganz eingesehen.

»So überladen,« sagt der Verfasser in seiner Unzufriedenheit mit dem Publikum und den Schauspielern, »daß man vor Gewand an dem »Körper irre wird, und bis zu ihm nicht durch»dringen kann, will das verwöhnte Publikum »die Charaktere. Bleibt der Dichter zurück, ein »tüchtiger Schauspieler hilft nach, und greift im »Zweifel immer nach dem Solideren.« — Brockmann und Koch erhalten im Vorbeigehen ein Kompliment. — »Aber unser Schauspieler,« fährt der Verfasser fort, »spielt seinen General, »wie seinen Kanzleimann, mit gebrochenen »Knien, Katzenrücken, verlöschender Stimme, »Alongeperrücke und langer Weste. Der Ge»neral zwar verdampft, aber der alte Ge»brechliche bleibt als Bodensatz zurück.« — Welch ein Witz! welche schalkhafte Einfälle! Und dieser Schauspieler gefällt in Wien wol mehr, als Koch und Brockmann? Und gegen solche Fratzen fand der Verfasser nöthig, den Aristoteles zu Hülfe zu nehmen, um aus ihm zu beweisen, daß man »nicht gleich Alles für »Phantasmen und Schattengestalten anbel»len müsse, was nicht aus der nächsten Umge»bung genommen ist?« Die Alongeperrücken

und langen Westen wenigstens wären nicht aus unserer nächsten Umgebung genommen. Aber bemerken Sie die Feinheit, mit der sich der Verfasser gegen die Kritiker und das Publikum ausdrückt. Wer sich eine Bemerkung über einen mißlungenen Charakter erlaubt, bellt ihn an; wer die Bianca della Porta nicht so sehr bewundert, als ihr Verfasser, ist ein Unberufener; wer den Dichter tadelt, muß entweder von Mißgunst oder Unwissenheit dazu angetrieben seyn. Sogar von Mißgunst? Nicht doch! Vielleicht sind die, welche ihn tadeln, mehr seine Freunde, als die, von deren Lobsprüchen er berauscht ist. »Wer Alles bewundert,« bemerkt der Verfasser selbst, »bewundert nichts.« Vielleicht denken seine Kritiker, wie der Verfasser glaubt, daß Aristoteles in Betracht des Euripides gedacht habe, »daß man nämlich einen großen Geist verehren, und doch seine Schwächen »bemerken könne, daß man diese Schwächen um »so heißer wegwünschen müsse, je inniger man »ihn liebt.«

Doch mir scheint, der Verfasser hätte besser gethan, sich nicht so oft auf den Aristoteles zu berufen. Er ist offenbar viel zu wenig in die

Denkungsart des alten Weisen eingedrungen, um sagen zu können, was er in diesem oder jenem Falle gedacht haben möchte. Um dem Euripides einen Fehler nachzuweisen, bedurfte der größte Kunstrichter des Alterthums wahrlich einer so kahlen Entschuldigung nicht. Er hat diesem Dichter viel bedeutendere Fehler nachgewiesen, als der ist, dessen Bemerkung unserm Verfasser so auffallend dünkt. Gleich in derselben Stelle, die der Verfasser citirt, gedenkt Aristoteles noch eines zweiten mangelhaften Charakters, aus dessen Kritik sich der Verfasser unter andern über die eigentliche Bedeutung eines viel bestrittenen Aristotelischen Ausdruckes besser, als er es zu seyn scheint, hätte unterrichten können. Es ist dieß der Charakter des Menelaus in dem Orest des Euripides, worauf der Philosoph noch ein Mal am Schlusse des 26. Capitels zurückkommt. — Ich will es für's Erste dem Scharfsinne des Verfassers überlassen, zu errathen, welchen Aufschluß die Lehre des Aristoteles von der Charakterzeichnung, aus der Vergleichung dieser zwei Stellen, erlangen könnte.

Der Abschnitt der Poetik, welchen der Verfasser kommentirt, enthält keineswegs die ganze

Meinung des Stagyriten über die Beschaffenheit und Bildung der dramatischen Charaktere. Man muß die anderen Kapitel der Dichtkunst sorgfältig damit vergleichen, und auch die übrigen Schriften des Philosophen zu Rathe ziehen, wenn man ihm keine fremde Gedanken unterschieben will. Ueberhaupt hat Aristoteles diesen Gegenstand viel weniger ausführlich behandelt, als die Lehre von der Komposition der Handlung, und dieß deßhalb, wie mich däucht, weil er die letztere nicht bloß für den wichtigeren Theil der dramatischen Kunst hielt, sondern auch für den, worin die Kunst am meisten vermag. Sitten und Charaktere muß den Dichter sein eigenes Genie und die Kenntniß der Welt unterscheiden und bilden lehren; die Zusammensetzung der Fabel ist ganz das Werk des Nachdenkens und der Kunst.

So vieler Aufmerksamkeit aber hat der Verfasser den Aristoteles nicht gewürdigt, ungeachtet des Respektes, den er für seine Worte zu haben vorgibt. Die Erklärung des Verfassers von dem 15ten Kapitel der Aristotelischen Poetik, welche von den Charakteren handelt, ist überaus seicht und großen Theils unrichtig. Er hat

weder den Text seines Autors, noch die Materie selbst hinlänglich durchdacht; und nicht einmal Hurd's und Lessing's Bemerkungen über diesen Gegenstand scheinen ihm bekannt, oder gegenwärtig gewesen zu seyn. Einer so großen Unachtsamkeit sollte sich ein Schriftsteller nicht schuldig machen, der so empfindlich für Lob und Tadel ist, und sich den Widerspruch, den er im Publikum findet, nicht anders, als aus der Mißgunst oder Unwissenheit seiner Gegner zu erklären weiß. Um die Schwächen einer solchen Arbeit zu bemerken, als die dramaturgischen Briefe des Verfassers sind, bedarf es wahrlich der Mißgunst nicht; und es müßten sehr unwissende Gegner seyn, die dem Verfasser selbst nicht auf jeder Seite dieser Briefe Fehler der Unwissenheit nachweisen könnten. — Was bewegt den Verfasser, so unreife Versuche der öffentlichen Kritik auszusetzen? — Was sonst, als die vortheilhafte Meinung, die er selbst und seine Freunde davon haben. Ja, die Freunde! Ich irre sehr, oder der Verfasser hat so viele Ursache, als irgend Jemand, gegen sich und seine Freunde auf der Hut zu seyn. Wenn die Mißgunst, oder besser, die Kritik bei manchen Autoren

nicht wieder gut machte, was die Freundschaft an ihnen verdarb, so würden ihre Talente schwerlich die wahre Reife erlangen.

Eilfter Brief.

Die dramaturgischen Sonderbarkeiten unseres Autors fangen an, Ihnen Langeweile zu machen. Sie haben die Briefe über die Charakteristik im Trauerspiele nun selbst gelesen. Was Sie davon verstehen, sagen Sie, mache Sie nicht begierig, dasjenige zu enträthseln, was Ihnen darin noch dunkel ist. Das ist Schade; denn ich hätte noch so Manches über diese Briefe auf dem Herzen! — Aber freilich, Sie haben Recht. Die Mühe, die es kostet, sich die Worte des Verfassers verständlich zu machen, ist ihr Inhalt nicht werth; und ich bin im vollen Ernste der Meinung, die Sie im Scherze äußern: daß Sie sich (so wenig Griechin als Sie sind, doch) eben so leicht in den griechischen Text der Poetik einstudiren würden, als in den deutschen Kommentar, den uns Herr von C. darüber gibt.

Es fehlt den Gedanken des Verfassers nicht bloß an Ordnung und Klarheit, sondern großen Theils auch an Gehalt. Das Wahre, das noch darin ist, finden Sie im Lessing, im Diderot, im Batteux und Eschenburg, — und wo nicht überall? — ungleich besser; selbst das Falsche, das sie enthalten, werden Sie in Schiller's und Herrn Schlegel's ästhetischen Aufsätzen wenigstens viel besser ausgedrückt lesen. Eigenthümlich ist dem Verfasser nichts, als die Vermischung der unvereinbarlichsten Begriffe und Grundsätze, und die widerliche Manier und Sprache, worin Derbheit und Pretiosität, Gemeinheit und Schwulst, die niedrigsten Wendungen und die hochfliegendsten Tiraden der neuen Schule auf das Unangenehmste abwechseln. — Wäre nur die Erklärung des Verfassers von dem Hochkomischen richtig! Das Beispiel dazu hätte er uns in seinen dramaturgischen Aufsätzen gegeben. Was enthielten diese Anderes, als eine Darstellung des Gemeinen, Widersinnigen und Ungereimten, im Gegensatze des Ideellen, wenigstens — des Bestrebens nach dem Ideellen? Aber dieser Kontrast ist nicht komisch, er ist nur wider-

lich und, wie Sie selbst empfanden, langweilig.

Zwei Grundgedanken von sehr verschiedenem Werthe und Ursprunge scheinen den Verfasser in seinen dramaturgischen Untersuchungen bisher geleitet zu haben. Der erste ist die Kantische Idee des Erhabenen; der zweite die Lehre der Franzosen von dem theatralischen Anstande. Ich behalte mir vor, Ihnen meine Meinung über den Mißbrauch, welchen Schiller und dessen Nachfolger von Kant's Grundsätzen in der Aesthetik gemacht haben, bei einer anderen Gelegenheit ausführlich vorzulegen. So viel ist schon zum Voraus klar, daß die Erhabenheit, nach Kant's Idee, sich sehr schlecht mit der Anständigkeit und dem Prunke des französischen Theaters verträgt. Wie voll der Verfasser aber auch den Mund nimmt, wenn er von dem »Triumphgefühle der siegenden Freiheit,« von der »Stählung und Heiligung des Willens zu dem Kampfe mit dem widrigen Schicksale,« von dem »Siege der Freiheit über die Naturnothwendigkeit« spricht, so sieht man doch, daß ihm der Reifrock und der Federhut seiner dramatischen Helden und Heldinnen ungleich mehr am Herzen liegen, als alle die übersinnlichen Kostbarkeiten der

neuen Schule. Ueberall kommt er auf den Anstand, die Würde, die Feierlichkeit zurück, welche den Helden und seine Sprache auf der Bühne auszeichnen müssen. Nichts beleidigt seinen Geschmack mehr, als ein Verstoß gegen die Konvenienz und die theatralische Kleiderordnung. Ein weiser Mann mit einer langen Weste — welch ein Kontrast! Eine tragische Person mit gekrümmtem Rücken — welch ein Unding! »Dürfte ich,« sagt der Verfasser, »den großen Alexander nicht anders, als mit einer merklich schiefen Schulter darstellen, so würde ich ihn nicht auf die Bühne »bringen, ganz gewiß, daß die schiefe Schulter des kleinen Mannes mir seine ganze »moralische Größe verdecken würde.« — Eine Abhandlung über die dramatische Kunst mit solchen Einfällen — welche Abgeschmacktheit!

So überaus anständig und ekel, als Herr v. C., waren Sophokles, Euripides und vornehmlich Shakspeare nicht. Ohne Zweifel würde der Verfasser den Othello nicht auf die Bühne gebracht haben, aus Furcht, die schwarze Farbe des Mannes möchte ihm seine ganze tragische Größe verdecken; oder er hätte — den Mohren

zuvor weiß gewaschen. Richard würde bei ihm keine schiefe, wenigstens keine merklich schiefe Schultern haben, sondern ein schlankes, wohlgestaltetes Ungeheuer vorstellen, etwa wie Ezzelino. Sein alter Peleus dürfte nicht gebückt und hinfällig erscheinen, sondern, wie es einem Kämpfer der Freiheit geziemt, ganz aufrecht und rüstig. Philoktetes würde auf zwei gesunden Beinen einher gehen, ohne die scheußliche Fußwunde, aus der bei dem Griechen schwarzes Blut und Eiter fließt; und Oedipus würde wenigstens eine zierliche Binde vor seinen ausgerissenen Augen tragen, da es allen Anstand und alle gute Sitte verletzt, ein verehrliches Publikum mit dem Anblicke bluttriefender Wangen zu erschrecken. — Wie viel anständiger, als die unerleuchteten Griechen, würde unser Verf. diese Gegenstände behandelt haben! — Um so viel anständiger behandelten sie die Franzosen: aber St. Evremont, Diderot und Voltaire selbst gestanden, daß ihre Bühne dadurch, um eben so viel, weniger tragisch und ergreifend geworden.

Doch nein! Die französischen Tragiker haben die Sucht nach Anständigkeit nie so weit

getrieben, als Herr v. C., wenigstens in der Kritik, sie zu treiben geneigt scheint. Der zierlichste Kleinmeister unter den französischen Kunstrichtern würde sich schwerlich unterfangen haben, einen klassischen Schriftsteller seiner Nation über die Anwendung eines figürlichen Ausdruckes, wie die Rede der Claudia in der Emilia Galotti ist, den Prozeß zu machen. Welch ein Einfall, diesen Ausdruck mit einer Unflätherei, die Göthe'n in der ersten Ausgabe seines Götz entwischt war, zusammen zu stellen! Welche Konsequenz, durch die Anführung von zwei Zeilen bewiesen haben zu wollen, daß Lessing denn doch — die Sprache zu einer Natürlichkeit herab gezogen habe, in welcher sie, ferne von aller Veredlung, aufgehört, Organ der Poesie zu seyn!«

»Gäbe es keine andere Art,« sagt Herr v. C., »das Außersichseyn, und den Sturm einer, »durch den Mord ihres Schwiegersohnes, em»pörten Mutter, in Gegenwart des Kupplers »und Mörders, zu bezeichnen, als durch die »ekelhafte Invective: »»denn, warum soll »»ich Dir nicht alle meine Galle, allen meinen »»Geifer mit Einem Worte in das Gesicht

»»speien« so wollte ich lieber vermeiden, diesen »Sturm dramatisch darstellen zu wollen.« — Sie erinnern sich des Zusammenhanges, worin Claudia diese Worte gegen den Marinelli ausstößt. Ist Ihnen das Ekelhafte davon jemals aufgefallen? Schwerlich; denn Sie dachten nicht daran, daß Lessing die Sprache sollte herab gezogen haben. Sie fanden wol gar, daß nicht jenes Bild, sondern das Schimpfwort: Kuppler! welches dadurch vorbereitet wird, das Stärkste in Claudiens Invective sey. Sie fühlten vielleicht, daß Sie selbst, ungeachtet der Delikatesse Ihres Geschmackes, in einer ähnlichen Situation eines ähnlichen Ausdruckes fähig gewesen wären. Und was ließe sich, auf's strengste genommen, auch dagegen einwenden? In der Sprache des Umganges, in welcher die Emilia Galotti geschrieben ist, in der Leidenschaft, worin Claudia spricht, hat dieser Ausdruck durchaus nichts Anstößiges; die Kritik, die ihn rügt, die ein solches Aufheben davon macht, fällt mit aller ihrer Lächerlichkeit nur auf den Kunstrichter zurück.

Ueber diese Kritiker! Ein Wort macht sie schwindeln: den wildesten Unsinn, in Erfindung

und Sprache, scheint ihr Kopf ohne Beschwerde zu ertragen. Sie seigen Mücken, und muthen uns zu, Kameele zu verschlingen. Das verwegenste Urtheil über ein Werk, über einen Schriftsteller — und wäre dieses Werk die Emilia, wäre dieser Schriftsteller Lessing — glauben sie durch ein paar, aus dem Zusammenhange gerissene, Worte gerechtfertigt zu haben. So kritisirt Herr v. C., so vertheidigt er sich; so kritisiren die talentvollen jungen Männer, welche die auswärtigen Journale mit literarischen Notizen versehen. Darin zeigen sie die vielseitige Bildung und den Umfang der Kenntnisse, welche den Kunstrichter ausmachen. Aber wenn man ihre dunklen Orakelsprüche in ihrer Nichtigkeit darstellt, wenn man ihr anmaßliches Geschwätz mit Gründen widerlegt, worauf sie außer Stande sind, zu antworten: dann klagen sie über Schmähungen; dann verfolgt sie die Mißgunst; dann meinen sie sich von der neidischen Welt in den Himmel flüchten zu müssen, den sie bescheidentlich im Herzen tragen, und den ihnen freilich Niemand rauben wird, weil er in nichts, als in ihrer ärmlichen Eitelkeit besteht.

28.

Der Dichter Schneck.

Herr Hilarius Frank, welchen die Leser schon als einen aufmerksamen Beobachter literarischer Kuriositäten kennen, hat mir folgendes Schreiben mitgetheilt, das ihm zugekommen ist. Der Briefsteller hat sich selbst so treffend charakterisirt, daß jede Einleitung zu seiner Epistel überflüssig scheint. Was die Beiträge betrifft, welche Herr Schneck zu dem Sonntagsblatte zu liefern verspricht, so sollen sie mir sehr willkommen seyn, wenn sie alle so ergetzlich sind, als sein erster Brief. Ich besorge jedoch, daß ich mich der Unterstützung des genialen jungen Mannes nicht lange werde zu erfreuen haben, denn ich höre, daß es der Redaktion einer neuen, demnächst hier erscheinenden Zeitschrift bereits gelungen ist, sich seiner zu bemächtigen, und ohne Zweifel werden die Talente des Dichters Schneck in diesem Journale einen angemesseneren Wirkungskreis finden, als in dem unsrigen.

Schreiben des Dichters Schneck, an Hrn. Hilarius Frank.

Motto:

»Ich — ich, ein Thor? Und wär's, so soll kein Mensch mir's sagen!«

Ernst und Scherz, ein Spiel in Versen. S. 54.

Mein Herr!

Wie ich mich, als absoluter Geist, selbst gesetzt habe, werden Sie aus dem Folgenden ersehen; welche Form ich in der Welt der Erscheinungen, im Reflex des Nicht-Ich, einnehme, damit will ich meinen Brief anfangen. Schneck nennt mich das gemeine Volk, den Dichter Schneck, die gebildete Welt. Sie müssen mich aber nicht mit jenem Dichter Schneck verwechseln, von dem Herr von Kotzebue, in seinem Taschenbuche für dramatische Spiele, Meldung thut. Jener Reimschmied ist höchstens eine Gartenschnecke, während zwischen meinen transcendentalen Fühlfäden Vergangenheit und Zukunft liegen, daher ich vielmehr einer Weltschnecke zu vergleichen bin. Auch umfasse ich die Welt, d. h. ihr Ideal, denn um die wirkliche bekümmere ich mich nicht, so wie diese sich nicht viel um mich bekümmert hat. Darum

von allem Irdischen mich lossagend, habe ich nur nach dem getrachtet, was über den Sternen ist. Die Höhen der Anschauung frühzeitig suchend, ging ich dem Verstande überall aus dem Wege, und wenn mich zufällig etwas davon anflog, schüttelte ich es kühn von mir ab. Tadelten mich deßhalb die gemeinen Verstandesmenschen, so fand ich volle Beruhigung in dem Motto, das ich über diesen Brief setzte. Merken Sie sich den göttlichen Spruch, mein Herr! Er ist das Alpha und Omega der absoluten Lebensweisheit.

Gedrängt vom Drange eines alldurchdringenden Geistes, bin ich meiner bisherigen Obskurität müde. Ich trete heraus in die Welt, und fasse die Hände der großen Genie's, welche dem Menschengeschlechte eine poetische Bildung plastisch anblühen. Auch ich will mein Volk führen zum Gipfel, wo

„bis zur Wurzel Göttlichem in's Aug' es sieht.“ *)

Dieß sey genug, mein Herr, Ihnen die Ten=

*) S. der Graf und die Gräfin von Gleichen. Eine Tragödie vom Verfasser des Lacrimas. Berlin, 1807.

denz meines Strebens deutlich zu machen. Können Sie von der Verstandesstufe, auf welcher Sie stehen, sich hinaufschwingen zur Höhe der Anschauung — denn ich sage Ihnen noch ein Mal, mit dem Verstande will ich durchaus nichts zu schaffen haben — so werden Sie wissen, in welche Reihe der Geister ich hin gehöre. Nun zur Sache!

Ich habe das Sonntagsblatt und Ihre Aufsätze darin gelesen. Was einige Zeitungen davon sagten, ist offenbar zu viel. Ich möchte wenig mehr eingestehen, als was auch das Morgenblatt zugibt: »Es ist nicht ganz übel geschrieben, wiewol nicht von der Art, daß es auf ein sehr großes Publikum rechnen darf.« Dieß Letztere, Herr Frank, kommt daher, weil weder Herr West, noch Sie, noch sonst ein Mitarbeiter in den scientifischen Wissenschaften und artistischen Künsten etwas Rechtes gethan haben. Es fehlt Ihnen allen gar Mancherlei, als z. B. Naturphilosophie, Plastik, in poetischer und pädagogischer Beziehung, Dramaplastik, musikalische Formenbildung, Theatik, pittoreske Harmonistik und melodische Philantropie.

Da ich mein Vaterland liebe, und in so fern

mich für Ihr Journal, als für ein Produkt der inländischen Literatur, interessire, so bin ich gesonnen, auf diesen einheimischen Stamm einige exotische Reiser zu pfropfen, welche Blüthen der obgedachten Kunstwissenschaften tragen sollen. Daß ich die hierzu erforderliche Geschicklichkeit besitze, würden Sie aus meinen Schriften ersehen, wenn solche bereits gedruckt wären. Meine positive Polarität aber, welche gegen die Nachwelt gerichtet ist, hat mich bisher gehindert, sie einem negativen Buchhändler in Verlag zu geben. [Mein bestes Werk sind: Proben verloren gegangener Gedichte eines noch unentdeckten Volkes.) Lauter rein ausgesprochene Ideale. Es befindet sich darunter eine Tragödie, deren Held der große Floh aus Göthe's bekannter Romanze ist, und eine andere, worin ein Doppelchor von Schnecken und Blattläusen auftritt; — die ersteren habe ich, aus Kondescendenz gegen meine Familie, in die Poesie eingeführt. Das sollten Sie lesen! Sie würden daraus abnehmen, daß alles menschliche Wissen in meine Gewalt gegeben ist: nämlich die eine Seite meiner excentrischen Bahn läuft in die Geschichte, und mit ihr umfasse

ich die Vergangenheit; die andere Seite durchschneidet, in einem unendlich stumpfen Winkel, die Philosophie, welche die Zukunft aufschließt. Denn, damit Sie es nur wissen, Philosophie ist nichts anderes als die Kunst, zu prophezeihen, und Jeremias *) war der erste Naturphilosoph. Wenn ich Ihnen auf der Straße begegne, will ich Ihnen mehr dergleichen aus meinen Schriften vorlesen.

Bis dahin aber denke ich mich, Ihrer Leser anzunehmen, und sie, durch Beiträge für das Sonntagsblatt, in kurzer Zeit alle zu Genie's und rein ästhetischen Gestalten umzubilden. Ich werde die Welt über Dinge belehren, die sind und die nicht sind, die ich erkenne und nicht erkenne; denn es ist eine gemeine Ansicht, wenn man glaubt, derjenige, welcher Andere unterrichtet, müsse erst selbst von der Sache etwas wissen. Das frühere Wissen bezieht sich auf die Zeit; die Zeit aber liegt in uns, und daher ist es bloß ein umgekehrter Akt der Reflexion,

*) Ob Hr. Schneck den Propheten gelesen hat? Kap. X. v. 14 sagt er: »Die Menschen sind Narren worden mit ihrer Weisheit.«

Palmer.

wenn ich die frühere Zeit in einen Andern setze; — das ist sonnenklar.

Also ich werde für die Zukunft Ihre Negationen suppliren. Vor der Hand schicke ich Ihnen Auszüge aus einigen Werken der geistreichsten neueren Skribenten und aus den beliebtesten Journalen. Ich habe für diese Beiträge einen eigenen anpassenden Titel gewählt, und nenne sie Springblüthen des Geiers. Auf diese Sprünge hat mich Jean Paul, durch seine unvergleichlichen Springbriefe *) gebracht. Der Verfasser springt darin überaus sinnreich vom Hundertsten in's Tausendste. So werde auch ich, ohne mich um die Pedanterei der Ordnung zu bekümmern, die Blüthen pflücken, wo ich sie finde; denn Blüthen nenne ich sie, des Geistes, entsprossen an dem Lilienstängel der Kunst; und des Geiers sind sie, weil ich, wie einst der Geier des Prometheus, aus den Eingeweiden eines Unsterblichen sie herausziehe.

Jetzt wissen Sie genug. Da meine Springblüthen gewiß den größten Beifall finden werden, so rathe ich Ihnen, einen stehenden Artikel

*) Im Morgenblatt.

Ihres Journals daraus zu machen. — Einstweilen leben Sie wohl.

Lips Schneck
der Dichter.

Springblüthen des Geiers,
gesammelt vom
Dichter Schneck.

1. Probe göttlicher Grobheit, nach Schlegel's Definition.

(Aus dem Intelligenzblatte der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung Nr. 66. 1807, wörtlich abgeschrieben.)

»Ueber die Hallesche Literatur-Zeitung.«

»Ich wollte dem großen Christophel der Halleschen Literatur-Zeitung in meinen Kindermythen ein süß Säftchen zu lecken geben, zieht der Kerl aber ein so flämisch grinziges Gesicht, als hätte er Rhabarbara gefressen. Es ist ein kläglich Ding um diese deutschen pedantischen Tölpel; wie Penguine watscheln sie auf den breiten, dürren Füßen daher, und mit herabhängenden Flügelstumpfen, das leere, dumme Gesicht in die Achseln vergraben, blicken sie mit den kleinen Augen in die Welt hinaus, und schimpfen auf

die Natur, daß sie etwas Sonnenschein um sie her geschaffen, und einige wenige Blumen. Als der alte schäbige Jude in unsers Herrn Kinderbuch die Vögel zertreten wollte, die das Kind aus Lehm und Erde gebildet hatte, da klatschte Jesus in die Hände, und die Vögel flogen dem Juden über den Kopf davon. Es haben nun so Viele, von Hrn. Manso in Breslau angefangen, auf dem kleinen Fleckchen herumgetrampelt, daß es nachgerade Zeit seyn möchte, einen andern Ort zur Rekreation zu wählen; ich schlage dazu unmaßgeblich Rostdorf's Dichtergarten vor: es muß sich trefflich mit den Schnauzen in dem weichen Boden wühlen lassen. — Mag übrigens der Himmel gnädig mir verzeihen, daß ich so viel Worte an das klatschende Sündenvolk verschwendet, das ich so unsäglich verachte: es soll wahrlich so bald nicht mehr geschehen.«

»Heidelberg, im August 1807.«

»Görres.«

2. Stimmen der Völker.

(Aus dem Musen-Almanach für das Jahr 1808. von Hrn. Leo von Seckendorf.)

»Mit Liebe und Wehmuth gebe ich die Reste des deutschen Gesanges, denn bald wird das

lebendige Wort vergangen seyn. — Mögen die Gleichgesinnten sich daran ergetzen!«

»L. v. Seckendorf.«

---

a) Der Salzburger Bauer.

Bin a Salzburga Baua, bei mein'n best'n Jahr'n,
Wann i ausfahr, nimm i's Büchsel, steck's eini in'n Wag'n.
In Wald las i's knall'n,
Is a Hirsch'l z'amm g'fall'n,
G'schwind aufi g'legt auf'n With,
Frisch hamg'fahren damit.

Bin a Salzburga Baua, hobt's mi no nit kennt,
Hob ma oft mei Aug'nbram mit'n Schießen verbrennt;
Mai Büchsl is guet g'macht,
Gehn thut's, wie i ihm's schaff,
Kan Jaga scheut's nit,
San's viel oda nit.

Das Liedl is aus, jetzt geht's schon zum End,
Des hobt's ja den Salzburga Baua nit kennt.
Er hat halt a Schneid,
Und zum Schieß'n a Freud,
Weil's halt um a Hirschl
Schöne Thala ogeit (abgibt).

b) Das unglückliche Füllen.
(Eine rein tragische Geschichte.)

Es fragt ein Bauer seinen Sohn,
Wo er das Füllen hab' hingethan:
O Hans, o was! wo hast' das Füllen g'lassen?
»Vater, der Wolf hat es g'fressen.«
Hat er's denn gebissen sehr?
»Es bleibt nichts, denn die Füße mehr. —
Das ist ein' leidengroße Wund;
Ich glaub' nicht, daß man's heilen kunnt'.«
Was that'st Du denn? sahst Du es nicht?
»Ich sah es wohl, wie der Bösewicht
Das arme Füllen so gräulich fraß.
Ich schrie ihm zu ohn' Unterlaß:
Füllenfresser! Großmaul! ich immer rief.
Er schämt' sich wie ein Hund, und nach dem Wald
hinlief.«

c) Fragmente.
(Zur Beförderung der ästhetischen Bildung der Menschen neu abgedruckt.)

'S schwimmet drei Fischli im Bodensee,
Strecke die Schwänzli in d' Höh.
Wenn i mein Schätzli von weiten sieh,
Schrey' i vor Freuden Juchhe!

Zwischen zwei Danabäum
Wachst a grün's Gras;
Darf i denn nimmer sag'n,
Du bist mein Schatz?

Droben im Weiherle
Schnalzt a Fisch.
Mädle, willst mi heirathe,
Sag' mir's g'wiß.

Is denn mei Vater a Leiersmann
'S Leirers sei Hansel bin i!
Macht mi mei Vater a Tanzel auf,
Schau, schau, wie lusti bin i.

Du liederli's Bürschle,
Du mußt di bekehr'n;
Aus liederli'n Leut'n
Kann a no was wer'n. *)

d) Die Judentochter.

(Probe der neuesten Uebersetzungskunst.)

Heraus und kam die Judentochter,
Sprach, willst kommen und essen drein?
Ich will nit kommen, ich kann nit kommen,
Ohn' mein Gespielen neun.

---

*) Wir fänden uns in der Lage, die meisten der oben angeführten Fragmente komplettiren zu können. Da wir aber keinen Beruf empfinden, die moralisch-ästhetische Bildung des Menschengeschlechtes auf diesem Wege zu betreiben, so wollen wir dies Verdienst Andern überlassen.

Und sie zog aus ein kleines Kneif,
Es hing ihr am Kleid herab.
Sie zerschnitt das jung Ding und sein Leb'n,
Kein Wort je wieder es sprach.

Und aus da kam das dick, dick Blut,
Und aus da kam das dünn,
Und aus da kam das Lieb Herzblut;
Kein Leben blieb darin.

Sie legt ihn auf ein Schlächterbank,
Und richt ihn wie ein Schwein;
Und rief lachend: geh nun und spiel
Mit dein süßen Gespielen neun.

3. Funken.

(Aus dem Morgenblatt Nro. 84. 1807.)

»Liebe ist das Bedürfniß, mit dessen Befriedigung alle übrigen wegfallen; des Körpers kann der Sterbende entbehren.«

»Leidenschaft ist, was uns Leiden schafft.«

»Wehmuth ist Muth, der wehe thut.«

»Lebendig wird man, wenn das Leben endigt.«

Armselig ist man, wenn man sich bei seiner Armuth selig preist.

Zusatz von H. Frank.

4. Violen-Düfte.

(Aus Rostorf's Dichtergarten.)

Thomas à Kempis de Im. Chr.

„O Büchlein Du, so wundersüß,
Von wunderhoher Güte,
Bist aus des Himmels Paradies
Einer ewigen Blume Blüthe;
Du bist aus unsers Herren Schrein
Ein hellfunkelnder, kostbarer Edelstein.“

„Thut euch doch auf, ihr blöden Augen,
Erkennt das Antlitz unsers Herrn,
Von ihm nur könnt ihr Licht entsaugen,
Der irdischen Nächte Wunderstern!“

„Die fünf Brünnlein mit dem erfrischenden Thau,
Die quollen aus dem Felsen, war gülden blau,
Das sind die fünf Wunden purpurroth,
Die uns erlösten von dem ewigen Tod.“

„Und der Schooß, aus dem entsprangen die Bronnen
Die edelgesteinten und güldenen Sonnen,
Ist des tiefsten Geheimnisses verborgenes Fach,
Des schönsten Kindes süßes Gemach.“

„O wundervolle Seltsamkeit,
Wer vermag dich zu preisen in dieser Zeit?
Nimm gnädig auf diesen s c h l e c h t e n S a n g!“
U. s. w. ad libitum.

Da Herr Schneck eine Fortsetzung dieser Spring-Blüthen versprochen hat, so verspare ich das, was darüber zu bemerken seyn möchte, auf eine andere Gelegenheit, und theile für heute noch ein zweites Schreiben mit, dessen Inhalt mit dem vorigen in einiger Verwandtschaft steht, und worauf ich mir gleichfalls vorbehalte, gelegentlich zurück zu kommen.

An den Herausgeber des Sonntagsblattes.

Wahrscheinlich, mein Herr, werden Sie dem Publikum von der neuen Bearbeitung des Liedes der Nibelungen Nachricht geben, die wir dem Herrn F. H. von der Hagen zu danken haben. Sie werden uns dann auch Ihre Gedanken über den dichterischen Werth dieses altdeutschen Epos nicht vorenthalten, mit dessen Wiederherstellung jetzt beinahe alle unsere jungen Dichter und Kritiker beschäftigt sind, und welches sie der Ilias und Odyssee ohne Bedenken an die Seite setzen. Ich will daher Ihrem Urtheile über das Werk selbst und über das Verdienst dieser neuen Bearbeitung, nicht

mit der Meinung eines Laien — wie ich hierin zu seyn gestehe — vorgreifen, der in dem Liede der Nibelungen zwar viel Schönes und Merkwürdiges, aber freilich nicht, wie Hr. von der Hagen, unbedenklich eines der größten und wunderwürdigsten Werke aller Zeiten und Völker findet, durchaus aus deutschem Leben und Sinne erwachsen, und zur eigenthümlichen Vollendung gediehen, und, als das erhabenste Denkmahl der Nationalpoesie, ganz einzig und unerreicht dastehend! — Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit dieser unendlich viel behauptenden Aussprüche sehe ich Ihrem kritischen Gutachten entgegen, mein Herr, und unterdrücke inzwischen meine eigenen Zweifel und Bedenklichkeiten, die der Vorstellungsart des Hrn. v. H. allerdings nicht sehr günstig sind. Aber einige beiläufige Urtheile und Bemerkungen dieses Gelehrten fühle ich mich versucht in Anregung zu bringen, da sie mit dem Hauptwerke und dessen Beurtheilung in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, und übrigens doch zur Charakteristik der herrschenden Denkart gehören.

Hr. von der Hagen scheint, mit anderen wackeren Männern unserer Zeit, die Wiedergeburt der deutschen Nation im vollen Ernste von der Auferweckung der alten Volkspoesie, und von den ästhetischen Bemühungen unserer jungen Schriftsteller zu erwarten. »Es ist dieses tröst»liche Streben,« sagt er in der Zueignung an Johann von Müller, »noch allein die lebendige »Urkunde des unvertilgbaren deutschen Cha»rakters, der, über alle Dienstbarkeit erhaben, »jede fremde Fessel über kurz oder lang immer »wieder zerbricht, und, dadurch belehrt und ge»läutert, seine angestammte Natur und Freiheit »wieder ergreift. Ja, es ist diese Liebe, zum »sicheren Pfande solcher Verheißung, ohne Zwei»fel der Ausfluß einer weit größeren, »gründlicheren, und auch unschuldigeren »Revolution, als jene äußere unserer Tage; »welche geräuschlos und still, wie das Licht, die »deutsche Erde zwar nur erst berührte, aber eben »so allmächtig und unaufhaltsam einst mit vol»lem Tage hereinbrechen wird.«

Wenn dieser fromme Glaube auch nur den Enthusiasmus für die vaterländische Kunst und Sprache zu erhöhen dient, so ist er ohne Zweifel

etwas Gutes an sich: aber ich leugne nicht, daß mir in der Zusammenstellung so unangemessener Mittel und Zwecke etwas unendlich Kindisches zu liegen scheint, welches meine Vorstellung von der gerühmten Thatkraft und Unvertilgbarkeit des deutschen Nationalgeistes sehr herab stimmt. Der Verstand muß die Grundlage aller wahren Starkmuth seyn — und er war sonst die Grundlage des deutschen Charakters — aber in der Verbindung solcher Begriffe ist kein Verstand.

»Es ist wol in der Ordnung,« bemerkt der Verfasser an einem andern Orte, »daß die wahr-»haft neue, schönere Zeit, welche in Deutsch-»land sich in der Poesie, wie in der Philosophie, »verkündigt, gegenwärtig noch weniger in eige-»nen großen Werken, als — wie im Vertil-»gungskriege gegen die Bildungslosig-»keit und Mißbildung der Masse, — so »in der Durchdringung und Aneignung alles »schon Gebildeten offenbart.« — In diesen wenigen Zeilen lesen wir das eigentliche literarische Glaubensbekenntniß des Hrn. Verfassers. Sie sehen, daß seine Zuversicht nicht gering ist. In seinen Augen findet gar kein Zweifel Statt,

daß diese wahrhaft neue Zeit der Poesie und Philosophie auch die schönere Zeit der Kunst und Wissenschaft in Deutschland sey, daß der Vertilgungskrieg, den das Athenäum, die Recensenten der Jenaer Literaturzeitung, die Herren Görres, v. Arnim, Ast, Brentano, Horn, u. dgl. gegen Wieland, Engel, Garve, Mendelsohn, Voß rc. gegen Racine, Moliere, Voltaire, Diderot rc. rc. gegen Pope, Addison, Swift, Richardson, Fielding rc., ferner gegen Virgil, Terenz, Cicero, ja selbst gegen Euripides, Menander und Aristoteles unternommen haben, — zur Verbesserung der Welt, und zur Ausrottung der Bildungslosigkeit und Mißbildung der Masse ausschlagen müsse; daß die Aneignung alles schon Gebildeten — d. i., wenn wir diesen Ausdruck anders recht verstehen, der alten Schneider- und Wildschützenlieder, der Hans Sachsischen Plattheit, des Jakob Böhmeschen Unsinns u. s. w. — zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehöre. — »Nie und nirgends,« fährt der Verfasser fort, »ist die Poesie fast aller Zeiten und Völker also anerkannt und verarbeitet worden, als jetzt in Deutschland, wo »Uebersetzung und Kritik zur Kunst ausgebildet

»worden.« — Uebersetzung und Kritik: welche Zusammenstellung! Unsere jüngeren Schriftsteller übersetzen Alles, und ungefähr Alles mit gleichem Sinne und Geschick, weil sie — der Unterscheidungskraft und Kritik gänzlich ermangeln. Was bilden diese Uebersetzer und Wiedertäufer der neuen, schöneren Welt sich ein? Was haben sie, mit ihrem Erkennen und Verarbeiten der Poesie fast aller Zeiten und Völker, Eigenes hervorgebracht, das die Sprache im geringsten rechtfertigte, welche sie sich gegen die besten Schriftsteller aller Nationen erlauben? — Den Alarkos, die Genovefa, den Lacrimas, den Dichtergarten! — Doch, sie gestehen, in eigenen großen Werken weniger geleistet zu haben. Was leisteten sie denn in Werken von kleinerem Umfange, das sich, ich will nicht sagen, mit Pope's, Addison's oder Voltaire's, sondern nur mit Uz'ens, Engel's, Wieland's vorzüglichsten Produkten dieser Art vergleichen ließe? — Und ihre kritischen Heldenthaten, welche sind es? Sollen wir die hohlen Orakelsprüche noch immer für Kritik halten, womit die Verfasser des Athenäums die gleichzeitige Welt in Erstaunen setzten? Es scheint, denn

alle die zuversichtlichen Urtheile der neueren Sekte sind beinahe nichts, als die Wiederholung der halbreifen Einfälle und verwegenen Behauptungen, denen dieses verrufene Journal das Aufsehen, das es erregte, großen Theils zu verdanken hatte.

Auch Hr. von der Hagen spricht mit der größten Geringschätzung von dem aftergoldenen Zeitalter der Franzosen und Engländer; auch er findet sogar Wieland's Mährchen unter der Kritik, und erkennt dagegen in dem Verfasser des Kaiser Octavianus den echt- und altdeutschen Dichter, und im Alarkos das Muster einer wahren, im großen Styl gedichteten Tragödie; auch er ist der Meinung, daß wir zu der Kinderzeit unserer Literatur und Sprache zurückkehren müssen, um eine Literatur und Sprache zu erhalten; auch er verwirft die Autorität des allgemeinen Publikums, wie die des Aristoteles, und »appellirt dagegen an ein gewisses höheres, »unsichtbares Publikum, das in Deutsch»land, gleich einer heilsamen literari»schen Vehme, zu existiren scheint, und wel»ches geheime Tribunal aus den größten

»und trefflichsten Männern besteht, — die »außer und über ihrer Zeit stehen.« *) Sie sehen, hier ist nichts, als das Bekenntniß des Athenäums, und die orientalische Brüderschaft der Herren Novalis und Friedrich Schlegel. Muß man nicht beklagen, daß ein junger Mann von Talenten und Kenntnissen, wie Hr. von Hagen zu seyn scheint, sich damit begnügt, das Echo so schaler Paradoxien zu machen? — Diese Herren bilden sich ein, außer und über ihrer Zeit zu stehen, während sie in den engen Kreis einer literarischen Schildbürgerschaft gebannt sind, die sich dem Irdischen entrückt zu seyn glaubt, weil sie die Tramontane verloren

*) Wir glauben von diesem höheren, unsichtbaren Publikum, dessen Spuren wir seit langer Zeit verfolgen, bessere Nachrichten zu haben, als Hr. von der Hagen, wie wir in unserer Geschichte der deutschen Dunse seiner Zeit darthun werden. Die Gelehrten scheinen in Betracht der literarischen Vehme, deren Einfluß sie fühlen, in großem Irrthume zu seyn, und nicht einmal zu ahnen, daß sie nur die blinden Werkzeuge dieses geheimen Tribunals sind, das zwar nicht außer und über seiner Zeit, aber doch über dem Gesichtskreise eines gewöhnlichen Literators steht.

Anmerk. des Herausgebers.

hat, und weil die Welt eben so wenig Notiz von ihr nimmt, als sie von der Welt.

Corn. Verus.

29.

Dramaturgische Briefe.

Zwölfter Brief.

Was sagen Sie dazu, liebe Freundin? — Die Pferde im Theater an der Wien machen dem Shakspeare Platz. Man wird Heinrich den Vierten auf dieser Bühne aufführen, und Herr Krüger wird den Falstaff darstellen. Ist das nicht erfreulich? Oder sollen wir fürchten, »der liebe, ehrliche, tapfere Hans Falstaff« werde bei dieser Ritterfahrt so übel wegkommen, als auf der Landstraße bei Gadshill, da ihm Poins sein Pferd stahl? — Brink wenigstens behauptet, es sey eine Kabale gegen Shakspeare und das Sonntagsblatt, daß man dieses Stück auf einem Theater gibt, dessen Publikum sich auf die Poesie der Herren Schikaneder, Perinet und

Stegmayer besser versteht, als auf die des Shakspeare. »Gebt Acht,« sagte er, »der dicke Hans fällt, schwer, wie ein Wollsack. Und — habt Ihr Hebel, um ihn wieder aufzuheben, wenn er einmal liegt?«

In der That, schöne Freundin, weiß ich nicht, warum die Direktion es nicht vorzog, dieses Meisterwerk des großen Britten auf dem Hoftheater zu geben. Es ist wahr, daß sich da die Kavallerie-Manöver weniger gut ausnehmen. Aber ich dächte, Shakspeare könnte die Pferde allenfalls entbehren; leichter mindestens, als die guten Schauspieler. So viele Achtung ich für Herrn Krüger's Talente habe, so würde ich den Falstaff doch lieber durch Herrn Koch darstellen sehen. Falstaff gehört, wie der Jude Shylok, zu Koch's berühmtesten Rollen; kein deutscher Schauspieler, Schröder nicht ausgenommen, hatte je eine so glückliche Persönlichkeit zu dieser einzigen Rolle. Und glauben Sie nicht, daß der König an Hrn. Brockmann, der Prinz an Hrn. Roose, Hotspur an Hrn. Koberwein, oder selbst an Hrn. Ziegler würdigere Darsteller finden würden, als von den Schauspielern des Theaters an der Wien, trotz ihrer Virtuosität

in der edlen Reit- und Voltigir-Kunst, zu erwarten ist?

Doch, ich besinne mich. Die älteren Mitglieder des Hoftheaters hatten vermuthlich selbst nicht viel Vertrauen zu dem Erfolge dieses Schauspieles. Sie erinnerten sich, daß es, vor vollen 25 Jahren, auf dem Burgtheater nur eine Vorstellung aushielt, ungeachtet Schröder den Falstaff, Lange den Prinzen Heinrich und Brockmann den Harry Percy spielte. Das ist wahr, und man muß gestehen, daß es kaum möglich ist, die drei Hauptrollen besser besetzt zu sehen. Aber sollte man dem poetischen Sinne des heutigen Publikums nicht etwas mehr bieten können, als dem französirten Geschmacke der damaligen Zuschauer? Die Tragödien des Herrn v. Collin, dieses Zöglings der neuesten Aesthetik, sind unstreitig schicklichere Vorläufer des Shakspeare, als die Trauerspiele des Hrn. v. Ayrenhof, die kein Haar breit von den Regeln und dem Beispiele des Corneille abwichen. Wir sind so ziemlich auf die Unregelmäßigkeiten der englischen Schaubühne vorbereitet, besonders auf die schnellen Uebergänge vom Tragischen und Feierlichen zum Possenhaften. Was dem Herrn Zieg-

ler oder Holbein hingeht, sollte wol auch dem Shakspeare verziehen werden können. — Also einen Versuch, denke ich, hätten die Hofschauspieler mit Heinrich dem Vierten immer noch machen können. Sie lassen es doch sonst nicht an allerlei Versuchen fehlen, mitunter bei Gelegenheiten, wobei es sich der Mühe kaum so sehr, als in diesem Falle lohnt.

Ueberhaupt, meine Freundin, wundert es Sie nicht, daß man heut zu Tage so viel von Shakspeare's Genie, von seinen unnachahmlichen Werken schreibt und spricht, und doch so wenig für die Aufführung dieser Werke thut? Ehemals war es umgekehrt. Wir sahen hier einst, außer dem Hamlet — dem einzigen Shakspeare'schen Stücke, das in gegenwärtigem Jahre auf einem der hiesigen Theater erschien, — den Othello, König Lear, Heinrich IV., Imogen (Cymbelino), Coriolan, Maß für Maß, die Irrungen, und — in freilich kaum mehr kenntlichen Verkleidungen — auch den Macbeth, Romeo und Julie, Richard den Dritten u. a. m. Zu jener Zeit wußte man im großen Publikum von Shakspeare nicht viel mehr, als was von ihm auf die Bühne gebracht wurde. Wieland's

geistreiche, jedoch unvollständige Uebersetzung war in wenig Händen, das Original in noch wenigeren. Einige gewichtvolle Worte Lessing's waren beinahe das Einzige, was entschieden für Shakspeare sprach. Aber von der Bühne herab wirkte sein großer Geist auf die Nation, und erweckte unter Schriftstellern und Schauspielern wahre Talente zu eigenem Denken, Bilden und Hervorbringen. Auch dieses Verdienst hat vornehmlich Schröder sich um die deutsche Schaubühne erworben. Seine, wenn auch unvollkommenen, Bearbeitungen des Hamlet, des Lear, Heinrichs IV., des Kaufmanns von Venedig, und seine vortreffliche Darstellung der Hauptrollen in diesen Stücken, haben mehr dazu beigetragen, die Deutschen mit Shakspeare's Geist und wahrer Größe bekannt zu machen, als alles Kunstgeschwätz der zahllosen Anbeter, welche der Name des unsterblichen Britten, und mehr noch der Buchstab als der Geist seiner Werke, gegenwärtig in Deutschland hat.

Ich besorge, daß die wirklich abgöttische Verehrung, welche in unserem Vaterlande jetzt, von Uebersetzern, Kunstlehrern und Dilettanten, dem Namen, den Worten und Zeichen Shakspeare's

erwiesen wird, eine der Hauptursachen ist, warum man seine Werke immer seltener auf der Bühne sieht. Die jetzigen Bewunderer des großen Dichters wollen alles, was er schrieb — oder auch nicht schrieb — alles, was seinen Namen, ja, auch nur den Stempel seiner Zeit trägt, ganz, ungekürzt und unverändert haben, oder sie wollen es gar nicht. Sie halten es für unmöglich, daß etwas an seinen Werken verbessert werden könne, ja, daß er selbst etwas besser hätte machen können, als er es eben gemacht hat. Das Höchste und das Niedrigste, das Geistreichste und das Platteste, was sich in seinen Schriften findet, hat für sie einerlei Werth und Gewicht. Dabei sind sie überzeugt, daß Inhalt und Form sich in Shakspeare's Werken gegenseitig auf's Nothwendigste bedingen. Alles darin ist Absicht, nichts unwesentlich noch zwecklos. Der erhabenste Gedanke läßt sie gleichgültig, wenn er nicht auch im Deutschen in derselben Wort- und Sylbenstellung ausgedruckt ist, die er im Originale hat; die ärgste Abgeschmacktheit oder Unfläterei, welche dem Dichter entwischte, hat in ihren Augen gleichen Anspruch auf die sorgfältigste Feile der Uebertragung, mit

den sinnreichsten Ideen und schönsten Bildern, welche die Muse ihm eingab. — Diese kümmerliche Pedanterei scheint sich auch mehrerer jüngeren Schauspieler bemächtigt zu haben, und selbst manche Direktionen kommen, vor lauter Respekt für den Namen und die Klassicität des großen Shakspeare, nicht mehr dazu, das größte oder kleinste seiner Werke, in einer, des unsterblichen Dichters würdigen Gestalt, auf die Bühne zu bringen.

Die Uebersetzung der Shakspeare'schen Schauspiele von Hrn. A. W. Schlegel ist ohne Zweifel ein Gewinn für die deutsche Literatur. Die ersten Theile besonders sind mit eben so viel Fleiß als Geschmack bearbeitet, und man kann sagen, daß Shakspeare dadurch noch mehr, als durch die, übrigens treffliche, Wieland-Eschenburg'sche Uebersetzung, ein Eigenthum der Deutschen geworden ist. Wenn ich aber der Mühe wegen, die es Herrn Schlegel gekostet hat, den englischen Dichter in deutschen Versen sprechen zu lassen, — diese Verse mögen so gelungen und wohlklingend seyn, als im Sommernachtstraum und in Romeo und Julie, oder so hart und rauh, als hin und wieder im Ham-

let und in Heinrich dem Vierten; — wenn ich dieser Mühe wegen alle Schauspiele des Shakspeare, worauf sie verwendet wurde, für ganz vollendete, in allen Theilen unverbesserliche Muster des guten Geschmackes halten soll, so danke ich für diese Zumuthung, und für Herrn Schlegel's Uebersetzung dazu. Diese Uebersetzung — und wäre sie noch ungleich vollkommener als sie ist, wäre sie, in Gedanken, Ton und Ausdruck, das wahre fac simile des Originals — hört auf, ein Gewinn für unsere Literatur zu seyn, wenn wir sie um den Preis unserer gesunden Urtheilskraft erkaufen sollen; ja, sie wird vielmehr desto nachtheiliger auf die Literatur und den Geschmack wirken, je genauer sie dem Originale nachgebildet ist, welches man uns, mit allen seinen Fehlern, Auswüchsen und Abenteuerlichkeiten, als klassisch und musterhaft aufdringen will.

Wer im Shakspeare Alles vortrefflich findet, hat das Vortrefflichste in ihm nie erkannt, wer keine Augen für seine wirklichen Fehler hat, dem ist auch der wahre Sinn für seine Schönheiten nicht eröffnet. Einem Verliebten ist es erlaubt, selbst in der Ungestaltheit seiner Geliebten noch

Reize zu entdecken; aber Verliebte sind schlechte Kunstrichter, und ich zweifle, ob man für die faselnden Bewunderer des Shakspeare die Entschuldigung anführen könne, sie seyen in diesen außerordentlichen Geist verliebt. Es ist nicht Shakspeare's Genie — von dem sie zum Theil keine Ahnung haben — es sind ihre eigenen Grillen und Einbildungen, wovon sie bezaubert sind; ihr Eigendünkel findet sich in dem Götzendienste geschmeichelt, der uns ihre Idole als Gegenstände der Anbetung unterschiebt.

Denn das ist es doch eigentlich, was diese neue Schule von übersetzenden Poeten und dichtenden Kritikern uns zumuthet. Es ist ihnen nicht genug, daß wir die Autoren, deren Dienste sie sich geweiht haben, als große Genie's und Zierden der Menschheit verehren. Gleich fanatischen Priestern fordern sie, daß wir den alten Bildern von Erz, Thon oder Holz, die sie zur Anbetung vor uns aufstellen, göttliche Ehre erweisen, und den lebendigen Gott — das ewig Wahre, Gute und Schöne — um ihretwillen verleugnen. Je ungestalter ihre Götzen zum Theile sind, desto blinder und hartnäckiger ist der heilige Eifer dieser literarischen Fetisch-

macher. Wie die Neger auf der Goldküste, verwandeln sie jeden Plunder, den sie berühren, in einen Gegenstand des Aberglaubens und der knechtischen Verehrung, und bilden sich ein, selbst gottähnliche Wesen zu seyn, weil sie Götter machen können.

Es ist nicht abzusehen, wohin dieses thörichte Treiben der neuesten Kunstschule unsere Literatur endlich bringen wird. So viel ist gewiß, daß Geist und Verstand uns immer weniger, Worte und Klänge immer mehr gelten sollen. Die deutsche Poesie verräth eine krankhafte Tendenz ihrer Lebenskräfte, welche ich die Formsucht nennen möchte. Man könnte sie der schlimmsten Art von Hautkrankheiten, der Elephantiasis, vergleichen, die alle nährenden Säfte des Leibes gegen die Oberfläche treibt, und sie da als Aussatz abstößt. Das Uebel hat bei Weitem seinen höchsten Grad noch nicht erreicht; denn während uns die Materie der Ansteckung aus dem Westen und Süden in großen Ladungen zugeführt wird, thun sich zugleich die Thore des Orients auf, und schrecken mit neuen Sypmtomen und Formen der Krankheit. Die gerühmte Universalität des deutschen Geschmackes

droht, unsere Dichterschule, bei diesem Hange zu hohlem Wortschall und Reimgeklingel, in ein wahres Bedlam verrückter Bänkelsänger zu verwandeln, und unsere bildsame Sprache in ein Schellengeläute des wildesten Aberwitzes. Marini und Gongora können für Leute von nüchternem Geiste und geläuterten Geschmacke gelten, in Vergleichung mit unseren übersetzenden Genies und universellen Kunstbildnern. Die neueste Manier der deutschen Poeten ist, die Manier aller Zeiten und Völker geistlos nachzupinseln und, unbekümmert um den Kern und das Gewicht der Gedanken, sich mit den Hülsen fremder Sprachformen, wie mit einer bunten Harlekinsjacke, zu schmücken. Bald sind es echt germanische, bald skandinavische, bald schottische und irische, bald wälsche und kastilische, bald persische und indische Weisen, die sie anstimmen; bald stellen sie den Dante und Petrarca, bald den Shakspeare, bald den Calderon, bald die Ilias, bald das Lied der Nibelungen, bald den Koran und Zendavest, zuletzt die Zigeuner- und Handwerksburschen-Lieder der altdeutschen Zünfte, als die höchsten Muster der Nachahmung auf. Alles ist ihnen willkommen, was sich in deutsch

klingende Sprach- und Reimformen einzwängen läßt, und Sinn und Unsinn hat ungefähr gleichen Werth für sie, wenn nur die Wortstellung und der Tonfall des Originals so genau als möglich nachgekünstelt ist.

Sie lächeln, meine Freundin? Sie begreifen nicht, was Shakspeare und Heinrich der Vierte mit diesen Faseleien der deutschen Kunstjünger gemein haben? — Sie haben Recht! Mein Eifer führte mich zu weit. Ich bin ganz von meinem Gegenstande abgekommen, und Shakspeare möge es mir verzeihen, um welcher Leute willen es geschehen ist. Der läppische Götzendienst, mit dem man ihn zu ehren glaubt, benimmt diesem großen Geiste nichts von dem wahrhaft Göttlichen, das in ihm ist. Wo der Gedanke so überwiegend vorherrscht, wie in seinen Werken, kann die Spielerei mit der Form und dem Wortklang keinen wesentlichen Nachtheil stiften. Ein Dichter, der beinahe ganz Natur ist, kann nicht in der Manier untergehen. Shakspeare's männlicher Geist trägt das Heilmittel gegen die kindische Verweichlichung des Zeitgeschmackes in sich selbst. Mag man uns seine Werke immerhin ganz, in einer tändelnden

Nachbildung ihrer, oft zufälligen, Form, und mit allen Mängeln und Auswüchsen geben wollen, welche die Kritik des Tages für Schönheiten erklärt, — wenn man sie nur gibt!

Aber ich erschrecke vor dem, was aus unserer Literatur und unserm Theater werden könnte, wenn die Mode, die jetzt den Shakspeare zu ihrem Abgotte macht, jemals den Calderon oder einen andern großen Manieristen der Spanier an dessen Stelle setzen sollte. Ueber die Möglichkeit eines solchen Ereignisses und die wahrscheinlichen Folgen desselben behalte ich mir vor, mich in einem meiner nächsten Briefe zu erklären. Inzwischen wollen wir den Eindruck beobachten, den Heinrich IV. auf unser Theaterpublikum hervorbringt. Wir werden daraus abnehmen können, wie empfänglich dieses Publikum jetzt schon für solche Werke ist, und ob wir Hoffnung haben, den Shakspeare und Calderon auf einer Bühne einheimisch werden zu sehen, von welcher die Pferde und das Genie der Herren Stegmayer und v. Holbein ausschließend Besitz genommen zu haben scheinen.

Brink's Launen.

Ein Intermezzo.

Ich glaube, es gibt keinen unabhängigeren Mann auf dem festen Lande von Europa, als meinen Freund Brink, und keinen, der eifersüchtiger auf seine Unabhängigkeit wäre. Nachdem es ihm in früher Jugend mißlang, das einzige Band zu knüpfen, an dem sein Herz wirklich Theil genommen, hat er stets mit großer Konsequenz vermieden, sich in was immer für ein ernsthaftes Verhältniß einzulassen. Er bekleidet kein Amt: seine Grundsätze noch mehr, als eine ihm zur Natur gewordene Indolenz, hielten ihn von allen Geschäftsverbindungen entfernt; und mehr als ein Mal sah man ihn beträchtliche Aufopferungen machen, um sich die Weitläufigkeit einer im Leben ganz gewöhnlichen Unterhandlung zu ersparen. Schon der Gedanke einer Heirath ist ihm unerträglich; die bloße Vorstellung eines unauflöslichen Vereines hat ihn schon öfter von einer Leidenschaft geheilt, welcher seine reizbare Natur vor andern unterworfen ist. Er schätzt den Reichthum gering; aber

er hat die Armuth fürchten gelernt. Nur die Besorgniß, seine Unabhängigkeit einzubüßen, konnte seiner Freigebigkeit Schranken setzen, die, wie sein Muth, ohne Gränzen ist.

Brink macht aus seiner Denkungsart über diesen Punkt so wenig ein Geheimniß, und drückt sich zuweilen so energisch darüber aus, daß Leute, die nicht näher mit ihm bekannt sind, versucht werden könnten, ihn für einen Mann von zweideutigem Charakter zu halten. Er nennt sich selbst einen Volontär in der Freundschaft und in der Liebe; und man hört ihn öfters sagen: daß er seines Wortes Sklave so wenig, als irgend eines Menschen sey. Indessen habe ich wol gesehen, daß er ein leichtfertig gegebenes Wort manchmal um einen hohen Preis gelös't hat, aber nie, daß er ihm untreu geworden. In einem einzigen Falle — den ich den Lesern um so weniger verbergen kann, da sie selbst Zeugen davon waren — schien er eine Ausnahme von seiner gewöhnlichen Handlungsweise machen zu wollen, indem er sich lange schlechterdings weigerte, ein Versprechen zu erfüllen, welches ich dem Publikum in seinem Namen gegeben hatte.

Die Sache ist eine Kleinigkeit, und ich würde ihrer nicht mehr erwähnt haben, wenn ich nicht das Stillschweigen erklären zu müssen glaubte, das Herr Brink in diesem Punkte schon seit vier Monaten beobachtet. Der geneigte Leser erinnert sich eines Traumes, den mein Freund in Nro. 14. des Sonntagsblattes zu erzählen anfing, aber, der Versicherung »die Fortsetzung folgt« ungeachtet, bis jetzt nicht vollendet hat. Meiner Pflicht, als Redakteur, gemäß, ermahnte ich Herrn Brink wiederholt, in seiner Traumgeschichte fortzufahren, allein ich erhielt nie eine Antwort. Als ich deßhalb vor einigen Tagen stärker in ihn drang, wurde er unwillig, und erklärte nach einem kurzen Wortwechsel, »daß ihn keine Macht im Himmel und auf Erden bewegen solle, diesen Traum auszuerzählen.«

»Du hast es aber versprochen,« erwiederte ich.

»Ich bin meines Wortes Sklave so wenig, als der Deinige!« sagte er trotzig.

Da dieses, wie ich weiß, Brink's großer Schwur ist, so schwieg ich augenblicklich still, und ging an meine Arbeit, ohne mich weiter um ihn zu bekümmern. Nach einer Weile verließ

er das Zimmer; wobei er die Thür, gegen seine Gewohnheit, sehr leise zuschloß, als ob er nicht bemerkt seyn wollte.

Den andern Tag, mit dem frühesten Morgen, meldete mir mein Jakob, daß Herr Brink in einer Postkalesche angefahren sey, und die Treppe herauf komme. — Er trat hastig herein, sah mich ernsthaft an, und sagte, nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war:

»Höre, Thoms! Ich habe mir überlegt, daß es eine verwünscht lästige Sache ist, der Freund eines Journalisten zu seyn.«

»Wirklich?« antwortete ich lachend.

Er sah mich mit seinen großen Augen an, als ob er mich durchdringen wollte. — »Du kannst sagen,« fuhr er fort, »daß es um die Freundschaft überhaupt ein abgeschmacktes Ding ist; und dann hast Du vollkommen Recht.«

Ich schwieg.

»Man hat wol ehedem gesehen,« sagte er nach einer Pause wieder, »daß sich ein Paar vernünftige Leute aus dem Wege gingen, wenn sie einander nicht mehr leiden konnten.«

Ich schwieg noch immer.

»Was mich betrifft,« fuhr er fort. »so bin ich der Narr nicht, mir, selbst meines besten Freundes wegen, auch nur in der geringsten Sache Gewalt anzuthun.«

Brink's Ton und der ganze Auftritt überwältigten mich. Ich wendete mich von ihm mit einer Miene, als wenn ich das Lachen unterdrückte.

»Höre, Thoms!« sagte er trocken, »ich finde wenig Witz und gar keinen Humor darin, über eine verständige Proposition zu lachen, anstatt eine kluge Antwort darauf zu geben.«

»Zum Geier auch!« fuhr ich endlich heraus, »wenn Du mir die Freundschaft aufkündigen willst, wozu brauchst Du so viele Umstände zu machen?«

»Ich komme auch bloß,« sagte er kaltsinnig, »um Dich zu fragen, ob Du nichts an Solms zu bestellen hast; denn ich bin Willens, noch ein paar Tage auf dem Lande bei ihm zuzubringen, ehe ich meine italienische Reise antrete.«

»Deine italienische Reise?« erwiederte ich; »das ist ja etwas ganz Neues. — Nun, Glück auf den Weg, und grüße mir Solms!«

Brink spazierte eine Weile im Zimmer her-

um, ohne zu reden. — »Dann ist noch Eins!« fuhr er endlich fort: »einige Leute sagen, ich hätte Dich verleitet, und ein alberner Mensch läßt gar in die Zeitungen drucken, ich hätte Dich um Gottes willen gebeten, das Sonntagsblatt zu schreiben. Du weißt sehr gut, daß dieß eine einfältige Lüge ist. Aber ich habe Dir meine Unterstützung versprochen; und obwol ich fest entschlossen bin, mir weder von Dir, noch von dem Publikum eine Verbindlichkeit auflegen zu lassen, so kann ich doch nicht leiden, daß ein Mensch, der auf mich rechnet, in seiner Erwartung getäuscht wird.«

»Das ist brav, Samuel!« sagte ich.

»Dumm ist's!« sagte er, »aber ich bin nun einmal so. — Da ist ein versiegeltes Packet Handschriften: das Beste, was ich seit zehn Jahren zu Papiere gebracht, und darunter der Traum meiner Träume — der vernünftige Tag.«

»Ein Traum?« fiel ich ihm in's Wort.

»Und unstreitig der klügste, den ich jemals hatte, obschon ich, wie Du weißt, im Traume meist klüger bin, als wenn ich wache. — Davon mache nun im Sonntagsblatte nach Belie-

den Gebrauch; nur, muß ich bitten, nicht vor Abfluß der nächsten drei und siebzig Tage.«

»Seltsamer Mensch! Und warum denn das?«

»Ich habe wichtige politische Gründe dazu,« sagte Brink. — »Adieu!« — Und damit war er an der Thür.

»Samuel!« rief ich, »warte doch einen Augenblick! — Welchen Weg nimmst Du? — Ich möchte Dir rathen — —«

»Mein Schatz!« fiel er mir in's Wort, »was Du mir über diesen Gegenstand sagen kannst, finde ich in jeder Reisebeschreibung besser. Wenn Du nichts Anderes weißt, so halte mich nicht auf.«

»Gott befohlen denn!« sagte ich. »Und wann sieht man Dich wieder?«

»So viel ich jetzt weiß, nie. — Adieu! Und grüße mir Mad. Norberg. — Bei meinem Eid! Wäre ich nicht Brink, ich möchte Niemand, als ihr Mann seyn.« — Und fort war er.

Wie mir Herr von Solms schreibt, so ist Brink noch bei ihm, und scheint, in dem angenehmen Müßiggange des Landlebens, seine Reise nach Italien ziemlich vergessen zu haben. Er

spricht oft von Mad. Norberg, zuweilen von mir und dem Sonntagsblatte, doch zeigt er keine Neigung, nach Wien zurückzukehren. Seine Freunde sind gewohnt, ihm in allen Dingen seinen Willen zu lassen; und in der That gibt es kein anderes Mittel, ihn von einem übereilten Entschlusse abzubringen, als daß man nicht das Geringste dagegen einwendet. Da heute über acht Wochen der Termin abgelaufen ist, auf den ich mit der Publikation der Brinkschen Handschriften beschränkt bin, so habe ich bereits Anstalten getroffen, daß der Druck derselben dann sogleich angefangen werden kann. Ich bin — ich gestehe es — sehr begierig, zu wissen, was Brink seinen vernünftigen Tag nennt, und nicht minder, welche politische Ursachen er haben konnte, mir und der Welt, durch drei und siebzig Tage, ein Geheimniß daraus zu machen. Mein Freund dünkt sich Etwas mit seiner Divinationsgabe in politischen Dingen; und ich vermuthe, daß irgend ein wichtiges Ereigniß, etwa der Anfang der allgemeinen Friedens-Unterhandlungen, mit der Eröffnung seiner Papiere in einem entfernten Zusammenhange steht. Sollte das Letztere der Fall seyn, so bin ich ge-

wiß, die Leser werden den Wunsch mit mir theilen, daß der Bekanntmachung der Brinkschen Handschriften ja kein unvermuthetes Hinderniß in den Weg trete.

Der Graf von der Mücke an den Herausgeber.

Mein lieber Herr West!

Endlich ist es mir gelungen, eine halbe Stunde für Sie, mein Lieber, zu erübrigen. Wie oft habe ich mir schon vorgenommen, Ihnen zu schreiben: aber, mein Gott! man macht sich keinen Begriff davon, wie junge Leute von gutem Tone beschäftigt sind! Ich habe Ihnen so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll.

Vor allem mache ich Ihnen mein aufrichtiges Kompliment; nein, im Ernst! einige Ihrer Blätter sind charmant. Sie haben Esprit, mein Herr, für einen Deutschen sehr viel Esprit; Ihre Kritik ist voll Salz und Pfeffer, und wer

in Ihre Hände fällt, der fühlt es sicher einige Zeit. Sie sehen, daß ich Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse: aber ich habe auch Klage wider Sie zu führen, schwere Klage! Ich will mit den weniger erheblichen Punkten anfangen.

Erstlich, warum nennen Sie Ihr Blatt: Sonntagsblatt? Das klingt so — wie soll' ich sagen? — ein wenig rustre. Für Meinesgleichen ist alle Tage Sonntag. Warum, in aller Welt, geben Sie nicht zwei bis drei Blätter wöchentlich heraus? Die Leute comme il faut können nicht viel auf ein Mal vertragen, aber sie verlangen alle Tage etwas. Parole d'honneur! es ist mir, als könnte ich nicht ordentlich frisirt werden, wenn ich nicht ein frisches Blatt von Ihnen in der Hand habe; mein Jean ist auch der Meinung. Ich hoffe, Sie werden diesem Uebel baldmöglichst abhelfen.

Nun zu meinem zweiten Klagepunkt! Sollten Sie wol glauben, mein Herr, daß ich mich Ihretwegen kompromittirt habe? Und wie! beinahe bis zum Ridicule. Hören Sie nur, wie fatal es mir mit Ihnen ging! — Ich komme neulich in große Gesellschaft. Die Damen saßen in einem Zirkel; und was für Damen!

lauter Schönheiten vom ersten Range. Unter uns, ich bin in zwei bis drei davon verliebt; aber das gehört nicht hierher. Ich nähere mich also. Wovon wird gesprochen? Vom Theater. — Ich horche: aber, hilf Himmel! eh' ich noch Zeit habe, mich zu orientiren, ruft mich die kleine Gräfin ***. Ich weiß nicht, ob Sie sie kennen; sie ist maliziös, wie ein kleiner Teufel, aber sie hat ein air de caprice, dem man nicht widerstehen kann. »Graf!« ruft sie überlaut, »Sie sind Kenner, Mann von Geschmack; nur hurtig! geben Sie auch Ihr Scherflein von sich; was sagen Sie zu dem neuen Stück?« — Ich frage, welches sie meine? Man nennt mir es. Ich sinne nach; das Stück selbst hab' ich nie gesehen; zum größten Unglück muß mir Ihr Urtheil darüber einfallen, das ich erst an demselben Morgen gelesen. Ich fasse mich in der Eile, wiederhole, mit Weglassung der Gründe, in der Hauptsache Ihr Urtheil, nur etwas stärker ausgedrückt; kurz, ich sage, das Stück sey execrabel, abominabel u. s. w. Was geschieht? Es entsteht ein Gelächter, man schreit Ach und Weh' über mich. Ich bin wie vom Donner gerührt! — »Barbar!« ruft die kleine Gräfin,

»Wo kommen Sie her? oder welcher böse Geist spricht aus Ihnen? Wissen Sie nicht, daß das Stück bei allen Damen das größte Glück gemacht hat?« Ich werde roth, was mir sonst nicht leicht widerfährt; ich fange an zu stocken. — »Bekennen Sie, Unglücklicher,« fährt sie fort; »das Urtheil ist unmöglich von Ihnen; wo haben Sie's gestohlen?« Ich stehe da, wie ein überführter Sünder, und begehe in der Angst die zweite Sottise, und nenne Ihren Namen. — »Herr West? West? West?« summten und kreischten Alle zugleich; »wer ist der Herr West? Was untersteht er sich? Wo hält er sich auf?« — »Mein Gott!« sagt' ich, »mitten unter Ihnen; es ist der Verfasser des Sonntagsblattes, das von Kennern geschätzt wird.« — »Ein Sonntagsblatt?« riefen die Damen wieder, wie aus Einem Munde; »das ist das erste Wort, welches wir davon hören!«

Nun bitte ich Sie, lieber Herr West, was war da zu machen? Aufrichtig, ich schämte mich Ihrer ein wenig, ließ aber doch, zur Bescheinigung Ihrer Existenz, das corpus delicti, ich meine Ihr Sonntagsblatt, holen; las selbst mit beklommener Stimme Verschiedenes daraus vor,

und réussirte in so weit, daß mehrere witzige Einfälle lauten Beifall, sogar bei der kleinen Gräfin, fanden.

Lassen Sie uns vernünftig mit einander reden, mein Freund! Ich habe Ihnen diesen, für mich äußerst verdrießlichen, Vorgang umständlich erzählt, damit Sie sehen, wo es Ihnen eigentlich noch fehlt.

Mit einem Worte: Sie sind noch keine öffentliche Autorität; Ihr Name ist noch nicht in Jedermanns Munde, man kann sich nicht auf Sie berufen, ohne einige Gefahr zu laufen. Ihre Art, zu beweisen und zu raisonniren, mag sehr gültig seyn, aber sie gilt da, wo es am nöthigsten wäre, leider noch nicht.

Aus wahrem Antheile für Ihr Bestes, habe ich heute nach Tische eine ganze Viertelstunde nachgesonnen, weßhalb Ihre Wochenschrift bei der schönen Welt noch so wenig Eingang gefunden, und lege Ihnen hier die Resultate meiner Untersuchung zur Prüfung und beliebigen Nutzanwendung vor.

Mich dünkt, Sie haben etwas zu bescheiden, zu genügsam angefangen. Ohne alle Ankündigung, ohne Trommelschlag und das herkömm-

liche Ausposaunen, trat die stille Gesellschaft gleichsam incognito hervor; — natürlich konnte sie auch wenig Lärm erregen. Wie wäre es, Herr West, wenn Sie irgend ein tumultuarisches Ehrenmitglied aufnähmen? — Ich wollte Ihnen wol Jemand dazu vorschlagen.

Doch das möchte noch hingehen; der allmälige, immer wachsende, Beifall ist im Grunde der beste. Aber die Tendenz Ihres Blattes, Herr West, die Tendenz! — Sie verwundern sich vielleicht, wie ich zu diesem Worte komme? Auf Ehre! man mag sich heut zu Tage noch so sehr der Gelehrsamkeit enthalten; sie fliegt Einem an, wie der Staub. Also, Ihre Tendenz; das ist es, was ich tadeln möchte. Arbeiten Sie immer dahin, den guten Geschmack einzuführen; geben Sie uns richtigere Begriffe von Diesem und Jenem; greifen Sie Albernheit, Schwulst, Unsinn und Arroganz an, wo Sie sie finden: nur verschonen Sie uns mit — mit der Moral! Eine moralische Unterhaltung ist so gut wie keine; ich sage das nicht bloß für mich; nein! ich habe Vollmacht, mit Ihnen so zu sprechen, und nöthigenfalls zeige ich Ihnen ein Kreditiv vor, das, wenn auch nicht sehr leserlich,

doch von sehr schönen Händen geschrieben ist.

Feine und gebildete Leute, wie Ihre Leser hoffentlich sind, kommen selten und nur ungern auf die Moral zu sprechen. Und in der That, sieht es nicht wirklich mit dieser ehrwürdigen Wissenschaft noch ziemlich weitläufig aus? Jede Zeit und jedes Volk hat noch seine eigenen, bisweilen etwas wunderlichen, Sitten, und nach diesen richtet sich auch mehr oder weniger ihre Moral. So erinnere ich mich, von einigen Völkerstämmen gelesen zu haben, wo die dortigen Fräulein gar keine Männer kriegen, wenn sie nicht ledigerweise schon redende Beweise ihrer Fruchtbarkeit abgelegt haben. — Es gibt indeß noch eine zweite, weniger streitige, Moral; die Konvenienz nämlich, die, vereint mit dem Gefühl des Schicklichen, wol der unparteiischste und zugleich der billigste Richter der großen Welt ist.

Ich glaube, was ich so eben gesagt habe, steht irgendwo; aber, wer kann dafür? Es ist ein wahres Elend, daß vernünftige Leute gar nichts mehr erfinden können. Also, keine Moral, wenn wir bitten dürfen, und etwas weniger Metaphysik; unsere schönen Landsmänninnen lassen uns keine Zeit dazu.

Adieu, Herr West! Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen, verspar' es aber auf ein andermal, wenn Sie anders nicht in Ihrem nächsten Blatte für seine gute Absicht durchhecheln

Ihren bereitwilligen
Diener und Leser
Muckerl, Graf von der Mücke.

Es muß doch heraus! Die kleine Gräfin ist seit Kurzem Ihre warme Verehrerin geworden, und sie ist es, die eben hinter mir steht, und hier und da Einiges diktirt hat. Rathen Sie, was? Ach! wie allerliebst sie jetzt das Näschen in die Höhe wirft! — O weh! Diese Ausrufung zog mir von ihrer kleinen Hand einen ziemlich fühlbaren Schlag zu. O, das ist noch nichts! Sie macht mit mir, was sie will; aber davon kein Wort aus der Schule geplaudert. Addio

30.

Merope.

Sonntag, den 11. Oktober.

Als ich am vorigen Donnerstag zur dritten Vorstellung der Merope in das Parterre des Burgtheaters kam, war mein alter Theaterfreund der Erste, dem ich begegnete. — »Wir werden ein volles Haus haben,« sagte ich. »Es ist immer erfreulich, zu sehen, daß der Geschmack an einfachen und schönen Darstellungen dieser Gattung noch nicht ganz unter dem Publikum verschwunden ist.«

»Geben Sie diesem Geschmacke einige Nahrung,« erwiederte mein Gesellschafter, »und er wird vielleicht bald der herrschende seyn. Wie oft sieht man bei uns ein gutes, älteres Stück? und, wenn man noch eines sieht, wie wird es gewöhnlich vorgestellt? — Nicht das Publikum verlangt das Abenteuerliche; die geistlosen Autoren sind es, die ihm den Genuß einfacher Kompositionen verleiden, und, weil sie kein Mittel

haben, die Aufmerksamkeit zu beschäftigen, als eine abenteuerliche Erfindung und Sprache, den Geschmack zu Ungeheuern verwöhnen.«

»Ich bin mit Ihrem Grundsatze einverstanden,« sagte ich. »Indessen möchte es doch nicht wohl möglich, und auch schwerlich rathsam seyn, die Deutschen überall zu der etwas frostigen Einfachheit und Eleganz des französischen Theaters zurück zu führen. Der Charakter unserer Nation ist offenbar für stärkere Eindrücke, für größere Ansichten, zu einer wärmeren Empfindungsweise gestimmt.«

»Der Charakter der Nation!« antwortete Herr v. R. — dieß ist sein Name — »Als ob unsere Nation einen Charakter hätte! — Ich bin kein parteiischer Anhänger der französischen Bühne; aber ein Publikum, dem Alles gefällt, das sich Alles gefallen lassen muß, dem man bald die Franzosen, bald die Engländer, bald die Griechen, bald die Spanier, und nun vielleicht bald die Hindus und Chinesen als die höchsten Muster vorstellt, das in seinen eigenen Schriftstellern nur die Wiederholung aller dieser Muster sucht und sieht — dieß Publikum, dächte ich, hätte alle Ursache, von Zeit zu Zeit

auf die Meisterwerke einer Nation zurück zu kommen, die unter allen neueren Völkern den beständigsten Geschmack bewiesen, und bis jetzt beinahe allein ein regelmäßiges Theater gehabt hat. Man gebe uns den Shakspeare, wenn man will, den Calderon und Gozzi, wenn man kann: aber man lasse uns den Voltaire und Racine nicht entbehren. Oder sollen uns etwa die neuesten dramatischen Produkte unserer Landsleute für die Merope, die Alzire und den Mahomed, für die Phädra und Athalie, für den Cinna, Pompejus und den Cid schadlos halten?«

Während wir sprachen, war Herr L. zu uns getreten, den man aus der Unterredung über den Chor der Alten kennt. »Ohne allen Kunstwerth,« sagte er, »sind diese Tragödien in der That nicht; das räumt auch Schiller ein. Was Verstand und Witz, in der Kunst des Genies, leisten können, haben Corneille, Racine und Voltaire gezeigt. Wenigstens ist das Gemeine aus ihren Werken verbannt; und als Stufen, worauf der Ideal-Dichter sich erhebt, verdienen sie immer noch Rücksicht und Achtung.«

Der alte Herr sah dem jungen Manne etwas verwundert in's Gesicht, und wendete sich

dann ziemlich ernsthaft gegen mich. »Es ist doch ein Jammer,« sagte er, »daß ein unbesonnenes Wort, das einem Schriftsteller von Ansehen entfällt, solche Urtheile rechtfertigen soll. Nicht ohne allen Kunstwerth? — in der That nicht! — Unsere Jugend muß in der Kunst des Genies neuerlich mächtige Fortschritte gemacht haben, da sie schon auf Voltaire und Racine, als auf Stufen, worüber sie sich erhob, so vornehm herabsieht.«

»Wenn Ihnen Schiller's Autorität nicht genügt,« sagte Herr L. ein wenig betreten, »so werden Sie doch Lessing's Gründe gelten lassen. Die Dramaturgie urtheilt weit strenger von Corneille und Voltaire, als Schiller oder irgend ein neuerer Kunstrichter von ihnen geurtheilt hat.«

»Strenger vielleicht,« erwiederte Herr v. R., »aber, bei aller Strenge, weniger unbescheiden. Der Verfasser der Dramaturgie hat nicht Machtsprüche, noch die Einbildung von seinem eigenen Kunstgenie, sondern die größten Muster aller Zeiten und Nationen seinen kritischen Untersuchungen zum Grunde gelegt. Wer die Regelmäßigkeit Corneille's an die Regeln des Aristo-

teles hält, wer Voltaire's Merope nach dem Ideale beurtheilt, das Euripides in demselben Sujet verfolgt zu haben scheint, wem bei dem Schatten des Ninus der Geist im Hamlet, bei Drosman's Eifersucht der Charakter des Othello lebhaft vorschwebt: — der freilich kann das französische Theater nicht so vollkommen finden, als die Franzosen selbst, und, zu Lessing's Zeit, die Gottschedianer es fanden. Allein der Maßstab, dessen sich ein scharfsinniger Kopf bediente, um die höchsten Principien der Kunst auszumitteln, wird ein sehr unpassendes Instrument, wenn er in die Hände eingebildeter Dichterlinge und Theater-Regisseurs übergeht. Lessing dachte groß von Corneille und sehr bescheiden von sich, ungeachtet der Mängel, die er in dessen Werken entdeckte; er würde nicht minder groß von Schiller'n denken, obwol er in den Trauerspielen desselben vermuthlich nicht weniger Anlaß finden möchte, die treffende Strenge seiner Kritik zu bewähren."

Herr L. Corneille's Verdienst in Ehren: aber ein Dichter war er doch gewiß nicht! Verstand, Witz, Scharfsinn hat, so viel ich weiß, kein neuerer deutscher Kunstrichter den französi-

schen Tragikern abgesprochen. Dieß sind schöne, rühmwürdige Eigenschaften. Doch das Genie, mein Herr, ohne das es keine Kunst gibt, das Genie —

Herr v. N. Genie, Genie! Wir reden so viel von dem Genie, daß man argwöhnen sollte, wir merkten, wie sehr es uns daran fehlt. — Ich weiß nicht, ob es möglich ist, eine Phädra oder Athalie ohne Genie zu schreiben. Aber wenn Witz und Verstand solche Früchte bringen, so möchte ich unsern Dichtern rathen, es mit dem Verstande nicht zu verderben, und sich, wie immer, nach Witz umzusehen; denn ich wenigstens möchte ein paar Scenen der Phädra lieber geschrieben haben, als manches ganze Trauerspiel von Schiller, und alle hohen Tragödien eines bekannten neueren Autors zusammen genommen.

Ich. Dieß Bekenntniß würde Ihnen von gewissen Leuten sehr übel ausgelegt werden. Der letzte von unsern jungen Dichtern würde sich beleidigt finden, wenn man ihn dem Racine nur gleich stellte; und obwol jeder Laffe sich unterstehen darf, über Wielanden und Lessingen öffentlich abzusprechen, so wird man es doch höch-

lich mißbilligen, daß Sie einen Mann, der im Morgenblatte für einen unserer ersten, schätzbarsten dramatischen Schriftsteller erklärt wurde, für kein größeres Genie halten.

Herr v. R. Was solche Leute denken, gut heißen, oder mißbilligen, ist eine so gleichgültige Sache, daß Niemand Ursache hat, sich dadurch in seiner Meinung irre machen zu lassen. Ich habe die größte Achtung für das Genie, wo ich es erkenne, aber ganz und gar keine für die Pretension, ein Genie zu seyn; und dieß hohle Geschwätz über Kunst, Poesie und Genialität fängt nachgerade an, unerträglich zu werden. Es ist Zeit, daß wir dem Verstande wieder geben, was des Verstandes ist. Ihm, nicht der Phantasie unserer vermeinten Adepten, steht das Urtheil über den Werth und Rang der Kunstprodukte, wie aller Dinge, zu. Ich bin mir der Gründe meines eigenen Urtheils bewußt, und brauche weder von Göthe'n, noch von Schiller'n, am wenigsten aber von ihren blinden Anbetern, zu lernen, was gut und was schlecht, ob Mahomed oder der Groß-Kophta, die Athalie oder Bianca della Porta ein besseres Theaterstück ist. —

Herr L. hatte sich unvermerkt von uns entfernt, und das Orchester fing an zu spielen. »Ich bin eigentlich gekommen,« sagte mein alter Herr, »Mad. Roose als Merope zu sehen. Die Rolle ist weniger in ihrem Fache, als irgend eine, die sie bis jetzt spielte. Glauben Sie, daß sie ihrer Stimme, ihrer Aktion und Haltung die Stärke geben könne, welche diese Rolle erfordert?«

Ich. In allen leidenschaftlichen Scenen ist sie vollkommen. Wenn die Indignation gegen Polyphonten aus ihr spricht, hat ihre Stimme allen Nachdruck, der dem Charakter und der Situation angemessen ist. Nur in den ruhigeren Auftritten scheint mir ihr Ton, so wie ihr Geberdenspiel, etwas zu weich und manierirt zu seyn.

Herr v. R. Und Aegisth? — Es ist eine sehr delikate Rolle. Ich bemerke, daß der junge Mann, der sie spielt, seit einiger Zeit Vieles unternimmt.

Ich. Er hat lauten Beifall in dieser Rolle gefunden.

Herr v. R. Das Publikum stiftet nicht immer Gutes mit seinem lauten Beifalle. —

Doch wir wollen sehen, wie der Schauspieler die Parteilichkeit seiner Gönner rechtfertigt.

Der Vorhang ging auf. In den ersten Scenen war Herr v. N. ganz stille, und horchte öfters scharf zu. »Ich weiß nicht,« sagte er endlich, »ob mich mein Gehör verläßt, aber ich habe seither mehr Mühe, als sonst, das liebliche Organ der Mad. Roose zu verstehen.« — Während Polyphont sprach, sah ich ihn manchmal unruhig werden. »Ist der Schauspieler, der den Vertrauten des Tyrannen macht, auch ein Neuer?« fragte er. — Ich verneinte es. — »Sie haben Recht,« erwiederte Herr v. N. »Ich erinnere mich, dieses gräßliche Zähnefletschen und diesen gezwungenen Schergenblick sonst schon gesehen zu haben. Wie kann man auf so widrige Unarten gerathen? und wie geschieht es, daß das Publikum dergleichen duldet?«

Als im zweiten Akte Aegisth erschien und seine ersten Reden gesagt hatte, schüttelte der alte Herr bedenklich den Kopf. Da jener bald darauf die Stimme mehr erhob, als nöthig schien, und sich unvermuthet ein nahes Klatschen vernehmen ließ, kehrte er sich mit einer zweifelhaften Miene um. »Ich sehe keinen Grund,«

sagte er, »warum man klatscht; so wenig, als warum der junge Mann so schreit. Das Lächeln auf seinem Gesichte läßt sich eher erklären: es ist das Vergnügen, daß er über den Beifall des Publikums empfindet. Aber der talentvolle junge Schauspieler wird gut thun, sich auf seinem Wege in der Kunst nicht von diesen Beifallsbezeugungen leiten zu lassen, oder er möchte nicht immer mit dem Publikum, noch das Publikum mit ihm, so zufrieden seyn, als es Beide jetzt mit einander zu seyn scheinen.«

Die vortrefflichen Scenen des vierten Aufzuges machten einen großen Eindruck auf meinen Nachbar, wie auf alle Zuschauer. »Welche Wahrheit! welche Kraft des Ausdrucks!« rief er einige Male ziemlich laut. — »Ich wollte, Hr. v. Voltaire hätte diese Stellen von unserer Merope gehört. Er würde dabei seine göttliche Clairon auf einen Augenblick vergessen haben. — O, daß wir Mad. Roose doch als Phädra sehen möchten!« — — »In diesen Wunsch,« sagte ich, »stimme ich von ganzem Herzen ein. Wenn Racine's Phädra auch kein anderes Verdienst hätte, als daß sie eine der schönsten Rollen für Madame Roose enthält, so sollte die-

ses Stück doch schon deßhalb auf unserer Bühne erschienen seyn.«

Deutsche Journale.

Der wackere Schulmann, Herr Josuah Scharf, fährt fort, unserem Blatte seine Theilnahme zu bezeigen, wie aus folgendem Schreiben zu ersehen ist, das ich so eben erhalte. Das Interessanteste, was dieses Schreiben enthält, ist ohne Zweifel die Nachricht von dem neuen Journale: Prometheus, dessen baldige Erscheinung wir zu erwarten haben. Wie günstig oder ungünstig dieses neu aufgehende Gestirn auch auf die jetzt bestehenden inländischen Zeitschriften einwirken mag, es kann nur ein Gewinn für unsere Literatur seyn, wenn die Hoffnungen in Erfüllung gehen, welche die Freunde der neuen Unternehmung von derselben gefaßt haben.

Mein Herr!

Ihr Blatt hat sich einige Male sehr nachdrücklich gegen die Klatschereien vernehmen lassen, die man von Zeit zu Zeit in den Korrespondenz-Nachrichten auswärtiger Journale über Wien, dessen Sitten, Literatur und Theater liest. Da Sie seither über diesen Gegenstand seltener das Wort nehmen, so vermuthe ich, daß der Ekel, den solche und ähnliche Artikel natürlicher Weise hervorbringen, Sie abhält, diesen Zeitschriften überhaupt Ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Ich bin, was das betrifft, nicht so leicht abzuschrecken; vielmehr mache ich es mir zum Geschäft, Alles aufzutreiben und von allen Seiten zu betrachten, was unsere gebietenden Herren, die Journalisten in Sachsen und Schwaben, zu unserer Belehrung oder Züchtigung, über uns verwahrlos'te Oesterreicher auszusprechen für gut finden.

Was man aus Liebhaberei treibt, macht man gern zu einer Sache von Wichtigkeit. Ich habe mir daher vorgenommen, von dem, was ich in dieser Art erkundigt habe, dem Publikum in Ihren Blättern regelmäßig Nachricht zu geben. Ein paar neue Nummern der Zeitung für

die elegante Welt, die ich so eben erhalte, veranlassen mich, dieses Vorhaben ohne Verzug auszuführen. In einer derselben werden die Feierlichkeiten bei Eröffnung der Statue Joseph's des Zweiten beschrieben. Die Beschreibung ist nur drollig. »Die kolossale Figur und das Pferd,« berichtet der Verfasser sehr instruktiv, »sind von gegossenem Metalle, »eben so die beiden Basreliefs auf dem Piede- »stale; dieses letztere aber von geschliffenem »Wiener Marmor.« Nicht weniger neu, als diese naturhistorische Merkwürdigkeit, ist das Ceremoniel, welches, nach dem Verfasser, gegenwärtig zwischen den Gesandten der europäischen Mächte üblich ist, und das — als Parodie des Lebens, welches alle alten Sitten überspringt — bei der Inauguration der Statue sehr strenge beobachtet wurde. »Auf einer Tribune, mit rothem »Damast geschmückt, nahm der französische »Gesandte den ersten Platz. Der russische »war — fern in einem benachbarten Palaste. »Der päpstliche Nunzius sprach viel mit dem »türkischen Botschafter. Ernst und finster saß »der englische, unbeweglich und allein stand der

»schwedische.« — Die Schilderung, welche der Berichtgeber von dem Gemüthszustande des Künstlers bei dieser feierlichen Begebenheit macht, verräth tiefe Blicke in das menschliche Herz, und als ein Muster rhetorischer Erhabenheit verdient folgende Stelle angeführt zu werden. »Der Himmel war umwölkt, aber eben »jetzt trat die Sonne hervor. Der Geist Jo- »seph's schien seine Kinder zu besuchen, allen »Anwesenden schlug höher das Herz. Pauken »und Trompeten erschollen, Zauner gab das »Zeichen, und sein Werk stand fertig, frei »und für ewig da.« — »Daß diesen Tag »und dieses Werk,« setzt der Korrespondent hinzu, »zahllose Zungen besangen, und daß fast »keines dieser Lieder Erwähnung verdient, das »werden Sie wol glauben.« — »Nur ein paar »Stanzen von den Zöglingen des Taubstummen- »Institutes sonderte der Berichtgeber ab;« — einige Strophen von Herrn Haschka's Ode wären der Auszeichnung wol eher werth gewesen; »auf den Umschlag der übrigen schrieb er:«

»O Kaiser von Metall, leih' mir Dein Ohrenpaar.«

Der Korrespondent scheint, in Betracht der

Ohren, etwas hohe Prätensionen zu machen. Es gibt ein altes königliches Ohrenpaar, das den Kritikern in solchen Fällen immer zu Diensten steht. Mich däucht, der Verfasser hätte sich damit begnügen können, ohne die metallenen Ohren des großen Kaisers in Anspruch zu nehmen.

Diesem unterhaltenden Aufsatze folgt, in derselben Nummer der Zeitung f. d. e. W., ein anderes Schreiben aus Wien, dessen Verfasser bei einem hier aufkeimenden, neuen Journale ein wenig interessirt zu seyn scheint. Der ganze Brief, wie die, ihn erst völlig erklärende, Nachschrift, ist in dem geckenhaften, zuversichtlichen Tone abgefaßt, der unseren gereis'ten jungen Herren so artig läßt, wenn sie, auf Kosten ihrer Vaterstadt, einmal ihren Witz zeigen wollen. Ein wenig Klätscherei und Bosheit, mit stumpfen Pointen verziert, über die Niemand lacht, als sie selbst, — das ist der Lieblingston dieser Herren. Der Korrespondent erwähnt der Prachtausgabe des Collin'schen Gedichtes, Die Künstler-Entzückung, und erzählt mit einer liebenswürdigen Unverschämtheit: »des Herrn von »Collin zahlreiche Feinde beschuldigten den be»scheidenen Verfasser, er habe diese Herausgabe

»auf eigene Kosten besorgt.« Wie gefällt Ihnen das? Und um die Bosheit, die in diesem muthwillig ersonnenen Mährchen liegt, unter einer läppischen Wendung zu verbergen, setzt der Ehrenmann gleich hinzu: »daß man so gern »Andere handeln läßt, wie man selbst handeln »möchte!« Ei, mein Herr Geck! Unbescheiden seyn und mittelmäßige Verse auf eigene Kosten drucken lassen, kann Jeder, auch Sie, wenn Sie Lust dazu haben. — Von Hrn. Werner, dem Verfasser der Weihe der Kraft, wird berichtet: »es sey gewiß, daß man ihn mit Ver»sprechungen aus Berlin abgerufen ha»be.« Da nun diese Versprechungen nicht erfüllt wurden, so läßt der Korrespondent alle Welt schließen, Hr. Werner sey von seinen hohen Gönnern in Wien — mit Respekt zu sagen — betrogen worden. — An den Unternehmern der Hoftheater findet der Korrespondent den Enthusiasmus oder — Protektionswillen auch dann noch zu loben, wenn nicht alle Mißgriffe vermieden werden könnten; unter welche Mißgriffe, nach der etwas ungeschickten Konstruktion, drollig genug, auch die Anstellung des Hrn. Stoll bei dem Hoftheater, und die Unter-

stützung gerechnet zu werden scheinen, deren sich das neue Journal dieses jungen Schriftstellers von den Vorstehern des Theaters zu erfreuen haben soll.

Die Nachricht, an deren Verbreitung dem Einsender eigentlich liegt, betrifft übrigens den Zustand der verschiedenen Journale, welche in Wien erscheinen, oder noch erwartet werden. Er läßt den Redakteur der Zeitung für die elegante Welt sehr artig die Frage aufwerfen, ob wir deren in Wien besitzen? »Denn so »viel seine literarischen Korrespondenten versi»chern, so kommen wenige oder gar keine Exem»plare der wöchentlichen oder monatlichen Quart»und Oktav-Blätter in das Ausland.« — »Ich erwiedere Ihnen also,« sagt der possierliche Mann, »zur Antwort ein deutliches und vernehmliches Ja.« — Diese Antwort, so witzig sie ist, scheint indeß wenigstens in Ansehung Ihres Sonntagsblattes überflüssig gewesen zu seyn, da die Zeitung f. d. e. W. schon so oft, und erst neuerlich, sehr ausführlich von der Existenz und dem Inhalte desselben ehrenvolle Erwähnung gethan. Allein der Korrespondent hat weder von Ihrer Wochenschrift, noch von den

Annalen der österreichischen Literatur, die sich im In- und Auslande seit einer ziemlichen Reihe von Jahren in gutem Ansehen erhalten, die geringste Notiz zu nehmen beliebt. »Unsere Zeitschriften theilen sich,« nach ihm, »in aufkeimende und »hinwelkende, — in der dritten Klasse, der »blühenden, steht bis jetzt einzig und uner»reicht der Eipeldauer.« — »Einer auf»keimenden Zeitschrift,« fährt der Briefsteller mit sichtbarer Theilnahme fort, »sehen wir mit »künftigem Jahresanfang unter dem Titel: »Prometheus, entgegen. Hr. Stoll und Hr. »von Seckendorf sind die Herausgeber. Beide »rühmt man als Männer von Kenntniß »und Geschmack, und so läßt sich endlich »einmal etwas Bedeutendes erwar»ten.« — Was den Hrn. Stoll insbesondere anlangt, so wird hier, unter andern Beweisen seines vortrefflichen Geschmackes, auch »eines »hochkomischen, aber etwas phantastischen »Stückes, die Schnecken betitelt, erwähnt, »das er jetzt bearbeite, — worin ein Chor »von Schnecken einem jungen Ehemanne »erscheine, der überall Hörner erblickt, und

»von dem man sich, nach den Proben zu ur»theilen, die der Dichter einigen Freunden vor»deklamirte, die größte Wirkung versprechen »müsse.« — Sie sehen, mein Herr! daß der Korrespondent zu den Freunden, und zwar zu den warmen Freunden dieses jungen Dichters gehört; denn nach anderen Berichten möchte von seiner wunderlichen Schnecken-Perrücke — um den rein-witzigen Wiener Vorstädten einen Ausdruck abzuborgen — schwerlich etwas anderes zu erwarten seyn, als daß er damit von aller Welt werde ausgelacht werden.

»Der hinwelkenden Zeitschriften Name »ist Legion,« sagt der Korrespondent nach obigen tröstlichen Nachrichten; »sie drohen, gleich dem »neuen Kometen, in wenig Monaten zu ver»schwinden. Die meisten hatten, wie jener Him»melswanderer, zu wenig Kern und zu viel »Schweif, und zerfließen, jemehr sie der Sonne »sich nähern.« Bemerken Sie beiläufig die sinnreiche Erklärung, die der Verf. von dem Verschwinden des Kometen gibt: sie haben zu wenig Kern und zu viel Schweif, und zerfließen, wenn sie sich der Sonne nähern. Daß die literarische Sonne, die hier gemeint ist,

der Prometheus sey, errathen Sie übrigens ohne mein Zuthun. — »Noch ist es daher,« setzt der Korrespondent ad captandam benevolentiam seines Leipziger Gönners hinzu, »keiner »hiesigen Zeitschrift gelungen, die ausländischen »zu verdrängen. Am gelesensten sind die Zei»tung für die elegante Welt und das »Morgenblatt. Auch der Freimüthige fand »einst viele Freunde, und wenn seine Berichte »über Wien oft unrichtig waren, so gaben sie »doch eine eigene Unterhaltung für den »sachkundigen Leser, der zuweilen gern »sich klüger als der Autor wissen mag.« Eine unvergleichliche Entschuldigung für alle literarischen Klatschereien, die auch den Korrespondenten hoffen läßt, daß sein Bericht etwas zur Unterhaltung klügerer Leute, als er selbst zu seyn scheint, beitragen könne.

Der Freund des Prometheus schließt seine interessanten Nachrichten mit folgendem bescheidenen Wunsche: »Möge die Kunst und Genuß »liebende Kaiserstadt in der Fackel dieses »Prometheus nie eine andere erblicken, als »die der Genius der Freude schwingt, wenn er »in der trägen Thonmasse den himmli-

»schen Funken entzündet!« Ich zweifle nicht, mein Herr, daß dieser fromme Wunsch in Erfüllung gehen wird, wenn anders die träge Thonmasse des Wiener Publikums dem himmlischen Funken nicht zu sehr widerstrebt. Die Herausgeber haben, nach der Ankündigung, ihr Journal ausschließend der ästhetischen Bildung des Menschen gewidmet. Wie der Unsterbliche, dessen Namen sie führt, wird diese Zeitschrift dem Himmel das Licht entwenden, um unsere Nacht damit zu erhellen. »Sie wird »sich in freien Ansichten über Poesie, bildende »Kunst und Theater verbreiten.« Auch über bildende Kunst wird sich das neue Licht erstrecken, und ich fange schon an, bessere Hoffnung für unsere Akademie der Künste zu schöpfen. Wir werden erfahren, was dieser Anstalt noch fehlt, um es dem Institute der bildenden Kunst in Weimar gleich zu thun; so wie wir erst kürzlich gesehen, was unsern Schauspielern mangelt, damit sie sich den Meistern aus der Weimarer Theaterschule gleichstellen können. Die Verfasser werden »über die Vergangenheit die Geschichte, »über die Zukunft — die Philosophie befragen.« Das erste ist nichts besonderes; denn was sonst

als die Geschichte könnte man über die Vergangenheit befragen? Aber die Aufschlüsse über die Zukunft, die man uns verspricht, verdienen unsere höchste Aufmerksamkeit. Prometheus hatte in den ältesten Zeiten die Gabe der Weissagung; da er nun noch mit einer Philosophie vertraut geworden, die von den künftigen Dingen natürlich um so besser Bescheid wissen muß, je weniger sie von den gegenwärtigen versteht: was könnte seiner Voraussicht wol ferner verborgen seyn? Schon der Freund des neuen Prometheus in der eleganten Zeitung verräth einen Wahrsagergeist. Er hat das Verschwinden des Kometen, und mit ihm, aller hiesigen Journale und Wochenschriften, angekündigt.

Zweifeln Sie nicht, daß Ihr Sonntagsblatt unter dieser Zahl begriffen ist, obwol der Prophet zu höflich war, es ausdrücklich zu nennen. Es wird verschwinden, sobald die neue Sonne der Herren Stoll und v. Seckendorf erscheint; und wenn diese erste Voraussagung eintrifft, so wette ich, daß nichts unerfüllt bleibt, was die Philosophie des Prometheus über die dunkeln Wege der Zukunft forthin zu verfügen geruhen wird.

Josuah Scharf.

Wöchentliche Anzeigen
des literarischen Frag= und Kundschafts=Amtes.

Um den häufigen Anfragen und Aufträgen nachzukommen, die seit einiger Zeit an uns eingelaufen sind, haben wir nöthig gefunden, für Gegenstände dieser Art eine eigene Abtheilung in dem Büreau des Sonntagsblattes einzurichten. Man beliebe sich daher künftig in solchen Angelegenheiten, unter obiger Addresse, an uns zu wenden, und der ungesäumten Beförderung aller mitgetheilten Aufträge und Kundmachungen gewärtig zu seyn.

Nachstehende Anzeigen, die uns seit Kurzem zugesendet wurden, mögen hiervon zum Beweis dienen.

* * *

Darleihen wird gesucht.

Ein junger Autor, der mit einem hochkomischen Werke beschäftigt ist, worin er seine Gegner lächerlich zu machen gedenkt, wünscht zu diesem Behufe eine Summe baren Witzes, gegen billige Zinsen und Wiedererstattung des Werthes in natura, auszuborgen. Hypothek kann keine

gegeben werden; doch ist die Zeitung für die gebildete Welt erbötig, die Solidität des Anleihers zu verbürgen. Um nähere Auskunft beliebe man sich an die Redaktion der besagten Zeitung zu wenden.

Nachricht für angehende Journalisten.

Es sind einige berühmte Namen, nebst drei Viertel Bogen liegen gebliebenen Manuskripts, zur Unterstützung armer Journalisten, aus lehensherrlicher Gewalt zu verleihen, und letzteres, nach Umständen käuflich, hintan zu geben. Der Bestandnehmer oder Käufer ist, außer der baren Erlegung von 10 Louisd'or für den Bogen, zu einem immerwährenden Tribut von uneingeschränkter Bewunderung und knechtischer Verehrung gegen seine Schutz- und Lehensherren verpflichtet; wogegen ihm gestattet wird, sich selbst für einen berühmten Mann zu halten, und alle unabhängigen Schriftsteller Deutschlands für Stümper und platte Köpfe zu erklären. Die Addresse kann in dem literarischen Frag- und Kundschaftsamte nachgewiesen werden.

Anfrage.

Ein junges Frauenzimmer, das die Leontine des Hrn. v. Kotzebue mit großer Theilnahme gelesen hat, wünscht über die Natur und Wirkungsart der krampfstillenden Mittel, zu deren Empfehlung dieser Roman hauptsächlich geschrieben zu seyn scheint, einen befriedigenden Aufschluß zu erhalten. Die Antwort ist unter der Addresse: an die schöne Neugierige, im Apollo-Saale abzugeben.

Vorgefundene Sachen.

Bei einem hier Orts eingebrachten literarischen Vagabunden sind, nebst einigen (bekannten Autoren zugehörigen) Pretiosen und Effekten, verschiedene namen- und herrenlose Habschaften vorgefunden worden; als da sind: 1) eine Partie Klatschereien und Korrespondenz-Nachrichten, anscheinlich aus dem Morgenblatte, der Zeitung für die elegante Welt oder dem Freimüthigen; 2) verschiedene Volkslieder, Sonette und Epigramme, im Geschmack der Springblüthen; 3) einige Abhandlungen über Genie, Thea-

terbeleuchtung und Kartoffeln; 4) eine Menge veralteter Notizen und läppischer Gedanken, die unter keine Rubrik zu bringen sind. — Die rechtmäßigen Eigenthümer haben sich, innerhalb der peremtorischen Frist von 6 Wochen, an die Vorsteher des hiesigen literarischen Bedlams zu wenden, und mit ihren Ansprüchen gehörig auszuweisen, widrigenfalls jene Habseligkeiten als Makulatur verkauft, und die daraus gelös'ten Gelder zu dem Fonds der gedachten milden Anstalt geschlagen werden sollen.

Anerbieten.

Ein Literator, der einige mittelmäßige Verse gemacht und die berühmten Dichter Deutschlands von Angesicht gesehen hat, erbietet sich, jede neue Zeitschrift mit Beiträgen zu unterstützen, welche beweisen kann, daß sie nur Aufsätze von vorzüglichen Schriftstellern aufnimmt. Nöthigen Falls ist er auch im Stande, den Herausgebern ein Kreditiv für ihre Fähigkeiten, von Weimar aus, zu verschaffen, und was dem neuen Journale etwa an Geist und Inhalt fehlen sollte, durch das Gewicht voll-

gültiger Namen, über die er disponiren kann, zu ersetzen.

Witziger Kopf wird gesucht.

Zu einem ganz neu etablirten Journale wird ein witziger Kopf als Mitarbeiter gesucht. Er muß als Probestück stehenden Fußes drei Epigramme auf die berühmtesten lebenden Schriftsteller, und einige sarkastische Ausfälle gegen das Sonntagsblatt von sich geben, besonders aber eine gute Portion der neuerfundenen göttlichen Grobheit aufweisen können. Auf Kenntnisse, Geschmack und literarischen Ruf wird keine Rücksicht genommen. Als Honorar bekommt er von besagtem Journale hundert Frei-Exemplare. Da der Fall etwas dringend ist, so verspricht man, bei gehöriger Grobheit, es mit dem Witz nicht so genau zu nehmen.

Sekretär oder Bibliothekar wird gesucht.

In einem Wirthschaftshause wird ein Sekretär oder Bibliothekar gesucht, der, bei einer

oberflächlichen Bücherkenntniß, ein gutes Maulwerk mit einer angenehmen Dreistigkeit verbindet. Sollte er jedoch mehr von taciturner Art seyn, so hofft man, er werde, was ihm an Worten abgeht, durch eine tiefsinnige Miene und satyrische Blicke zu ersetzen suchen. Als unumgängliche Bedingung wird gefordert, daß er noch keine Zeile habe drucken lassen, theils, damit er desto besser über Andere absprechen könne, und dann, weil sich von dem, der noch gar nichts gethan, Alles erwarten läßt.

Ankündigung.

Zischelzeitung für Ungebildete.

Redigirt und verlegt

von

Kilian Puff,

quiescirtem Souffleur und Theaterdichter der ehemaligen Schauspielergesellschaft zu Gabliß.

Motto:

»Weißt du den Unterschied, mein Junge, zwischen einem bittern und einem süßen Narren.«

Narr im König Lear.

Unter obigem Titel erscheint von Martini an ein neues Zeitblatt, wodurch einem lange

gefühlten Bedürfniß abgeholfen und die sinnreiche Erfindung der nicht politischen Zeitungen auf die höchste Stufe idealer Vollkommenheit erhoben werden wird. Die Zischelzeitung wird nämlich einen getreuen und ausführlichen Bericht von Allem enthalten, was hier in Gablitz und den umliegenden Dörfern auf drei Meilen in der Runde, nicht nur Tag für Tag geschieht, sondern auch, was die Leute einander in die Ohren zischeln. Eine weitläufige Korrespondenz mit allen des Schreibens kundigen Individuen hiesiger Gegenden sichert die Redaktion, daß es ihr nie an Stoff zu interessanten Mittheilungen fehlen wird; der übrige Inhalt findet sich dann von selbst. Schauerliche und humoristische Erzählungen, Streck-Charaden und Buchstaben-Räthsel, philosophische Aphorismen, Theater-Notizen, und selbst Einfälle, wenn die Mitarbeiter der Zischelzeitung deren haben sollten, werden in schöner Unordnung mit einander abwechseln. Ein angehängtes Intelligenzblatt ist bloß dazu bestimmt, alle Arten von Grobheiten und Schimpfreden aufzunehmen, welche Leute, mit oder ohne Namen, einander zu sagen Belieben tragen möch-

ten. Für die gedruckte Zeile werden bei diesen Inseraten 7 Kreuzer, für außerordentliche Grobheiten aber 12 Kreuzer bezahlt.

Die vorstehende Zischelzeitung, welche der Unterzeichnete allen gemeinen und einfältigen Menschen zu einer angenehmen Lektüre empfiehlt, wird von besagtem Zeitpunkt an in allen Tabaksgewölben, Gewürz- und Käsestecherbuden, in und außer Gablitz, zu haben seyn, und die Zahl der aufkeimenden und blühenden Journale Oesterreichs, zur Ehre des Vaterlandes, wie der Herausgeber sich schmeichelt, vermehren.

Kilian Puff.

31.

Pantalon und Smelfunga.

Ein Beitrag zur Geschichte der Dunse.

Mein Herr!

Ich ergreife die Feder mit einer Art Unruhe, die mich vielleicht abhalten sollte, Ihnen zu schreiben. Man beobachtet mich; die Entdeckung

eines Verständnisses mit einem so verhaßten Manne, als Sie in unserem Hause sind, würde meine Entfernung aus demselben wahrscheinlich zur unmittelbaren Folge haben. Doch ich fürchte schon jetzt so verdächtig zu seyn, daß kaum mehr etwas zu verlieren ist. Man scheint sich sogar Ihrer Blätter bedient zu haben, um einen tauglicheren Mann für meine Stelle ausfindig zu machen. Der Bibliothekar, der in Ihrem Frag- und Kundschaftsblatte gesucht wird, ist, allem Vermuthen nach, bestimmt, mich zu ersetzen. Die Eigenschaften, die von ihm verlangt werden, sind gerade diejenigen, welche man in unserem Hause vorzüglich, oder vielmehr allein schätzt. Ich sehe meinen Abschied als beschlossen an, und will mich daher in der Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, durch keine Rücksichten auf meine persönliche Lage zurück halten lassen.

Stellen Sie sich vor, mein Herr, daß ich mich in dem Mittelpunkte und gleichsam in der geheimen Werkstätte der sonderbaren Familie oder Gesellschaft befinde, von der Sie dem Publikum in Nro. 23. Ihres Sonntagsblattes einige Nachricht gaben. Ich bin Bibliothekar in

einem vornehmen Hause, das der gewöhnliche Sammelplatz der einheimischen und hier durchreisenden Dunse ist, und von denselben mit unumschränkter Macht beherrscht wird. Der Herr des Hauses — ich will ihn Signor Pantalon nennen — scheint alle seine Besitzungen, wie seinen Verstand und Geschmack, von dem hochachtbaren Herrn Godofred Duns nur zu Lehen zu haben; so groß ist das Ansehen, dessen dieser außerordentliche Mann bei uns genießt. Seit einiger Zeit ist auch der Dunsen-Stuhl in unserem Hotel errichtet; die Beschlüsse dieses Gerichtshofes werden von hieraus promulgirt. Signor Pantalon hat den großen Prunksaal seines Hauses für das Dunsen-Gericht neu möbliren zu lassen, und er selbst wohnt den geheimen Sessionen desselben als Auskultant bei. Man erzählt sich unter der höheren Dienerschaft, daß Signor entschlossen sey, auf alle Vorzüge seines Ranges und Standes Verzicht zu thun, um sich der Familie der Dunse förmlich einzuverleiben.

Signor Pantalon ist ein Herr von glänzenden, aber etwas leichten Gaben, der die gewöhnliche Erziehung der Söhne reicher Familien er-

hielt. Sein Hofmeister, ein französischer Abbé, und, wie es scheint, ein eben so ehrgeiziger als geschmeidiger Weltmann, brachte ihm frühe einen ungemessenen Respekt für das bei, was man in der Umgangssprache einen Kopf nennt. Ein Kopf galt daher in den Augen des jungen Pantalon beinahe so viel, als ein Pinsel von sechzehn Ahnen, und er war nicht abgeneigt, den Marschall von Turenne, Voltaire'n und — den Abbé für ebenbürtig mit sich selbst zu halten. Da er von Natur sehr stolz ist, so hat er immer nur wenige Köpfe anerkannt; ja, im Grunde ist es nur ein Mann, dem er eine Superiorität des Geistes über seinen eigenen zugesteht. Dieser einzige Mann war jedoch in der Regel immer derjenige, der sich zuletzt die Mühe nahm, sich die schwache Seele seiner Hochgeboren unterwürfig zu machen. Man zählt deren eine große Menge, die nach einander den stolzen Geist und die Chatouille des Signor Pantalon durch einen gleichsam magischen Einfluß regierten, und denen daher die alten Diener des Hauses, nicht unwitzig, den Spottnamen der Götzen ihres Herrn beilegten. Ein alter pfiffiger Kammerdiener versicherte mir, sein

Herr habe mit seinen Götzen beinahe so oft gewechselt, als in früherer Zeit mit seinen Liebschaften; ja, er selbst könne sich rühmen, vierzehn Tage lang das Orakel seines Patrons gewesen zu seyn, der ihn damals, so gut als den Marschall Turenne, für einen Kopf habe gelten lassen. Seit einigen Jahren hat sich indeß in dieser Rücksicht eine Veränderung mit dem Charakter, oder vielmehr mit dem Temperamente des Signor Pantalon zugetragen. Er ist in seinen Zuneigungen und Meinungen eben so beständig geworden, als er ehedem flüchtig und wankelmüthig war; und, wie sein Herz durch die Reize der unvergleichlichen Smelfunga, so scheint sein Kopf durch das überwiegende Genie des Herrn Godofred Duns auf immer bezwungen zu seyn.

Die Dame Smelfunga kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie wurde ehemals zu den Schönheiten unserer Stadt gezählt, und ist unstreitig noch jetzt eine der anziehendsten Personen ihres Geschlechtes. Wenn ihre Miene nicht zu viel verspräche, so hätte sie unendlich viel Geist. Wie sie selbst außerordentlich ist, so hat sie auch nur Sinn für das, was ihr außer-

ordentlich däucht. Ihr Geschmack ist Gunst, ihre Urtheile sind Einfälle, ihre Neigungen Launen. Man hält sie für kalt wie Eis: aber ihre Blicke sprühen Funken, und in ihrer oft verwirrten Rede scheint die innere Gluth eines stark bewegten Gemüthes überzuwallen. Wäre sie der Liebe fähig, sie hätte einen Mann von geduldigem Naturell glücklich machen können. Allein selbst ihre Schwachheiten sind nur Anwandlungen einer schnell verbrausenden Heftigkeit, und das Außerordentliche, das sie an den Männern reizt, sinkt, ehe sie davon erwarmt, in ihren eigenen Augen zur Alltäglichkeit herab. Sie strebt dem Ideale nach, in der Kunst wie in der Liebe; wenigstens hat sie sich davon überredet: aber das Ideale ist nicht in ihrer Natur, und sie kann, wie Pantalon, nur ein Idol mit dem andern vertauschen, welches sie, gleich diesem, unfähig ist, durch eigene Kraft fest zu halten.

Charaktere, wie Pantalon und Smelfunga, sind ganz dazu gemacht, von der tiefen Politik des Hrn. Godofred Duns, und durch die Formen und Gesetze der Familie, zu der er gehört, beherrscht zu werden. Der Ernst und die Zuversicht eines solchen Führers scheinen den unbe-

stimmten Begriffen und wankenden Neigungen so flüchtiger Geister erst Gehalt, Bedeutung und Gewicht zu geben. Die vortheilhafte Meinung, welche Pantalon und Smelfunga von sich selbst hatten, ist durch ihren vertrauten Umgang mit den Dunsen ungemein erhöht worden. Da der Meister des Stuhles selbst einen Höheren über sich erkennt, dessen Fußsohlen nicht zu erreichen er sich bescheidet, so ist die Art von geistigem Primat, das er über seine Angehörigen ausübt, nicht drückend. Pantalon und Smelfunga betrachten den Herrn Godofred Duns, ungeachtet ihrer Abhängigkeit von seinem Urtheile und Willen, als ihres Gleichen; und, indem sie sich mit ihm vor dem höchsten Oberhaupte des Bundes, dessen Eingeweihte und Priester sie zu seyn wähnen, anbetend niederwerfen, glauben sie die ganze übrige Welt tief unter ihren Füßen zu sehen. Nichts kann entschiedener seyn, als die Geringschätzung, womit in unserem Hause alles behandelt wird, was nicht auf der Höhe der Dunse, oder wenigstens unter ihrem Schutze steht. Ein Talent, das sich nur durch sich selbst empfiehlt, ein Buch, das ohne das geheime Placet des Dunsenstuhles, oder

ein öffentliches Kreditiv eines der bekannten Obern des Ordens, erscheint, wird gar nicht bemerkt; und wenn es sich, diesen Mängeln zum Trotz, durch seinen inneren Werth Bahn macht, so kann man gewiß seyn, daß Alles versucht werden wird, um eine so unwillkommene Erscheinung zu unterdrücken.

Es hat mich zuweilen Wunder genommen, wie so stolze und vornehme Leute, als Signor Pantalon und die Dame Smelfunga sind, von dem beschränkten Witze eines bettelhaften Abenteurers — welches Hr. Godofred Duns doch im Grunde ist — so schmählich unterjocht werden können. Da die Dunse, ihrer Abstammung nach, hier Fremde sind, und dieß Land das Glück hat, den edlen Pantalon und die geistreiche Smelfunga zu den Eingebornen, und zwar aus seinen guten, alten Geschlechtern, zu rechnen, so sollte man denken, daß auf diese Umstände einige Rücksicht genommen, und daß bei den Entscheidungen des hiesigen Dunsengerichtes wenigstens keine Parteilichkeit gegen die Landsleute so großmüthiger Beschützer geduldet werden würde. Aber zu meinem Erstaunen habe ich bemerkt, daß Smelfunga und Pantalon selbst

die vollkommenste Abneigung gegen alles Einheimische verrathen, und daß, um in ihrer Meinung etwas zu gelten, man, wo nicht ein Duns, doch zum mindesten ein Fremder seyn müsse. Die unbedeutendsten Leute, die mit einer Empfehlung aus Sachsen oder Schwaben in unser Haus eintreten, können der freundschaftlichsten Aufnahme versichert seyn, während Männer von Verdienst, welchen die Makel unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes anhängt, mit auffallender Kälte empfangen werden. Nach einem gewöhnlichen Ausdrucke des Signor Pantalon kann »in Wien nichts entstehen, was erträglich wäre;« und Donna Smelfunga ist nie brillanter, als wenn es darauf ankommt, »die platten Manieren und die Unfähigkeiten ihrer Landsleute« in ein grelles Licht zu setzen. Ich zweifle daher auch nicht, daß diese noble Verachtung des Einheimischen, und der vornehme Hang für alles Fremde, dem Herrn Godofred Duns, in seiner Bewerbung um die Gunst unsers Herrn und seiner Dame, gleich anfangs den meisten Vortheil verschafften; so wie diese Eigenschaften noch jetzt die stärksten Stützen mancher Projekte sind, welche die Dunse auf den Kopf und

den Beutel ihres Patrons berechnet haben.

Was Sie, mein Herr, in Ihrem Aufsatze als den eigentlichen Zweck der Dunse angaben, die Absicht nämlich: »den Schein der Ver»nunft, Kultur und Rechtlichkeit allgemein zu »machen, der Entwickelung des eigenen »Verstandes und Charakters aber, auf »alle erdenkliche Weise, entgegen zu arbeiten,« — dieß ist, wie ich überzeugt bin, auch die Triebfeder, welche die Dunse und deren Anhang gegen Sie und Ihr Blatt in Bewegung gesetzt hat. Ihre Wochenschrift zeigt, bei manchen Mängeln (die Ihnen ihre Gegner gern verzeihen), einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, österreichischen Geist; und es ist der Scharfsicht des Hrn. Godofred Duns nicht entgangen, daß Schriften, wie die Ihrige, unter Ihren Landsleuten das Gefühl eigener Kraft und Unabhängigkeit erwecken könnten. Die Einwohner der größten Stadt in Deutschland könnten inne werden, daß sie selbst Verstand, ja sogar Witz haben, und daß es möglich sey, sich aus ihrer Mitte Talente entwickeln zu sehen, die den Reiz nationeller Lebendigkeit mit den strengeren Ansprüchen eines allgemeinen Geschmackes verbän-

den. Wien könnte sich seiner Ueberlegenheit, und mancher Oesterreicher seines Kopfes bewußt werden; ja, die vaterländischen Schriftsteller könnten es wagen, sich der Vormundschaft der Journalisten von Berlin, Leipzig und Tübingen entziehen zu wollen. Was aber würde in solchen Umständen aus dem Ansehen der Dunsenstühle? was sollte das Schicksal ihrer Anhänger werden? — Wenn die Wiener selbst urtheilen lernten: könnte es nicht dahin kommen, daß sie den Doktor Godofred Duns, mit allem seinen Tiefsinn und Ernste, für einen Tropf, den Signor Pantalon, ungeachtet seiner Anlage zu einem modernen Mäcen, für einen abgeschmackten Herrn, und die Dame Smelfunga, ihren geistreichen Augen und ihrem Ideale zum Trotz, für eine kleine Närrin hielten? — Man entsetzt sich, wenn man nur an die Möglichkeit solcher Dinge denkt!

Erwarten Sie also ja nichts von einer Aussöhnung mit dem Oberhaupte der hiesigen Dunse. Könnte Ihnen dieser Mann auch die Zweifel vergeben, die Sie in seinen Verstand setzen, nie würde er Ihnen verzeihen, daß Sie Ihren eigenen Verstand gebrauchen; und was selbst

Herr Godofred Duns Ihnen noch zu Gute halten möchte, werden doch Pantalon und Schmelfunga keinem ihrer Landsleute je hingehen lassen. Ich habe über diesen Punkt, und über die Denkart und Handlungsweise der genannten Personen überhaupt, so bestimmte Erfahrungen gemacht, daß ich mir Ihre Aufmerksamkeit noch für ein paar andere Briefe erbitten muß, die ich dem gegenwärtigen, sobald es meine Umgebung erlaubt, werde folgen lassen. Ich bin ꝛc.

F. G.

Zweiter Brief des Herrn Hans Stolidus an den Herausgeber.

Werther Herr!

Die Springblüthen des Geiers in Nro. 28. des S. Bl. haben meine Frau und den Rektor in so gute Laune über die neueste Literatur gesetzt, daß ich es wagen konnte, mir von meinem Buchhändler wieder ein Bällchen mit Neuigkeiten kommen zu lassen. Das erste,

was mir daraus entgegen fiel, war die Leontine des Herrn v. Kotzebue, mit der ich meiner Frau keine geringe Freude machte. Sie setzte sich gleich darüber — denn sie ist eine große Freundin dieses Schriftstellers — und las den ersten Band in einem Zuge durch. Abends bei Tische war sie ungemein still, was mich Wunder nahm, da sie sonst etwas gesprächig ist, und über ein witziges Buch, das sie gelesen, oft noch ein paar Wochen nachher recht herzlich mit mir lachen kann. Da ich fragte, was ihr fehle, antwortete sie mit einem Seufzer: »Ach, es ist eine gar klägliche Geschichte!« Sie war sichtbarlich zerstreut. Nach einer Weile that sie einige verfängliche Fragen an mich, die in mein Fach einschlagen, und die mich beinahe verlegen machten. »Zum Henker!« rief ich: »ist denn die Leontine eine medizinisch-chirurgische Abhandlung, daß Du auf so seltsame Dinge geräthst?« — »Ei!« sagte sie, und wurde roth, »ich habe das nur beiläufig wissen wollen.« — Darauf ging sie in ihre Kammer, um in der Geschichte der Leontine fortzufahren. — Ich muß doch selbst sehen, was an der Sache ist, obwol ich sonst nicht leicht einen Roman lese.

Der Rektor, der bei dem Auspacken der Bücher gegenwärtig war, steckte ein paar Bändchen zu sich, Erzählungen vom Freiherrn von Steigentesch betitelt. Als er sie mir am andern Tage wieder brachte, sagte er ziemlich ernsthaft: »es sey Witz, aber noch ungleich mehr Leichtfertigkeit in dem Büchelchen. Er wünsche eben nicht, es in den Händen unserer jungen Weiber und mannbaren Mädchen zu sehen. Der Styl sey lebhaft; indeß glaube er nicht, daß sich die Art Gegensätze, die der Verfasser besonders liebe, nach dem Cicero und Quintilian rechtfertigen lasse.« — Ich führe das Urtheil des Rektors wörtlich an, um Ihnen zu zeigen, daß wir hier in St. P—n auch unsere Autores classicos haben.

Den besten Fund machte unstreitig ich selbst. Es war ein artiger Oktav-Band mit dem Titel: Die deutschen Volksbücher, von J. Görres. Die Zueignung an Clemens Brentano, die Einleitung und Nachschrift schienen mir höchst lehrreich, wiewol ich nur wenig davon verstand; aber das Verzeichniß der Volksbücher selbst, und die großen Lobsprüche, welche ihnen der Verfasser ertheilt, ver-

ursachten mir ein eben so unerwartetes als außerordentliches Vergnügen. Ich darf Ihnen nur sagen, daß ich die meisten der von Herrn Görres angeführten Bücher, und noch ein gut Theil mehr, selbst besitze, um Ihnen Aufschluß über die Ursache meines Vergnügens zu geben. Stellen Sie sich vor, daß ich einen solchen Schatz, ohne seinen Werth zu kennen, vielleicht schon seit dreißig Jahren, unter anderem Plunder, auf meinem Dachboden hatte, und daß ich wol hundert Mal versucht gewesen war, ihn während dieser Holztheurung in den Ofen zu werfen! Mein Groß-Onkel hielt etwas auf dergleichen alte Scharteken, und sammelte sie fleißig; aber mein Vater, ein Mann von Aufklärung, nach dem verdorbenen Geschmacke seiner Zeit, verachtete sie höchst ungebührlicher Weise. — Da ich nun, mit des Herrn Görres Hülfe, besser unterrichtet bin, so habe ich gleich heute meinen französischen Bücherschrank ganz ausgeleert, und (zum nicht geringen Erstaunen meiner Frau und des Herrn Rektors), die Werke Voltaire's, Rousseau's, Montesquieu's, Diderot's, und wie die platten Skribenten weiter heißen, auf meinen Boden gepackt, um in

meiner Bibliothek, an ihrer Statt, die Historie der vier Haymonskinder, den Kaiser Octavianus, die schöne Magelona, den Eulenspiegel, den Finkenritter, und den visirlichen Marcolphus aufzustellen. Den Raynal habe ich mit der Sibyllen Weissagungen und der wahrhaftigen Beschreibung des Thales Josaphat's vertauscht, und wo sonst die Encyklopädie stand, wird künftig die Bauernpraktika, des alten Einsiedlers Traumbuch und der barmherzige Samariter prangen.

Ich lebe der guten Hoffnung, mein Herr! daß diese eklatante, wiewol etwas späte, Gerechtigkeit, welche die alten deutschen Volksbücher in unserm kleinen St. P — n erfahren, bald überall, und auch in Ihrem großen Wien eine Menge Nachfolger finden, und daß endlich selbst Sie zu der Einsicht kommen werden, wie tief die Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, der Königin Anna und des Königs Friederich, in Geschmack und Sprache, unter dem Zeitalter Eulenspiegels und der Genoveva standen, »wo« — wie Herr Görres sagt — »geistreiche und begei-

»stigende Poesie mit kräftiger, nahrhafter Prosa »verbunden war, — wo der Witz in den Hof»narren zünftig, und was unter der »Schellenkappe der freie Geist gestaltete, als »bewußtloses Naturprodukt anerkannt »wurde; wo dieser Geist in den vielen seltsamen »barocken Festen, den Narren- und Esels»feiern, sich dramatisch offenbarte, »und jenes große Weltpanorama, der »Reineke Fuchs, als ein Vermächtniß für »die nachfolgenden Jahrhunderte der Finsterniß, »zu Stande kam. — Denn nachdem jene gro»ßen Genies aufgestanden und wieder hingegan»gen waren, nachdem Shakspeare das offene »Himmelsthor geschlossen hatte, da er»folgte Todesstille und Verkehrtheit auf lange »hin: der Antichrist war nun geboren. »— Und so ist denn unsere Zeit, nachdem es »Abend vielmal und Morgen geworden, auch »geworden, und Gott sah, daß sie gut war »in ihrer Schlechtigkeit.« — Ich habe diese herrliche Stelle, die einzige in des Herrn Görres Abhandlung, die mir ganz einleuchtete, dem Rektor vordeklamirt; und er schien von ihrem Inhalte so überzeugt, oder vielmehr betrof-

fen, daß er, ohne ein Wort darauf zu erwiedern, mich und das Zimmer, worin ich die vier Haimonskinder und den Finkenritter aufgestellt hatte, augenblicklich verließ.

Da ich nun durch die mir überflüssig gewordenen französischen Schöngeister einen unvermutheten Zuwachs zu meinem Bibliotheksfonds erhalte, — denn ich denke die Encyklopädie und den Montesquieu zu verkaufen, ehe sich noch meine Frau von der Lektüre der Leontine, und der Rektor von seinem Schreck über die Geburt des Antichrists erholt hat — so bin ich entschlossen, mir ohne Verzug noch ein paar nützliche, wenn schon etwas kostbare, Werke anzuschaffen. Ich habe also bei meinem Buchhändler Bestellung auf die Zischelzeitung des Herrn Puff, und auf den Prometheus der Herren Stoll und v. Seckendorf gemacht: zwei Zeitschriften, die recht darauf angelegt sind, einander in der Bearbeitung eines noch etwas dummen Publikums, wie das St. P—ner ist, zu unterstützen; denn da die erste für Ungebildete, und die zweite ausschließend für die Bildung der Menschen geschrieben wird, so müßte es schlimm seyn, wenn, durch ein sol-

ches Zusammenwirken, in der wohlgeknäteten trägen Thonmasse nicht endlich einige Funken zünden sollten. In Betracht des Prometheus bin ich zwar zweifelhaft gewesen, ob ich demselben nicht den Phöbus der Herren Heinrich v. Kleist und Adam Müller vorziehen sollte, da auch dieser von des Herrn Geheimenraths v. Göthe Excellenz in Gnaden angesehen wird, und nicht bloß die vorzüglichen, sondern die allervorzüglichsten übrigen Schriftsteller Deutschlands sich zu dessen Aufrechthaltung enge verbunden haben. Aber der Gedanke, daß die Flammen und Blitze des schon in voller Glorie strahlenden Phöbus den schwachen Augen meiner Landsleute gefährlich werden könnte, hat mich zu der bescheidneren Fackel des Prometheus zurück geführt, der uns sein göttliches Licht wohlweislich nur noch in einzelnen Funken zugemessen hat.

Auf solche Art, mein werther Herr, glaube ich mich durch die Vereinigung des Trefflichsten, was unsere Zeit in ihrer Schlechtigkeit hervorzubringen vermag, mit den kostbaren Resten der alten deutschen Volks-Literatur, um meine Landsleute so verdient zu machen, als

mir die unglücklichen Vorurtheile meiner Frau, und Ihre oder des Rektors spitzfindigen Gegenbemühungen nur irgend erlauben werden; überzeugt, daß ich das Meinige gethan habe, um die seufzende Welt, so bald als möglich, aus den Schlingen und den Klauen des Antichrists zu befreien. Ich bin ꝛc.

Hans Stolidus,
Chirurgus und Vorsteher des
Lese-Instituts in St. P — n.

Zusatz des Herausgebers.

Zur Erläuterung dessen, was Herr Stolidus von dem Phöbus anführt, lasse ich hier eine merkwürdige Stelle, aus der neuesten Ankündigung dieses Journals, wörtlich folgen:

»Statt der gewöhnlichen Art, sich beim An-
»fang einer solchen Unternehmung auf die frem-
»den Theilnehmer zu berufen, erklären wir nur,
»daß wir uns der Begünstigung

»Göthe's

»erfreuen. Es wäre unbescheidenes Selbstver-

»trauen, wenn wir verschmähten, ja, wenn wir »uns nicht darum beworben hätten, von Ihm »empfohlen zu werden.«

»Die Redaktion des Phöbus.«

32.

Das deutsche Drama.

Sonntag, den 8. November.

Der alte Freiherr von Sorben befindet sich seit einigen Wochen in der Stadt, und denkt den Spätherbst hier zuzubringen, welches in mehreren Jahren nicht geschehen ist. Obgleich er an öffentlichen Unterhaltungen wenig Theil nimmt, auch das Theater nie besonders liebte, so fängt er doch zusehends an, dem letzteren mehr Geschmack abzugewinnen. Außer der Rücksicht, welche der alte Herr hierbei auf das Vergnügen seiner Schwiegertochter nehmen mag, deren Neigung für die Bühne er kennt, scheint diese lebhaftere Theilnahme vornehmlich durch einige

Schauspiele bewirkt worden zu seyn, die er zufälliger Weise bald nach einander aufführen sah. Eines davon war Gemmingen's deutscher Hausvater, ein anderes Lorenz Stark, nach dem Charaktergemälde dieses Namens, von Engel. Herr v. Sorben gefiel sich ungemein wohl in beiden Vorstellungen, besonders in der letzteren, welches er ein feines, verständiges, echt deutsches Stück Arbeit nannte. Er sprach mit großem Lobe von dem Spiele der Herren Brockmann und Koch in diesen zwei wichtigen Rollen. »Solche Väter,« sagte er, »sind auf dem Theater vielleicht noch seltener, als im Leben.« — Es muß einem Hausvater, der seinem Stande selbst so viel Ehre macht, natürlich angenehm seyn, diesen ehrwürdigen Charakter auf eine Weise dargestellt zu sehen, worin auch das edelste Original sich gern und leicht erkennt.

Die wenige Bekanntschaft, die Herr v. Sorben mit dem Theater hat, hindert nicht, daß seine Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht oft sehr reif und treffend wären. Da ich seines Umganges fast täglich genieße, so habe ich vielfältig Gelegenheit, die Eindrücke zu beobachten, welche unsere theatralischen Unterhaltungen und

die Kunst unserer Dichter und Schauspieler, auf diesen strengen und vorurtheilsfreien Geist machen. Herr v. Sorben ist selten der Meinung des großen Publikums, und nicht immer derjenigen der Kunstrichter. In seinen Augen gibt es nur Einen unverzeihlichen Fehler eines Theaterstückes, den Mangel an Interesse; aber bloß, was eine Aufgabe für den Verstand ist, hat, nach seiner Erklärung, ein Interesse. Ein Schauspiel, worin keine klare Handlung zu erkennen ist, scheint eine Qual für ihn zu seyn. Ich habe ihn, nach der Vorstellung mancher Opern und beinahe aller Ballette, sehr übellaunig gefunden. An den Schauspielern ist ihm nichts mehr zuwider, als eine manierirte, nichts bedeutende Deklamation und solche Geberden! Er fand einige unserer beliebten Akteurs und Aktricen, aus diesem Grunde, unausstehlich.

Die Gegenwart des Herrn Mattausch, und Herrn Ochsenheimer's Ankunft, gaben dem deutschen Schauspiele in den letzten Wochen einen ungewöhnlichen Glanz. Wir haben eine Reihe von Vorstellungen, besonders Ifflandscher Stücke, gesehen, die, wenn man auf die Umstände des Theaters Rücksicht nimmt, wenig zu wünschen

übrig ließen. Der Spieler, die Jäger, Dienstpflicht sind, ein paar Rollen ausgenommen, mit einem Fleiße, mit einer Art Vollkommenheit aufgeführt worden, wodurch Jedermann überzeugt wird, daß es dem Wiener Theater nur noch an einigen Schauspielern, vornehmlich aber nur an dem Wetteifer derer fehlet, die es bereits besitzt, um es zu der ersten Bühne Deutschlands zu machen.

Herr v. Sorben war mit der Vorstellung der genannten drei Stücke im Ganzen sehr zufrieden. »Ich begreife,« sagte er, »wie Iffland ein Lieblingsschriftsteller der Deutschen geworden ist. Seine Schauspiele haben meist einen ernsthaften, verständigen Gang der Handlung, und in seinen Sitten ist viel nationale Wahrheit. Er ist kein klassischer Autor; aber mir scheint, es fehlt ihm weniger, um ein guter Autor zu seyn, als Manchem, der sich vornehm über ihn hinwegsetzt.«

»Ach!« bemerkte eine junge Dame aus der Gesellschaft, »es ist doch überaus viel Gemeines in seinen Stücken. Das spricht und beträgt sich, wie die Frau Nachbarin. So etwas zu hören, geht man nicht in's Theater. Jam-

mer und Noth haben wir genug zu Hause.«

»Das wolle Gott nicht,« erwiederte der alte Herr, »daß wir in unsern Häusern eine solche Noth, einen solchen Jammer haben, als die guten Leute in dem Spieler, in den Jägern, oder gar in der Dienstpflicht! Wer selbst großen Kummer leidet, denke ich übrigens, taugt überhaupt nicht in's Theater. Wenn Sie den unglücklichen Tod eines geliebten Bruders beweinen, schöne Frau, so werden Sie an Ihren Verlust durch die Braut von Messina so wenig, als durch die Dienstpflicht, erinnert seyn wollen.«

»Aber die Sitten, die Sprache dieser Menschen!« antwortete die junge Frau. »Das ist Alles so alltäglich! Die Motive ihrer Handlungen sind so gewöhnlich, oft so unbedeutend! Mit ein wenig Geld und guten Worten wäre meist dem ganzen Unglücke abgeholfen, womit die armen Leute sich so erbärmlich ängstigen. Was für ein großes Interesse können solche Begebenheiten einflößen? — Eine Tragödie, die man mit ein paar hundert Thalern in der Hand in ein Lustspiel verwandeln kann, worin der Held, statt sich zu erschießen, Hochzeit macht, ist doch eine klägliche Unterhaltung.«

»Das ist hübsch gesagt, Madame!« sagte der alte Herr: »aber es ist, mit Ihrer Erlaubniß, nicht durchaus wahr. Nicht die Geringfügigkeit der Beweggründe an sich, sondern ihre Unzulänglichkeit zur Erklärung einer Handlung, oder eines Erfolges, macht sie tadelhaft. Eine furchtbare That hört nicht auf, im höchsten Grade tragisch zu seyn, weil sie aus einem nichtswürdigen Anlasse, aus einem bloßen Mißverständnisse, aus einem, in andern Umständen, leicht zu hebenden Mangel entspringt; nur muß sie auf eine natürliche, ja, in diesem Falle, nothwendige Weise daraus entspringen. Welchen Werth hat die menschliche Natur, wenn das Interesse, das wir an einem Unglücklichen nehmen, bloß von seinem Stande und Reichthume, und von der Wichtigkeit der äußeren Verhältnisse abhängt, worin er lebt? Ein König und ein Bettler haben gleich gute, oder gleich schlechte Ansprüche auf unsere Theilnahme; und der Selbstmord des Cato ist unseres Mitleides weder würdiger, noch mehr versichert, als der Selbstmord des jungen Dallner, wenn er nicht besser motivirt ist, als dieser.«

»Sie reden dem bürgerlichen Trauerspiele

und dem weinerlichen Drama das Wort,« sagte die junge Dame, mit mehr Bescheidenheit in der Miene, als in ihrer Seele zu seyn schien, »aber die besten neueren und, wie man mich glauben machte, die alten Schriftsteller alle, haben diese Zwittergattungen verworfen, oder nicht gekannt. Die Kunst verschmäht das Mittelmäßige und Gemeine. Das Trauerspiel verlangt idealische Sitten, heroische Handlungen; das Lustspiel soll allgemeine Thorheiten, das Belachenswerthe, darstellen. Wo ich weder recht weinen, noch recht lachen kann, da bin ich versucht, zu gähnen. Die Langweiligkeit ist der Charakter aller Mittelgattungen.«

»Ich bin nicht gelehrt genug,« erwiederte der alte Freiherr, »um den Aristoteles zu widerlegen, wenn er aus einem schönen Munde spricht. Wenn ich aber meinem eigenen Urtheile folgen dürfte, so möchte ich behaupten, daß man diese Gattungen erfinden müßte, im Falle wir sie noch nicht hätten Ich habe von der eigentlichen Wirkung der Tragödie im Beverley, in der Miß Sara, im Clavigo, in Kabale und Liebe mehr empfunden, als in sehr vielen heroischen Trauerspielen; und ich wollte das wahrhaft

reine Vergnügen, das mir Diderot's Hausvater, Lessing's Minna und Engel's Lorenz Stark verschafften, um der besten Komödie willen nicht entbehren, die ein heutiger Autor mit Cailhava's Hülfe *) zu Stande bringen möchte. Ist dieser Lorenz Stark, wie Herr Koch ihn darstellt, ein weniger anziehender Charakter, als irgend ein idealischer Held der Tragödie? Kann man ein liebenswürdigeres Weib sehen, — ich nehme Sie allenfalls aus, Madame! — als diese Frau Doktorin, wie Mad. Weissenthurn sie uns gibt? Hat Ihnen Herrn Brockmann's Woldemar, sein Oberförster, weniger Achtung und Liebe eingeflößt, hat er Sie weniger gerührt und erschüttert, als sein Regulus? Sind Posert, Zeck, Falbring, in Herrn Ochsenheimer's Darstellung, keine Gegenstände der Kunst? Ist dieser ehrliche Schlicht, wie Herr Krüger ihn zeigt, nicht werth, auf der Bühne zu erscheinen? — Gewiß, Madame, diese Charaktere sind nicht gemein, oder das Gemeine kann durch die Nachahmung sehr interessant werden.«

---

*) De l'art de la Comédie.

»O mein lieber Baron!« rief die junge Frau mit einer herzlichen Bewegung, »ich kenne ein Original, eines der interessantesten in dieser Gattung, das ich allen Woldemar'n und Starke'n weit vorziehe, welche ich jemals auf dem Theater sah. — Und wenn von liebenswürdigen Weibern die Rede ist,« — sagte sie, und faßte liebkosend Amaliens beide Hände, — »so habe ich da gleich Eines, das es mit allen Doktorinnen in der Welt aufnehmen kann.«

»Sie sind eine gefährliche Kunstrichterin, schöne Frau!« erwiederte Herr v. Sorben lächelnd. »Sie verwiren den Künstler mit einem witzigen Einfalle, und bringen Ihre Gegner durch Schmeicheleien zum Schweigen. — Allein, wenn ein edler Charakter, wenn schöne Sitten im Leben der Auszeichnung und Nacheiferung werth sind, warum sollten sie, so nahe sie auch der Wirklichkeit seyn mögen, nicht auch auf der Bühne erscheinen, gefallen und belehren? — Ich möchte nicht, daß unser ganzes Theater ein bloßes Familiengemälde würde. Man lasse uns Iphigenien, den Hamlet, den Wallenstein sehen; wir wollen in der Frauenschule und im Don Ranudo lachen; aber man erlaube uns

auch, den Hausvater sehr interessant, und die Minna höchst liebenswürdig zu finden.«

Des Knaben Wunderhorn.

Schreiben an den Herausgeber.

Mein Herr!

Ich bin durch einige der letzten Nummern Ihres Sonntagsblattes in der Verehrung irre geworden, welche ich für die patriotischen Schriftsteller empfand, durch deren Bemühungen der deutsche Geist in eben dem Angenblicke, in dem er politisch aufgelös't wird, aus alten Legenden, Volksliedern und Kindermährchen wieder in's politische Leben zurückgerufen werden soll. Sie haben den Schwanengesang der Deutschheit, den der Freiherr Leo von Seckendorf, als er eben verhallen wollte, noch glücklicher Weise erhaschte, auf Noten setzte, und in seinem Almanach für die Nachwelt aufbewahrte, — diese schönen Ueberreste echt germanischer Kunst, sage

ich, haben Sie als *Springblüthen* behandelt, über Herrn Görres köstliche *Volksbücher* kalten Spott ausgegossen, und sogar die Kühnheit gehabt, die klassische Vollkommenheit des *Liedes der Nibelungen* in Zweifel zu ziehen. — Ich leugne zwar nicht, daß auch mir bisweilen der Verstand stille steht, wenn die Sammler der Volkspoesie mit der »frischen Morgenluft altdeutschen Wandels« mich anwehen; aber ich nehme bescheiden meine Vernunft gefangen, und staune bewundernd Alles an, was »*des Knaben Wunderhorn*, herausgegeben *von Achim von Arnim und Klemens Brentano*« vor mir ausschüttet. Werden doch diese herrlichen Gaben der Musen in den beliebtesten deutschen Journalen als wahre Wunder gepriesen! Was sind aber alle Gründe des Verstandes gegen die Autorität der Journalisten? — Und fängt nicht gerade da die echte poetische Poesie an, wo der Menschenverstand verschwindet? Die Kritik mag also immerhin diese Volkslieder für abgeschmackt erklären, wenn sie sich nur bei Handwerksburschen und Kuhhirten in irgend einem deutschen Winkel erhalten. Dichterische Geister, wie Herr Archim von Ar-

nim, suchen sich aus gutem Grunde der Kritik zu entledigen; denn Lessing, Herder und Wieland wurden ja eben deßhalb keine Poeten, weil sie sich fürchteten, den Geschmack und die Kritik zu beleidigen *). Dieß ist wenigstens die Ansicht der vortrefflichen Männer, welche an der geistigen Wiedergeburt unserer Nation arbeiten. Sie, mein Herr, scheinen anders zu urtheilen, und deßhalb wünsche ich Sie auf auf den Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, aus welchem, von den neueren Aesthetikern, die altdeutsche Poesie ziemlich allgemein angesehen wird.

Einige dieser Schriftsteller nämlich haben den Vorwurf, den sich die Deutschen öfters selbst machten, daß sie so wenig einen eigenen Geschmack, als einen National-Charakter besäßen, ungerecht gefunden, und die Ueberreste altdeutscher Kunst als Beweise angeführt, daß es uns an Originalität keinesweges fehle. Die gothische Baukunst, die Gedichte der Min-

*) Anmerk. Von Herdern, der unter den älteren Schriftstellern der Nation doch gewiß nicht der nüchternste und furchtsamste war, bemerkt Hr. v. Arnim mit Leidwesen, daß er zu viele Kritik gehabt habe, um ein guter Sammler seyn zu können.

nesänger, und die altdeutsche Malerei, alle drei vaterländischen Ursprungs, werden der griechischen und römischen Kunst gegenüber gestellt, und als ein, eben so wie diese, in sich vollkommen geschlossener Kreis des Schönen anerkannt. Die Formen der altdeutschen Kunst wieder unter uns einzuführen, scheint nun den literarischen Patrioten das sicherste Mittel, auch unsern politischen, an der Fremdheit, wie an einer abzehrenden Krankheit, leidenden Körper wieder zur Gesundheit zurück zu führen.

Sie werden nicht leugnen, daß selbst in sehr frühen Zeiten die deutschen Künstler und Dichter treffliche Werke lieferten, in denen sich ein kindlicher Sinn für das Schöne und oft eben so viel Zartheit des Gefühls, als Kühnheit der Phantasie, offenbarte. Aber Sie sind vielleicht der Meinung, daß es keineswegs die gothische Form sey, worin der Kunstsinn unserer Alten eingezwängt war, was sie zu dem Range der Künstler und Dichter erhob. Ein schöner Geist, werden Sie sagen, kann jedes Kleid anziehen, selbst die Jacke des Hanswurstes, ohne dadurch seine Vorzüge zu verlieren, nur macht die Jacke ihn nicht zur poetischen Natur. Und so mögen

Sie wol den gothischen Geschmack stets für einen Beweis der Barbarei halten, wenn auch einzelne Genies in seinen Fesseln die angeborne Freiheit ihres Geistes bewahrten.

Diese Meinung aber erscheint — mit Ihrer Erlaubniß — als prosaisch und gemein, wenn sie nach den Grundsätzen beurtheilt wird, welche Herr v. Arnim in einer, dem Wunderhorn angehängten, Abhandlung von Volksliedern aufgestellt hat.

Ich will es versuchen, Ihnen den abgezogenen Geist dieser Schrift mitzutheilen, und werde mich so viel als möglich der eigenen Worte des Herrn Verfassers bedienen. Er ist zuvörderst des Glaubens, »nur Volkslieder könnten in dem »Grade auf die Menschen wirken, daß sie nach »ihrer Anhörung nicht ruhen, bis sie das Höhere »hervorgebracht haben.« Welche Gefahren selbst für das politische Schicksal der Völker daraus entstehen müssen, wenn die Volkslieder vergessen werden, beweist er aus der französischen Revolution, welche, nach seiner Meinung, »nur dadurch »möglich wurde, daß in Frankreich fast alle »Volkslieder erloschen waren.« — »Wenn die »Kinderwärterinnen beim Ausfegen der Zimmer

»singen, so wird dem Herrn v. Arnim dabei »ganz stille, und was ihm in die Ohren gefallen, »das reizt und treibt ihn zu den Bergleuten »hinunter, bis zu dem Schornsteinfeger hin»auf.« — Daraus folgert er denn, mit den Worten eines seiner liebsten Herzblätter, »daß durch die Volkslieder viel unfläthig »Zutrinken und andere Laster möchten verhin»dert werden.« — »Er ist erbittert gegen alle »Kunstsänger, welche mit vornehmem Anstande »auf dem Theater und in Konzerten ihren Kram »ausschreien.« Ein Gesang von Crescentini z. B. würde, seiner Meinung nach, »wenn wir zu »rechtem Verstande kämen, uns antreiben, ihn »von den Bretern herunter zu jagen; wir wür»den uns lieber selbst hinstellen, zu singen, was »uns einfiele und Allen wohlgefiele.« Es müsse, scheint der Verfasser zu glauben, schöner, als der Gesang der Kunstsänger, klingen, wenn der fünfte Stock die Kehlen nach eigenem Behagen zum Rundgesange anstimmte, denn das Volk da oben ist »ein physikalisches Kabinet von ge»raden und krummen, hölzernen und blechernen »Röhren und Instrumenten.«

Und was ist Schuld, daß die Poesie aus

dem Leben verschwand? — Wir wurden, nach Herrn v. Arnim, prosaisch und leer, »weil die »Regierungen leichtsinnig genug waren, den »Bettel einzustellen; weil man alle Land»streicher verbannte, als wenn dem Staate »und der Welt nicht gerade diese schwärmenden »Landsknechte und irrenden Ritter zu seinen »schwierigsten Unternehmungen allein taugten.« — Im höchsten Grade anziehend war daher dem Verfasser, was er von ziehenden Schauspielern, insonderheit aber von den Zigeunern sah und hörte. »Er erinnert sich noch, daß diese, »im Kriege echten Soldaten und im Frieden zu»traulichen Aerzte, ihm aus der Hand wahrsag»ten; — und sagten sie ihm etwas Gutes,« gesteht der edle Mann, »so sagt er wieder Gutes »von ihnen. Wir danken« — nach ihm — »die mehrsten unserer Arzeneien den Zigeunern; »denn ihr Lehrling war Paracelsus.« Wundern Sie sich ja nicht über diese historische Notiz. Vielleicht hatten Plinius und Dioskorides ihre Weisheit auch nur den Zigeunern zu danken. — »Und diese poetischen und medicinischen »Wohlthäter des Menschengeschlechtes,« ruft Herr v. Arnim aus, »haben wir verstoßen und

»verfolgt; durch so viel Liebe konnten sie keine »Heimath erwerben!«

Was ist dafür auch aus der Welt geworden, seitdem Bettler, Zigeuner und Landstreicher nicht mehr in Ehren gehalten werden? Die Leute sind jetzt »nur sehnende, wähnende Embryonen von Menschen; Wenigen ist Jugend, Wenigen Alter; — den Störchen möchte »Herr Achim von Arnim zuwinken: bleibt weg, »holt Keinen aus dem großen Wasser auf die »Welt.« Der Verfasser bemerkt jedoch auch einige frohe Erscheinungen, welche den zurückkehrenden poetischen Tag verkünden. Er schöpft neue Hoffnungen für die künftige Generation, »wenn deutsche Handwerker ihm luftend ins »Herz singen, bei dumpfer Nachtluft.« — »Noch »nicht ganz erdrückt von der ernsthaften Dummheit,« meint er, »lebt das fröhliche Symbol des »werkthätigen Lebens, die Freimaurerei. Noch »stehen mitten inne als Künstler und Erfinder »der neuen Welt, die herrlichen Studenten; »und auch die rauchenden Wachtstuben »werden nicht immer von den Musen gemieden. »— Noch gibt es wunderliche Musiker »auf den Marktschiffen des Rheins;

»noch gehen zur Zeit des Faschings in den Tanz-»kellern der Wiener Vorstädte rein-witzige Lie-»der um;« — und daraus läßt sich denn ziemlich sicher schließen, daß wir dereinst eine Volkspoesie, und mit ihr eine bessere politische Existenz erhalten werden. Die noch übrigen lebenden Töne, die der Herr v. Arnim in dem Wunderhorne vor dem Erlöschen bewahrte, »werden den großen Riß der Welt mit ihrem »Zeigefinger zusammenheilen. — Wo Deutsch-»land sich wieder gebiert, wer kann es sagen?« fragt er bescheiden. »Wer es in sich trägt, der »fühlt es mächtig in sich regen, als wenn ein »schweres Fieber sich lös't in Durst, und wir »träumen, das langgewachsene Haar »in die Erde zu pflanzen, und es »schlägt grün aus, und bildet über »uns ein Laubdach voll Blumen.«

»Dem verständigen Leser,« setzt Herr v. Arnim hinzu, nachdem er noch beiläufig das Wunderhorn selbst für das beste Buch erklärt, das er kenne, »wird dieß genügen. Was »die Recensenten anbelangt, sie lesen dieß »so wenig, als das Uebrige; wir lesen sie dafür

»eben so wenig. So sind wir mit einander in »ewigem Frieden.«

So schließt der Herr Achim v. Arnim, ein Mann, in dem Herr L. v. Seckendorf, und eine Menge neuerer Autoren, ihr hohes Muster erkennen. Ich bitte Sie, mein Herr, prüfen Sie nach diesen Grundsätzen Ihre Theorie der schönen Wissenschaften von Neuem. Schon der Styl des Verfassers muß Sie anziehen. Wie die Wogen des Waldstromes aus einem hohlen Felsen, so brausen die Gedanken aus dem Kopfe dieses erhabenen Schriftstellers, dem der Geniedrang selbst die Brust zu zersprengen droht. Prüfen Sie, und theilen Sie Ihren Lesern bei Gelegenheit aufrichtig das Resultat davon mit. Sie werden auch mich dadurch verbinden; denn bis jetzt bin ich wirklich ungewiß, ob es nicht in dem Kopfe des Herrn v. Arnim ein wenig spuke, und ob man sich nicht schämen müsse, ihn für ein nachahmungswürdiges Vorbild zu halten.

Siegfried Nebelscheu.

Rathschluß.

Nachdem wir den obigen Auszug mit der Druckschrift des Herrn A. v. Arnim über Volkslieder, welche des Knaben vielgerühmtem Wunderhorn angehängt ist, sorgfältig verglichen, und besagtes wundersame Horn selbst unserer reifen Prüfung unterzogen haben, finden wir zu beschließen, was folgt: Die unter dem Titel, des Knaben Wunderhorn, bekannte Sammlung von Volksliedern sey, als zur Hälfte unecht, abgeschmackt und ganz werthlos, der scharfen Scheere eines, der kritischen Amputation kundigen, Mannes zu übergeben, die angehängte ästhetisch = politische Rhapsodie des Herrn A. v. Arnim aber, als rein toll und heillos, in der Polterkammer des hiernächst zu errichtenden literarischen Bedlams, wohl versperrt und geknebelt, aufzubewahren. Urkund dessen 2c.

Wien im 11. Vollmond des Jahres 1807.

Der zeitige Präsident und die Sekretärs der stillen Gesellschaft.

Fr. Ernst.

Palmer. H. Frank.

Die Avant-Coureurs.

Ich saß neulich ganz ruhig auf meiner Studierstube, und las in dem alten Buche De vanitate scientiarum, als sich einige Herren, unter einem etwas fremden Namen, bei mir melden ließen. Sie wären die Avant-Coureurs, hatten sie meinem Bedienten gesagt, und wünschten mich zu sprechen. Ich ging den Fremden mit einiger Neugierde entgegen. Es traten drei wohlgekleidete Herren herein, deren fröhliche Gesichter und gewandte Figuren zu ihrem Namen zu passen schienen.

»Sie sehen in uns sehr glückliche Menschen,« sagte der Erste —

»Die auf der Welt nichts zu thun haben,« fuhr der Andere fort, »als an allen Orten zu seyn« —

»Und Alles zu sehen, zu hören und zu lesen« — fiel der Dritte ein, — »was es Neues unter der Sonne gibt.«

»Das ist nicht wenig,« erwiederte ich.

»So viel als Nichts, mein Herr!« antwor-

tete der Erste; »denn Salomo hatte ganz Recht: — es gibt nichts Neues unter der Sonne.«

»Aber doch genug, was uns in Athem erhält,« bemerkte der Zweite, indem er sich auf dem Absatze seines linken Fußes ein paar Mal herumdrehte; — »denn wir nehmen von Allem Notiz, was für neu ausgegeben wird.«

»So ist es, Herr West!« fuhr der Dritte fort. »Wir besuchen alle Theater, so oft der Anschlagzettel etwas Neues ankündigt, wohnen der Eröffnung aller Konzert-, Tanz- und Speisesäle bei, lesen die Zeitungen, ehe der Stempel darauf gesetzt ist, und alle Bücher, bevor sie in einen Buchladen gekommen sind.«

»Dabei amüsiren wir uns, wenn es glückt,« — unterbrach ihn der Erste — »und berichten en passant, was an der Sache ist, wenn uns gerade Jemand in den Wurf kommt. Das ist unsere ganze Geschichte.«

Ich wußte nicht gleich, was ich antworten sollte, und ließ meinen Gästen Stühle zum Sitzen geben; sie verbaten es aber. »Wir sitzen nicht gern,« sagte der Eine, »und haben überhaupt wenig Zeit zu Komplimenten.« —

»Indessen,« fiel ihm der Andere in's Wort,

»haben wir doch nicht unterlassen wollen, Ihnen im Vorbeigehen unsere Aufwartung zu machen.«

»Und Ihnen,« setzte der Dritte mit einem Knicks hinzu, »unsere Dienste für das Sonntagsblatt anzubieten, falls Sie Gebrauch davon machen wollen.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte ich. »Wollen Sie mich vielleicht mit Theater-Kritiken und Recensionen von literarischen Neuigkeiten unterstützen?«

»So ungefähr,« erwiederte der Erste. »Wir haben bemerkt, daß es Ihrem Blatte gar sehr an Neuigkeiten fehlt. Diesem Mangel können wir abhelfen. Wir fassen uns jedoch etwas kurz in unseren Urtheilen, und lassen es gewöhnlich bey einem »gut« oder »schlecht« — »beklatscht« — »ausgepfiffen« — oder »passirt« — bewenden.«

»Das ist sehr bequem,« sagte ich, »und für Leute von erprobtem Geschmacke vielleicht auch genug. Allein ich fürchte, daß die Leser Mancherlei dagegen werden einzuwenden haben, und noch mehr die Autoren, da Ihre Urtheile, bei dieser Kürze, oft sehr schneidend ausfallen müssen.«

»Thut nichts!« rief der Zweite. »Die beliebtesten Journalisten machen es nicht anders. Man ist das gewohnt; was der Eine zu viel im Tadeln thut, verbessert der Andere durch das zu Viel im Loben.« —

»Apropos!« unterbrach ihn der Dritte. »Ich bin zur Probe des neuen Trauerspiels eingeladen; es ist hohe Zeit. Wollen Sie mich begleiten?«

»Unmöglich!« antwortete der Andere. »Ich habe versprochen, die Kleiderpuppe in Augenschein zu nehmen, die bei der schönen Wienerin erst heute aus Paris angekommen ist, und wonach auf der nächsten großen Redoute wahrscheinlich halb Wien kostumirt seyn wird.«

»Und ich,« fiel der Erste wichtig ein, »soll diesen Vormittag noch einen Traktat über die Wiederherstellung des Gleichgewichts von Europa durchlesen, den mir ein Buchhändler aus Schwaben zugeschickt hat. — Ihr Diener, Herr West!« —

»Auf Wiedersehen, mein Herr!« sagte der Zweite.

»Sie werden von uns hören!« rief der Dritte, schon unter der Thür; — und im Augenblicke

waren die Avant-Coureurs verschwunden, ohne daß ich ihnen für ihren Besuch auch nur hätte Dank sagen können.

Seither erhalte ich fast täglich unter der Adresse des Sonntagsblattes einige beschriebene Blätter mit kurzen Anzeigen und Nachrichten sehr vermischten Inhalts, worin der Geist und die Manier der Avant-Coureurs nicht zu verkennen ist, obwol sie bisher, wie es scheint, nicht Zeit gefunden haben, ihren Namen beizusetzen, oder irgend eine weitere Erklärung über diese Art von Beiträgen von sich zu geben. Da ein Auszug aus diesen Papieren dem Publikum allerdings einige Unterhaltung verspricht, so werde ich künftig eine eigene Rubrik für solche Notizen eröffnen, ohne übrigens deren Inhalt durchaus verbürgen zu wollen.

Th. W.

33 und 34.

Manifest der stillen Gesellschaft.

Parcere subjectis, et debellare superbos.

Der Mensch weiß nicht, was Gutes oder Böses in ihm ist, bis die Gelegenheit das eine oder das andere zum Vorschein bringt, und ihn aus dem behaglichen Traume weckt, worein Selbstliebe und Gewohnheit ihn wiegten. Von allen Eigenschaften eines guten und ehrenwerthen Mannes habe ich keine zu besitzen mir bisher so gern geschmeichelt, als die Friedfertigkeit und ein völlig harmloses Wohlwollen gegen alle Wesen meiner Gattung. In den einfachen Verhältnissen, worin ich lebte, fanden nur die sanften Neigungen Nahrung, deren Befriedigung das stille Glück eines anspruchlosen Daseyns ausmacht. Nicht blind gegen die Schwächen, und nicht unbekannt mit der Bosheit der Menschen, fühlte ich mich doch nie zu heftigen Ausbrüchen gegen sie hingerissen. Mit den leichten Waffen der Ironie und der Laune dachte ich die Feinde zu bekämpfen, welche die Entfernung

von der Natur und das Verderbniß der Zeiten uns zugezogen; und, indem ich mich scherzend dem Gefolge der Thorheit beigesellte, hoffte ich ihrem Zauberkreise einige verirrte Zöglinge der Weisheit zu enführen.

Mit solchen Gesinnungen ergriff ich die Feder, als ich, mehr zu meiner Unterhaltung als zur Belehrung Anderer, dieses flüchtige Werk unternahm; in einem solchen Geiste sind die ersten dieser Blätter geschrieben. Wie sie in der Stille entstanden, und ohne Ansprüche an das Licht getreten waren, so sollten sie auch wirken: geräuschlos, ohne Parteisucht und Anmaßung. Nicht viele, aber achtungswerthe Freunde sollten sie sich erwerben; und wenn die Grundsätze, zu denen ich mich bekannte, ihnen einige Gegner erweckten, so sollten es, meinte ich, doch keine unwürdige Gegner seyn, welche die Bescheidenheit durch Hochmuth, den Verstand durch Machtsprüche, den Witz durch Ungeschliffenheit sich niederzuschlagen vermessen. Weil ich die Menschen schonte, und nur die Thorheiten angriff, weil ich den Verfasser von dem Werke unterschied, und selbst dem Stümper den Ausweg offen ließ, in die gutmüthige Laune einzu-

stimmen, worein ich mich und den Leser zu versetzen suchte, so bildete ich mir ein, den Haß entwaffnet und die Eitelkeit zum Schweigen gebracht zu haben. Ich hoffte zu bessern, ohne zu beleidigen, und war entschlossen, zwar nicht die Wahrheit, aber selbst den Ruhm eher aufzuopfern, als den Frieden.

Allein, wer in dem öffentlichen Leben die ganze Lauterkeit seiner Gesinnungen und die Ruhe des Gemüthes sich zu erhalten gedenkt, die in der Einsamkeit ihn beglückten, hat weder sich noch die Welt gekannt. Der Eigendünkel will nicht bloß geschont, er will vergöttert werden; die Thoren bei der Schellenkappe fassen, heißt sie an dem empfindlichsten Theile verletzen; und kein Band scheint die Menschen enger zu verknüpfen, als das Band der Phantasterei. Wehe dem, der es wagt, den Unsinn an dem letzten seiner Anhänger lächerlich zu finden! Die ganze Horde der Gleichgesinnten empört sich gegen ihn, und weder die Reinheit seiner Absichten, noch die Sanftmuth, womit er sie behandelt, kann die Rache abwenden, die der wohlmeinende Spötter auf sein ungeweihtes Haupt ladet. Seine Bescheidenheit reizt ihren

Uebermuth; die Schonung, die er ihnen beweiset, macht sie glauben, daß er sich einer Schwäche bewußt sey; die Furcht, die sie empfinden, suchen sie unter der Maske des Trotzes und einer pöbelhaften Verachtung zu verbergen. — In den kleinsten Weltangelegenheiten, wie in den größten, sind die halben Maßregeln zwecklos. Man muß den literarischen Götzen des Tages huldigen, oder sie zerstören!

Ich sah bald, daß ich entweder die gute Sache, oder die Grundsätze der Milde aufgeben müßte, zu denen die Natur mich geneigt machte. Der Ton dieser Zeitschrift ist ganz verändert, und ich selbst scheine nicht mehr derselbe zu seyn. Die leichten Waffen der Ironie und der Laune, womit ich die Thorheit zu bekämpfen gedachte, haben sich, im Streite mit plumpen Gegnern, mir unter den Händen in schwere Aexte und Streitkolben verwandelt. Weit entfernt, den Ruf der Friedfertigkeit länger behaupten zu können, sehe ich mich in einen beinahe allgemeinen Krieg verwickelt, der sich mit dem Untergange einer der kämpfenden Parteien endigen zu müssen scheint. Was der humoristische Muthwille eines meiner Freunde über das Sonntagsblatt

ausgesprochen hat, ist ohne sein weiteres Zuthun in Erfüllung gegangen. Ich habe so viele Feinde auf dem Halse, als der Kapitän von Solms nur immer wünschen konnte; und seine Strategie hätte nun Gelegenheit, sich in ihrem vollen Glanze zu zeigen. —

»Das wird sie auch!« rief eine Stimme hinter meinem Stuhle; und als ich mich umkehrte, stand, zu meinem großen Erstaunen, Herr Brink vor mir.

»Ich bringe den Kapitän mit,« sagte er, ohne sich durch die Zeichen meiner Verwunderung irre machen zu lassen. »Wir haben von Deinen Kriegsthaten gehört, und sind nun da, sie Dir ausfechten zu helfen.«

»Deine Hülfe,« erwiederte ich, »kommt mir beinahe so unerwartet, als Du selbst. Ich habe auf Dich und den Kapitän in meinen öffentlichen Angelegenheiten kaum mehr gerechnet.«

»Denkst Du so von Deinen Freunden?« sagte Brink mit einer drolligen Ernsthaftigkeit. »Oder meinst Du, ich hätte den Narren indeß Seide zu ihren Kappen gesponnen? Wenn ich spinne, so ist's Unheil. Glühende Kohlen habe ich auf ihre Häupter gesammelt. Sie sollen bald

fühlen, daß ich wieder unter ihnen bin. — Diese Zöglinge der Weisheit, Thomas, wollen der alten Circe Thorheit nicht entführt werden. Sie folgen ihren Fahnen aus freiem Antriebe und Uebermuth; ein neues Reich der Narrheit denken sie zu stiften, und die weite Welt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Da gilt kein Friede und keine Schonung. Mit Skorpionen müssen sie gegeißelt werden, nicht mit Rosen. Mit Skorpionen, Thomas! Ich habe Dir eine Hecke voll von den giftigsten mitgebracht. Meine italienische Reise ist nicht fruchtlos gewesen.«

»Deine Stimmung ist etwas wild, Samuel,« sagte ich. »Ich bin entschlossen, das strenge Recht zu handhaben, aber Niemand mehr Leid anzuthun, als die Noth erheischt. Keinem Reumüthigen soll der Rückweg zur Vernunft verschlossen seyn. Den Aberwitz wünsche ich auszurotten, nicht die Unglücklichen, die davon befallen sind.«

»Sprichst Du schon vom Begnadigen?« rief Brink. »Deine Gegner sind nicht gesonnen, es Dir so leicht werden zu lassen. Vielmehr meinen sie, Dich und uns Alle bereits in einem schmählichen Triumphe aufzuführen; und wenn

wir nicht wacker sind, so könnten sie es erreichen. Die Menge ist's, die ihre Stärke ausmacht: Du stehst allein gegen eine Legion.«

»Ich bin nicht allein,« sagte ich. »Die Wahrheit, das Recht, hoffe ich, sind mit mir, und die gesunden Köpfe aller Zeiten und Nationen. Was ich als wahr erkenne, und gegen schwachsinnige Neuerer vertheidige, hat die Meinung der erleuchteten Jahrhunderte und das beistimmende Urtheil von Männern für sich, deren Gleichen ich in unserer Zeit nicht sehe. Aristoteles und Cicero sind wenigstens so gute Anführer, als die Herren Gebrüder Schlegel; vor Homer und Shakspeare beugt sogar Göthe das Haupt, und wenn Leibnitz und Kant aus ihren Gräbern aufstehen, so läuft dem Herrn Schelling sein halbes Auditorium aus der Schule, und er selbst auf und davon.«

»Gut!« erwiederte Brink. »Es freut mich, Dich so mannhaft reden zu hören. Aber glaube mir, mit der Vernunft allein zwingst Du es nicht. Es ist nicht genug, daß der Verstand Recht behält: der Unsinn muß an sich selbst irre werden; und da gibt es kein Mittel, als ihn noch toller zu machen, als er schon ist. Ich

habe darüber einige Experimente angestellt, die Dich in Erstaunen setzen werden. Die Herren sollen erfahren, daß sie bloße Stümper in der Verrücktheit sind. Wer meine Aphorismen über Kunst liest, dem muß das aphoristische Büchlein des Herrn Görres vorkommen, wie klares Wasser. Gegen meine Tragödie vom Beelzebub sollen die Niobe und der Graf von Gleichen trockene Verstandesarbeiten scheinen. Wenn Du meine neuen Sonette und poetischen Wespennester siehst, so wirst Du versucht werden, die Herren Sylvester, Crisalin und Isidorus Orientalis für vernünftige Leute, und den Herrn Leo v. Seckendorf, trotz seinen Stimmen der Völker, für einen Sammler von Geist und Geschmack zu halten. Mit einem Worte, Thomas! Wir wollen die Teufel des Unsinns durch den obersten und unsinnigsten der Teufel austreiben. Es soll noch dahin kommen, hoffe ich, daß, wie Lord Chatham von der englischen Marine sagte, ohne unsere Erlaubniß oder ein Patent der stillen Gesellschaft, sich kein närrischer Gedanke auf dem literarischen Ocean blicken lassen darf. Wenn es

durchaus Narrentheidungen geben muß, so wollen wir sie selbst machen, Thom's. Es werden wenigstens lustigere Thorheiten seyn, als die der neuen Lämmleinsbrüder; dafür stehe ich.«

»Darüber wollen wir die Welt urtheilen lassen,« sagte ich. »Uebrigens, wenn es Dein Ernst ist, mir den Kampf bestehen zu helfen, in dem ich begriffen bin, so wisse, daß, da ich mein Herz von dem Frieden gewendet, ich den Krieg nicht anders zu endigen gedenke, als mit der Unterwerfung derer, die ich als Feinde der Vernunft und des guten Geschmackes erkannt habe. Ich werde dem Genie und den Talenten, aber auch dem Verstande und den Grundsätzen ihr Recht widerfahren lassen, auf denen die Würde der Literatur und ihr Nutzen für die Gesellschaft beruht. Nie werde ich mich einer wissenschaftlichen Ungerechtigkeit schuldig machen, noch die Rücksichten vergessen, die dem Verdienste, zu welcher Partei es auch gehört, gebühren. Ohne mich durch eine Autorität blenden zu lassen, werde ich doch immer den achtungswürdigen Mann von der schlechten Gesellschaft zu unterscheiden wissen, unter der er sich zufälliger Weise befindet; und da ich solcher Gestalt mit den

Verständigen in Eintracht und Frieden, und nur mit den Thoren und Schwachköpfen im Kriege bin, so hoffe ich aus diesem lustigen Streite als Sieger zurück zu kehren.

Th. West.

Anzeige und Warnung.

Ich habe es bisher anstehen lassen, dem Publikum von der neu erfundenen Klatschmaschine Bericht zu erstatten, weil ich erst über ihre Brauchbarkeit eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen sammeln wollte. Mit Bedauern muß ich nun erklären, daß diese Erfindung unsers Freundes, des Kapitäns, ihren Zweck keinesweges erfüllt, und daß demnach der kleine Trommelschläger und Pfeifer auch bereits wieder von dem Souffleurkasten verschwunden sind. Da unvermuthete Hindernisse die Aufstellung der Maschine an dem angekündigten Tage nicht gestattet hatten, so bestimmte ich die neue Oper des Herrn Kanne zu dem ersten Versuche dieser Art. Die Verwirrung im Zugwerke, die

ich vorausgesehen, war schon am ersten Abende sehr groß. Der Tambour, den ich nur ein paar Mal ganz sachte anzog, blieb während der ganzen Vorstellung auf den Beinen, und machte einen falschen Lärm, der nicht nur einen Theil der Zuschauer, sondern auch einen auswärtigen Zeitungsschreiber verleitet hat, den Orpheus, sowol was den Text als was die Musik betrifft, für eine der besten deutschen Opern auszurufen. Mit vieler Mühe gelang es mir, am andern Tage die Maschine in ziemlich richtigem Gange zu erhalten, weßhalb ich auch kein Bedenken trage, mich zu dem gemäßigten Beifalle zu bekennen, den Herrn K's Orpheus bei der zweiten Aufführung erhielt. Noch mehr Verwirrung als bei dieser Oper, zeigte sich bei der Vorstellung von Shakspeare's Heinrich IV., indem beide Figuren zugleich aufstanden, was zu einem bedenklichen Kampfe zwischen den Klatschern und Zischern Anlaß gab, und den Beifall, den das Stück erhielt, sehr zweifelhaft machte. Eine Verbesserung, welche der Kapitän hierauf an seiner Maschine anzubringen suchte, hatte keine andere Folge, als daß nun der Pfeifer statt des Trommelschlägers zur Unzeit aufsprang, und,

wenn er einmal stand, nicht wieder zu beruhigen war. Diese Ungeschicklichkeit ist bei der ersten Vorstellung des Geizigen und des Don Ranudo eingetroffen, und hat wahrscheinlich zu dem Falle dieser zwei komischen Stücke nicht wenig beigetragen. Ich schließe dieß insbesondere aus dem Umstande, daß dieselben Zuschauer, die im Don Ranudo durch das ganze Stück laut und einhällig lachten, am Ende doch eben so einhällig — vermuthlich aus Respekt für den kleinen Pfeifer — zischten; — wenn diese seltsame Erscheinung nicht etwa bloß darin ihren Grund hat, daß wir uns, aus lauter Kultur und Klugheit, des Lachens schämen, obwol wir noch nicht kultivirt und weise genug sind, es ganz unterdrücken zu können.

Im Verdruß über einen so unangemessenen Erfolg, entschloß ich mich, an dem Abende, als das Räthsel zum ersten Male aufgeführt wurde, die Maschine gar nicht anzurühren, sondern den Klatscher und das Publikum ihren eigenen Empfindungen zu überlassen. Ich fand bald, daß die Erscheinung des Trommelschlägers hier überflüssig gewesen wäre, denn der Beifall war ungetheilt und entscheidend. Indes-

sen konnte ich mich in den letzten Scenen dieses allerliebsten kleinen Lustspieles doch nicht enthalten, gegen meine Gewohnheit, selbst aufzustehen, und mit eigenen Händen das Signal zu geben, welches der Klatscher mit einer musterhaften Richtigkeit und Präcision mehrere Male, und vornehmlich am Ende, lautschallend wiederholte. — Dasselbe Experiment dachte ich in der neuesten deutschen Oper Emerike, und in dem Ballette, der Maskenball, zu machen, aber irgend ein Schalk schien hinter das Geheimniß meines Zugwerkes gekommen zu seyn; denn plötzlich sah ich den kleinen Pfeifer in der Höhe. Die Oper wurde wenig applaudirt, das Ballet aber sehr nachdrücklich ausgezischt; und wenn der Zufall oder die Schadenfreude auf dieses Schicksal des Maskenballes einen Einfluß hatte, so ist nicht zu leugnen, daß sie dabei so gerecht gewesen sind, als die Kritik in eigener Person es nur immer hätte seyn können.

So wenig die Klatschmaschine überhaupt geglückt ist, so vollkommen ist dem Erfinder dagegen die Ausführung einer zweiten Maschine gelungen, deren Bestimmung ist, die Pferde auf dem Theater scheu zu machen. Der

Kapitän, dessen Abscheu gegen Pferde-Spektakel man kennt, hat die feinste Berechnung und größte Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Maschine verwendet. Ich habe von der Wirksamkeit derselben eine Probe gesehen, die auf der Reitschule des Grafen von der Mücke bei Fackellicht Statt fand, und bin überzeugt, daß, wenn der Versuch auf dem Theater angestellt wird, ein großes Unglück unvermeidlich erfolgen muß. Da nun der Erfinder, ungeachtet meiner ernstlichen Vorstellungen, entschlossen ist, diesen Versuch zu machen, und dazu die nächste Vorstellung des Wladimir gewählt hat; so rathe ich Jedermann, so lieb ihm sein Leben ist, an dem bestimmten Tage ja nicht in das Theater, oder wenigstens nicht in das Parterre zu gehen. Der Kapitän wird seine Maschine, die man bequem in der hohlen Hand verbirgt, unversehens in die Mitte der Bühne werfen; sobald nun die Explosion geschieht, springen auf's mindeste ein halbes Dutzend Pferde über das Orchester hinweg, unter die Zuschauer. Was hierdurch für Verwirrung und Unheil entstehen müsse, ist hoffentlich unnöthig zu erklären; ich bitte daher alle Menschenfreunde dringendst, dieser gräulichen

Scene vorzubeugen, und bin so kühn, die erlauchte Theater-Direktion selbst zu beschwören, entweder die Pferde unverzüglich abzuschaffen, oder sich mit einem Privilegium zu versehen, welches sie der Verantwortlichkeit für ein solches öffentliches Unglück entzieht.

Schlußrede des ersten Jahrgangs.

Ich fange an, etwas von der Zufriedenheit zu fühlen, die der englische Zuschauer in einem gleichen Falle empfand, da ich höre, daß die Nachfrage nach diesen Blättern sich von Tag zu Tage vermehrt, und daß ein Theil der Leser der Erscheinung derselben mit merklicher Ungeduld entgegen sieht. Mein Drucker sagt mir, daß er die Auflage des Sonntagsblattes werde verdoppeln müssen, welches ich, bei meiner nicht unbescheidenen Meinung von mir selbst, und bei dem Grundsatze, weder dem Geschmacke des großen Publikums, noch der Eitelkeit der herrschenden Parteien zu schmeicheln, keineswegs erwartet habe. Ohne hieraus einen Schluß zu Gun-

sten meiner Eigenliebe zu ziehen, glaube ich nur einen Beweis darin zu finden, daß die Wahrheit auch schmucklos ihre Wirkung nie verfehlt, und daß die Zahl derjenigen nicht unbeträchtlich ist, welche das Thun und Treiben unserer neuesten Schriftsteller in demselben Lichte sehen, worin es mir erscheint.

Da mein Unternehmen einen so unvermutheten Fortgang gewinnt, so werde ich meinen Eifer um so weniger erkalten lassen, diesen Blättern allen den Werth zu geben, dessen sie nach ihrer Bestimmung und Anlage fähig sind. Zu nützen, indem er unterhält, scheint die Absicht jedes Autors seyn zu müssen, der für ein Publikum schreibt, wie dasjenige ist, welchem ich meine Muße gewidmet habe. Ich denke nicht so wichtig von mir, noch so gering von meinen Lesern, daß ich mich berufen glauben könnte, ihre ästhetische Bildung zu übernehmen, oder ihnen den ersten Unterricht in dem zu ertheilen, was gut, was schön und schicklich ist. Wie ich es selbst bin, so sind vermuthlich auch die meisten, die mich lesen oder hören, der Schule entwachsen. Ich mache keinen größeren Anspruch an ihre Aufmerksamkeit, als Jemand,

der in der Gesellschaft unter Seinesgleichen das Wort nimmt, um seine Gedanken gegen die ihrigen auszutauschen. Aber so wenig ich mir einbilde, den Lehrmeister der Lesewelt spielen zu können, eben so wenig bin ich geneigt, mich als ihren Lustigmacher vorzustellen. Auch die Posse kann und soll einen vernünftigen Zweck haben; und ich würde die Kunst, Lachen zu erregen, meiner und meines Publikums unwürdig halten, wenn ich mich ihrer in einer anderen, als in einer, nicht bloß unschuldigen, sondern wirklich ernsthaften Absicht bediente.

Der Beifall, den das Sonntagsblatt bei einer großen Mehrheit gebildeter Leser fand, hat mich und meine Freunde weder blind gegen seine Mängel, noch taub für die mißbilligenden Urtheile gemacht, die sich hin und wieder dagegen erhoben. Selbst einige Gönner unseres Institutes haben uns einer zu großen Vorliebe für das Alte, und einer übertriebenen Abneigung gegen alles Neuere beschuldigt; man hat bemerkt, daß wir lieber tadeln, als loben, und der entscheidende, mitunter sarkastische Ton, den wir gegen mehrere Schriftsteller annahmen, ist von Manchem für unziemlich, ja, für ungerecht

erklärt worden. Es ist zu vermuthen, daß diesen leisen Bemerkungen und sanften Vorwürfen bald lautere Widersprüche und heftigere Angriffe folgen werden, da wir nicht gesonnen sind, die alten Muster gegen neue Fratzen aufzugeben, große Autoritäten für kleine fahren zu lassen, zu loben, was uns tadelnswerth scheint, und unsern Ton wider mittelmäßige Skribenten und zweifelhafte Talente herab zu stimmen, die sich gegen die Väter unserer Literatur und gegen die vortrefflichsten Schriftsteller der neueren Zeit alles erlaubt haben, was die Ungezogenheit der Jugend und die Rohheit des Zeitalters ihnen eingeben konnten. Als wir den Anschlag faßten, uns den Anmaßungen der kleinen Tyrannen zu widersetzen, die sich der form- und schutzlosen deutschen Literatur bemächtigt haben, hofften wir nicht ihre Zufriedenheit, noch den Dank der Journalisten und ihrer schwachen Anhänger zu erwerben. Eben so wenig schmeichelten wir uns, diesen flüchtigen Blättern einen klassischen Charakter aufzudrücken, oder uns an der Stelle derer zu behaupten, die wir von ihrem usurpirten Posten zu vertreiben gedenken. Nur die Grundsätze glaubten wir retten, und die Muster

wieder aufstellen zu müssen, die der literarische Vandalismus unserer Tage bereits zerstört und vernichtet zu haben sich einbildet. Mögen diese Blätter der Vergessenheit zueilen, die das Loos alles Mittelmäßigen ist; sie werden nicht ohne Wirkung und Nutzen vorüber gehen, dessen sind wir gewiß. Man wird durch das, was wir sagen, zu Vergleichungen geführt werden; und es ist unmöglich, das Gute, das wir beinahe verloren, mit dem Schlechten, das uns dagegen aufgedrungen wird, zusammen zu stellen, ohne zu den Grundsätzen und Vorbildern zurück zu kehren, welche die Sicherheit des Geschmackes und den Ruhm der erleuchteten Jahrhunderte ausmachen. Bessere Köpfe werden erweckt werden und vollbringen, wozu wir uns begnügen, den ersten Anstoß gegeben zu haben, und einige nicht unnütze Vorarbeiten beizutragen.

Daß wir selbst von unserm beschränkten Ziele noch weit entfernt sind, verhehlen wir uns nicht. Noch ist kaum ein Anfang geschehen; obgleich uns die Billigung der Meisten und manche Lobsprüche zu Theil geworden, so haben wir bisher doch wenig thätigen Beistand in unserer Unternehmung gefunden. In der

Schriftstellerwelt, wie im Publikum, ist die verständigere Partei die minder betriebsame und zuthätige; und in diesem Zeitalter der Verwirrung scheint man nur zum Zerstören, aber nicht zum Erhalten und Wiederherstellen, Energie und Thatkraft zu besitzen. Vielen däucht die Gefahr, die sie bedingter Weise eingestehen, weder allgemein, noch dringend; Andere glauben sie großen Theils schon vorüber gegangen; die Meisten scheinen die Herstellung der Ordnung von der Natur der Dinge, der inneren Kraft des Guten, dem eigenen Widerspruch und der Nichtigkeit der neuen Formen und Systeme zu erwarten. Es wird daher nicht überflüssig seyn, die eigentliche Beschaffenheit und den Umfang des Uebels näher kennen zu lernen, und einige Schritte zurück zu thun, um den Zusammenhang des gegenwärtigen Unwesens in unserer Literatur und Sprache, mit einigen früheren Erscheinungen dieser Art zu entdecken. Zu diesem Ende werden wir, in der Fortsetzung dieses periodischen Werkes, eine Reihe von Charakteristiken der wichtigsten Männer und Schriften liefern, welche nächst Kant und Göthe'n den stärksten Einfluß auf die Umgestaltung der deut-

schen Schriftstellerwelt gehabt haben; bei welcher Gelegenheit sich dann auch der Antheil von wirklichem Talent und Verdienst am besten erörtern lassen wird, der einigen jener Männer, namentlich den Herren Fichte, Schelling, Jean Paul Richter, Tieck, Friedrich und August Wilhelm Schlegel — ungeachtet manches schweren Verschuldens in dieser Hinsicht — unbestritten bleibt. Auf solche Weise denken wir dem leichten Tone und Gehalt dieser Blätter etwas mehr Gewicht von kritischer Strenge beizufügen, und, indem wir den Ernst mit dem Scherze, das Nützliche mit dem Unterhaltenden genauer verbinden, uns des Beifalls, den wir erhielten, nach und nach werth zu machen.

Verbesserungen.

Kritische und satyrische Streifzüge, zweiter Theil.

Seite 12. Zeile 6 von unten, lies: genöthigt statt genöthig.
— 21 Z. 5 von oben, l. meinem st. meines.
— 21 Z. 6 v. o. l. beharrlichen Widerspruche, st. beharrlichen Widerspruches.
— 61 Z. 5 v. o. l. welcher, st. welchen.
— 61 Z. 5 v. u. l. solchen, st. solcher.
— 83 Z. 6 v. u. l. Erfindungskraft, st. Empfindungskraft.
— 95 Z. 13 v. o. l. ihren, st. ihre.
— 105 Z. 8 v. o. l. anhäufe, st. anhäufte.
— 106 Z. 9 v. o. l. einfache, st. einfach.
— 120 Z. 8 v. o. l. werden, st. werde.
— 134 letzte Z., nach den Worten: das ganze Theater, setze hinzu: der Alten.
— 144 Z. 4 v. u. ist das Vorw. aus einmal zu streichen.
— 147 Z. 5 v. u. l. redeat, st. redat.
— 154 Z. 13 v. o. l. Nachbarn, st. Nachbaren, und so auch S. 155.
— 166 Z. 8 v. u. l. zwar, st. gar.
— 169 Z. 12 v. o. l. eine, st. seine.
— 177 Z. 5 v. o. l. Kunstzweck, st. Kunstwerk.
— 247 Z. 2 v. u. l. Symptomen, st. Sypmtomen.
— 254 Z. 7 v. u. l. darin, st. dann.
— 293 Z. 2 v. u. l. Herrschaftshause, st. Wirthschaftshause.
— 303 Z. 13 v. o., nach dem Worte: schmählich, schalte ein: haben.
— 314 Z. 10 v. u. l. könnten, st. könnte.
— 317 Z. 8 v. o. l. welche, st. welches.
— 327 Z. 9. v. o. ist das Wort auf einmal zu streichen.



